Digitized by Google

63 G75515 LAC

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS
AT
AUSTIN

F
3063
G75515

LATIN AMERICAN COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Unſere

Landsleute in Chile

Digitized by Google

Digitized by Google

Pfarrer Grin.

Unsere Landsleute in Chile

Aus dem Französischen übersetzt von **Hr. R. H.**

„Der Auswanderung wird das Vaterland endlich doch einen sicheren Stab an die Hand geben, und die scheidenden Kinder auch über die Ozeane mit seiner Sorge und den treuen Schutzgöttern der alten Heimat begleiten müssen."

Augustin Keller.

Lausanne.

Druck und Verlag von A Genton und Viret

1888

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Goog

Die Fahrt.

Lissabon, 22. Dezember.

Unser Dampfer „Cotopari", der „English-Pacific-Company", liegt bereits in der hiesigen Rhede, etwas mehr als drei Kilometer stromabwärts, unter Anker. Nachdem die für unsere große Seereise nötigen Einkäufe besorgt sind, lassen wir uns nach dem Dampfer hinüber fahren.

Auf seinem Verdeck bewegt sich eine bunte Menge von Reisenden. Bald am Gesicht, bald an der Kleidung erkennt man unter ihnen Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener, Spanier, Portugiesen, u. s. f. Ein nach Amerika bestimmter Steamer ist immer eine Musterkarte der verschiedenen Völker Europa's.

Digitized by Google

Wer ein Seeschiff noch nicht mit eignen Augen gesehen hat, kann sich kaum eine richtige Vorstellung von einem solchen schwimmenden Riesen machen. Seine ganze Einrichtung, sowie seine Verwaltung sind beinahe so groß und ausgedehnt wie die einer Stadt. Da gibt es ein Spital, ein Gefängniß, eine Apotheke, ein Schlachthaus, u. s. f. Die Reisenden verteilen sich in drei verschiedene Klassen, von denen sich die erste vorne, die zweite in der Mitte, die dritte hinten befindet. Eine jede Klasse hat ihre Privilegien, und durch eine mehr oder weniger strenge Ordnung ist man gezwungen, diese gegenseitigen Vorrechte zu berücksichtigen. Quer über dem Verdeck befindet sich eine schwarze Linie, welche den Passagieren der dritten Kajüte genau die Grenze für ihre Spaziergänge bezeichnet. Auch der Raum für die zweite Klasse ist genau abgegränzt, doch haben deren Insassen das Recht, die dritte Klasse zu besuchen. Das ganze Hinterteil des Schiffes steht also der ersten Klasse zu Verfügung, außerdem haben deren Passagiere überall freien Zutritt.

Jede Kajüte hat ihre eigene Tafel. Diejenige der ersten Klasse darf sich wohl mit der eines großen Gasthofes vergleichen. Die Reisenden dieser Abteilung zahlen allerdings auch eine entsprechend höhere Überfahrtstare. Die einfache Fahrt (der Wein ausgeschlossen) kommt auf mehr als 1800 Fr. zu stehen, dies macht, für 30 Tage zur See, 60 Fr. per Tag. Für die Überfahrt zweiter Klasse

Digitized by Google

zahlt man 1250 Fr., dritter Klasse 500 Fr. Die Auswanderer genießen jedoch eine bedeutende Preisermäßigung.

Unsere erste Kajüte ist diesmal nicht besonders stark besetzt, sie zählt höchstens sechzig Personen. Zum Glück ist mir eine besondere Kabine zuerteilt worden, eine unschätzbare Wohltat für eine so lange Überfahrt. Nachdem ich mich kaum eingeschifft, begebe ich mich nach vorne um noch vor der Abreise mit den Auswanderern Bekanntschaft zu machen. Trotz der buntbewegten Menge lassen sich die helvetischen Gesichter leicht erkennen. Unter den zwanzig Schweizern, die wir an Bord haben, nenne ich hier Herrn Sangruber, aus Vallorbes, mit vier Gefährten; Frau Meylan, aus Genf; Frau Gonthier, aus dem Berner Jura, und einen zwanzig jährigen Bieler. Auf meine Erkundigungen hin vernehme ich von Allen den Ausdruck einer vollkommenen Befriedigung. Die Nahrung sei sehr gut und reichlich, vielleicht nur zu reichlich, die Dienstboten überaus aufmerksam; kurz, man könne sich in keiner Weise beklagen. Nur ein Franzose, aus der Auvergne gebürtig, sagt mir, die Engländer verstünden nicht, eine richtige Suppe zu kochen, weil sie zu viel Fleisch dazu verwenden.

Auf dem Zwischendeck befinden sich die großen Schlafräume. Unsere Schweizer haben gruppenweise ihre besondere Kabinen, während die übrigen Auswanderer zu Vielen beisammen in größern Räumen schlafen. Überall scheint mir eine musterhafte Reinlichkeit zu herrschen.

Digitized by Google

3 Uhr. Die Anker werden gelichtet und man gibt das Zeichen zur Abfahrt. Der gewaltige Rumpf beginnt sich langsam zu bewegen und sucht gleichsam tastend einen Ausweg aus dem Labyrinth von Schiffen, womit die ganze Rhede angefüllt ist. Ein englisches Kriegsgeschwader liegt rings um uns unter Anker. Vierzehn Tage später, wurde einer dieser Riesen, dessen Ankerkette zerbrochen, vom Strom hinabgerissen und bohrte die benachbarte „Victoria" in den Grund, welche Katastrophe viele Menschenleben gekostet hat.

Man hört vielfach, die Tajomündung sei an Schönheit mit dem Bosporus zu vergleichen und in der Tat gewährt diese belebte Wasserfläche mit ihren reichen Gestalten einen unvergleichlich schönen Anblick. Am ganzen rechten Ufer entlang zieht sich eine unterbrochene Reihe von Türmen, Palästen, Schlössern und Villen.

Nach kurzer Fahrt haben wir die Barre hinter uns und wir sind auf offener See. In einer Entfernung von etwa zwei bis drei Kilometern zeigt ein langer Saum von sich kräuselnden Wellen die Stelle an, wo sich das Wasser des Stromes gegen die feste Wand des Ozeans stößt. Mächtige Wolkenberge, rauhe Windstöße und eine dunstige und schwüle Luft lassen uns einen nicht sonderlich erfreulichen Anfang auf dem Meere erwarten. Die Küstenlinie verschwindet immer mehr im Nebel und bald ist der letzte Fleck europäischen Bodens unsern Augen entrückt.

Digitized by Google

25. Dezember (Weihnachten).

Zu meinen Erstaunen finde ich den ganzen Speisesaal geschmückt mit künstlichen Blumen, Guirlanden und Inschriften, wie: „Glückliche Weihnachten!“ oder „Glück und Segen dem Kapitän!“ Die Offiziere, wie auch das Dienstpersonal sind in Festtagsuniform.

Bei dem heutigen Mittagessen wird auch Plumpudding aufgetragen; es bleibt also der Engländer selbst in fernen Ländern den Sitten und Gewohnheiten seiner Heimat getreu und selbst auf dem weitem Ozean weiß er sich heimisch einzurichten.

Unsere Auswanderer befinden sich durchweg gut, nur Frau S. wie ich bilden eine Ausnahme, uns wäre jedenfalls wohler auf festem Grund und Boden. Auf dem Verdecke wimmelt es förmlich von Kindern, welche schreiend und lachend herumspringen. Ich mache mit einigen Berner Auswanderern Bekanntschaft. Sie teilen mir in großer Bestürzung ein Gerücht mit, das eben in der Presse die Runde macht: Die chilenische Regierung wolle sich nicht weiter um das Kolonisationsunternehmen bekümmern und habe sich von dessen Ausführung zurückgezogen. Die bessergestellten Kolonisten, mehr als vierhundert an der Zahl, kehrten in ihre Heimat zurück, die unbemittelten aber, unfähig die Mittel für die Rückreise aufzutreiben, zögen von Stadt zu Stadt, bald ihr Brot erbettelnd, bald es stehlend. Das sind nun aller-

dings Nachrichten, die selbst den entschlossensten Auswanderer zurückzuschrecken vermögen.*

„Bis zum letzten Augenblicke haben wir mit unserer Abreise gezögert," erzählen mir unsere Leute. „Man hat uns allerdings aufgefordert, Ihre Rückkehr abzuwarten; aber da unser ganzer Hausrat bereits verkauft war, blieb uns nichts anderes übrig, als auszuziehen!"

10 Uhr Abends. Wir durchkreuzen die Gruppe der Canarischen Inseln.

26. Dezember.

Das prächtige Wetter versetzt uns heute in rosige Stimmung. Ich unterhalte mich mit verschiedenen meiner Reisegefährten, unter denen sich Vertreter fast aller Nationen befinden: Engländer, Franzosen, Deutsche, Spanier, Portugiesen, Argentiner, Brasilianer, Peruaner, u. s. f.

Der Schiffsarzt ladet mich ein, ihn zum Besuche verschiedener Patienten zu begleiten, mit denen er sich vergeblich zu verständigen suche. Ich finde im Spital eine arme Spanierin, deren Kind an der Halsbräune erkrankt ist. Die Erwachsenen, die sich hier eingefunden haben, leiden meistens unter der hohen Temperatur; nichts destoweniger beharren sie alle hartnäckig darauf, die wärmsten Winterkleider zu tragen.

* Siehe unsere Zeitungen vom Mitte November 1886.

Digitized by Google

Ich wohne heute der Austeilung der Speisen bei. Die Auswanderer haben sich nach eigener Wahl in Gruppen von je zehn Mann geteilt. Eine jede Gruppe hat sich einen Vertreter gewählt und diesem noch einen Mann zur Unterstützung beigegeben. Wenn die Essenszeit gekommen ist, nehmen diese beiden Repräsentanten in der Küche die Speisen in Empfang und zwar: eine große Schüssel voll ausgezeichneter Suppe, ein für zehn Personen berechnetes Laib Brot, eine große, in Felder abgeteilte Platte mit frischem Fleisch und Kartoffeln und endlich einen Krug Wein. Sonntags wird hie und da ein Nachtisch hinzugefügt. Die einzelnen Gruppen verteilen sich so gut wie möglich auf dem Verdeck und beginnen nun gemeinschaftlich ihre Mahlzeit. Einem Jedem steht noch eine zweite Portion Suppe zur Verfügung. Niemand wird bestreiten, daß diese Nahrung an und für sich ausgezeichnet sei; wenn die Leute dieselbe nicht zu schätzen wissen, so liegt es daran, daß ihnen dieselbe ungewohnt war. Es fehlt darum nicht an Klagen mancher Art. Die Spanier z. B., weil sie an's Öl gewöhnt sind, können sich mit der Butter nicht befreunden; auch würden sie dem hiesigen prächtigen, frischen Brote das schwere, unverdauliche Gebäck ihrer Heimat um vieles vorziehen. Wie aber wollte und könnte man alle die Liebhabereien dieser Leute befriedigen, die sich aus fünfzehn verschiedenen Nationen zusammenfinden?

„Das ist immer das alte Lied," sagte mir der Kom-

missär, „diese Leute möchten stets um den Preis der dritten Klasse die Tafel der ersten haben!“ Später hatte ich übrigens Gelegenheit zu erfahren, daß unsere Schiffsverwaltung durchaus nicht kleinlich ist, wenn es sich darum handelt, eine Gefälligkeit zu erweisen. Es war mir z. B. ein Leichtes, für diese und jene Person eine Extra-Platte mit irgend einer sehnlichst erwünschten Leibspeise zu erhalten. Welch' großen Unterschied finde ich in dieser Beziehung zwischen den diesmaligen Verhältnissen und denen der Auswanderungsschiffe nach den Vereinigten Staaten! Dort hatten die Emigranten nicht nur keine Einzelschlafstellen, sondern die Speisen, wenn sie ihnen überhaupt ausgeteilt wurden, waren oft buchstäblich ungenießbar!

Zwei junge Mädchen stellen sich mir als Landsleute vor. Sie sind aus Dörfern meiner Nachbarschaft gebürtig; die eine aus Rances, die andere aus Valleyres. Sie reisen in Gesellschaft der Familie S. nach Chile, um sich dort als Köchinnen oder Zimmermädchen verdingen zu lassen. Es wird ihnen dies jedenfalls ohne langes Suchen gelingen, und doch — warum überhaupt auswandern, da man doch derartige Anstellung bei uns ebenso leicht findet? Eins muß allerdings zugegeben werden: einem jungen Mädchen wird es immer ein Leichtes sein, sich in einem neuen Lande zu verheiraten!!

Immer mehr macht sich nun die Hitze der tropischen

Digitized by Google

Zonen geltend und darum erscheint jetzt der Abend doppelt kostbar und genußreich. Die milde Temperatur, die Stille der Nacht, das Schiff, wie es lautlos über die weite Fläche gleitet, das alles ladet so recht zur Träumerei ein! Statt dessen wird unter den Insassen der dritten Kajüte ein kleiner Ball improvisirt. Ein Irländer ergötzt seine Gefährten mit einem seiner „Gig" (irländischer Tanz), durch welche seine Landsleute so rühmlich bekannt sind.

29. Dezember.

Die Temperatur hat sich dermaßen gesteigert, daß Jedermann und besonders die Kinder, unter ihr zu leiden beginnen. „Die Kinder sollten eigentlich entwöhnt sein, bevor man sie an Bord bringt," sagte mir der Doktor, „denn das Unwohlsein, dem beinahe kein Reisender entgeht, gestaltet sich beim Säugling immer zu einer ernstlichen Krankheit. Es ist übrigens auf dem Schiffe kondensirte oder gefrorne Milch zu haben."

Ich mache die Bekanntschaft zweier Engländer, welche die argentinische Republik gründlich zu kennen glauben. Indem sie die unerschöpfliche Ertragsfähigkeit des Landes rühmen, sagen sie mir: „Argentinien ist noch weit mehr als Chile das Land der Zukunft." Man hört indeß dergleichen Redensarten zu oft, als daß man ihnen blinden Glauben schenkte; auch die Vereinigten Staaten,

Digitized by Google

Australien, Neu Seeland sind mir in ähnlicher Weise gerühmt geworden. Ohne Zweifel hat jedes neue Land seine gewissen Vorzüge, die es den Einwanderern erleichtern, sich über kurz oder lang ein Vermögen zu erwerben und doch ist es immer der gleiche Weg, auf dem man zu einem solch günstigen Resultate gelangt: die Intelligenz, der Fleiß und ein nüchterner, ökonomischer Sinn. Wie oft aber würden es die Leute mit diesen Eigenschaften auch in Europa auf einen grünen Zweig bringen! Jene beiden Engländer erzählen mir ferner, ein in Argentinien niedergelassener Irländer sei, bereit einem jeden ernsthaften Kolonisten gratis ein Stück Land auf seinem Besitztum abzutreten. Diese Freigebigkeit ist eine bloße Spekulation, da die Anwesenheit von nur wenigen Kolonisten auf dem gleichen, bisher unbewohnten Lande, binnen kurzem den Wert des Bodens verzehnfacht.

Dieses Gespräch veranlaßt einen brasilianischen Arzt dazu, die Vorzüge seines Landes geradezu unvergleichlich zu nennen. Indem er aber das behauptet, hat er sicherlich einen Hauptfaktor unberücksichtigt gelassen: er hat vergessen, um welch' hohen Preis jene Vorzüge erkauft werden müssen. Das brasilianische Klima ist ein so mörderisches, daß ihm die Europäer in kurzer Zeit fast durchweg erliegen.

Die klimatische Frage ist die wichtigste, und die Auswanderer können sie nie genug in Erwägung ziehen!

Digitized by Google

Vor allem ſind zu große Wärme, wie zu große Kälte zu vermeiden; dieſe Regel ſollte in erſter Linie befolgt werden! Wieviele junge Leute ſind das Opfer der grauſigen Winterkälte Canada's und der tötlichen Fieber der heißen Zonen geworden!

6 Uhr Abends. Der Anblick des feſten Landes verurſacht uns eine lebhafte Freude: in weiter Ferne ſehen wir das buchtige Ufer von Buona Viſta, einer Inſel der Cap-Verde-Gruppe.

30. Dezember.

Wir fahren jetzt wieder in feierlicher Stille und Einſamkeit dahin. Der Ozean, wie er ſich ſo ſchwer und lautlos hebt und ſenkt, gleicht einer flüſſigen Bleimaſſe; die Luft iſt ſo brennend heiß, als wehte ſie direkt aus einem Glühofen. Die Anzahl der Kranken hat ſich noch vermehrt und doch wollen ſie nicht von ihren warmen Kleidern laſſen. Der Arzt iſt ſo vielfach in Anſpruch genommen, daß er gar nicht mehr weiß, wo überall helfen. Er ſagt zu mir: „Schrecken Sie dieſe Leute einmal etwas auf! Jagen Sie ihnen eine heilſame Furcht vor Schlagfluß und Blutſturz ein!" Unter den Leidenden treffe ich auf einen Biskayer, der ſeiner ganzen Länge nach daliegt, ohne nur ein Lebenszeichen von ſich zu geben. Er trägt ein doppeltes Flanellhemd, eine dicke Weſte, einen ſpaniſchen Gurt von circa fünf Meter Länge und ſchließlich einen wollenen Rock, alles ſomit, um der Po-

larkälte zu trotzen. Ich frage ihn: „Warum in aller Welt haben Sie ſich derart eingehüllt?“ Er antworte mir: „Bei uns pflegt man zu ſagen: was gegen die Kälte ſchützt, das hält auch die Hitze ab.“ Wenige Schritte entfernt liegt eine Spanierin, die ebenfalls über die ſchreckliche Hitze klagt. Wir laſſen ſie in ihre Kabine tragen, wo man ihr einen wollenen Shawl wegnimmt, in den ſie ſich möglichſt warm eingehüllt hatte. Nachher wird ſie, etwas leichter angekleidet, wieder auf's Verdeck zurückgebracht.

Unter unſern Schweizern ſteht die Sache noch nicht ſo ſchlimm. Die Leute von Vallorbes können dieſe Hitze gut aushalten, nur Frau S. bleibt zu angegriffen, um ihr Bett verlaſſen zu können. Gegen derartige Krankheitsfälle gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich den feſten Willen. Dieſer aber ſchwindet am leichteſten dahin bei einer ſolchen nerventötenden Hitze. Der Doktor bedauert, daß er es hier nicht mit Kinder zu tun habe; er ließe ſie kurzweg mit der Rute behandeln, ſagte er mir. Wer weiß, ob die Zuflucht zu dieſem Mittel hier nicht auch das einzig Wirkſame wäre?

Die Kinder ertragen einen ſolchen Wechſel der Temperatur ausgezeichnet. Man meldet unter ihnen nur einen oder zwei Fälle von Dyſſenterie; es wird verordnet, in erſter Linie keinen Wein zu trinken.

4 Uhr. Dunkle Wolken türmen ſich am Horizonte auf

und ſchwärzen nach wenigen Augenblicken den ganzen Himmel. Ich bin zum erſten Male Augenzeuge einer Waſſerhoſe, muß indes geſtehen, daß ich mir dieſe Erſcheinung impoſanter vorgeſtellt habe. Eine lange, am obern Ende ſich ausbreitende Säule erhebt ſich vom Meer zu den Wolken. Ihre Dichte iſt aber keineswegs ſo bedeutend, daß man nicht quer hindurch ſehen könnte. Mit einem Fernrohr kann ich leicht beobachten, wie das Meer in weitem Umkreis in Aufregung iſt. Unter dem Einfluſſe des Windes ſenkt ſich die Waſſerſäule bald, biegt ſich in der Mitte, um nach und nach völlig zu verſchwinden.

Mächtiggroße Regentropfen fallen geräuſchvoll nieder, und während eines zwanzig Minuten dauernden Platzregens bietet das Verdeck, trotz der Sturmdächer, das Bild einer wahren Überſchwemmung.

Man ruft mich in's Spital, an die Seite eines bejahrten Franzoſen aus der Gegend von Bordeaux. Eine Herzkrankheit, an der er ſchon ſeit langer Zeit leidet, gefährdet ſein Leben und es wird kaum ſein letzter Wunſch in Erfüllung gehen, vor dem Tode noch ſeine in Chile niedergelaſſenen Kinder wiederzuſehen. Er gibt mir die Adreſſe der Seinigen und bittet mich, für den Fall, daß er unterwegs ſterben ſollte, ihnen ſein letztes Lebwohl zu überbringen.

Sylveſter.

An Bord iſt es Sitte, möglichſt lärmvoll das alte Jahr zu begraben und das neue zu begrüßen. Zehn Minuten vor 12 Uhr kündigen Pfeifen und Trommeln den Beginn der Comödie an. Harlekins, Hirten, Geſtalten mit geſchwärzten Geſichtern u. ſ. f. ziehen paarweiſe auf dem Verdeck herum und machen vor dem Kapitän halt. Es wird eine allegoriſche Darſtellung aufgeführt, begleitet von Chor- und Soligeſängen. Mit dem mitternächtlichen Glockenſchlag ertönt ein fürchterlich wildes Durcheinander von Flintenſchüßen, Schwärmern, Glocken, langgezogenen Hurrahrufen und ſonſtigem Geſchrei; ein Lärm, als ſollten die Toten erweckt werden! Unſer gute Kapitän, dem dieſe geräuſchvolle Huldigung gilt, läßt ſtill zufrieden alles über ſich ergehen.

In ſelbiger Stunde paſſiren wir den Aequator und ſchwimmen jetzt auf der ſüdlichen Halbkugel.

1. Januar 1887.

Trotz des bewegten Lebens auf dem Verdeck lade ich doch unſere Landsleute zu einer religiöſen Feier ein; auch einige Franzoſen geſellen ſich zu uns. Der Neujahrstag iſt ein Zeitpunkt, wo die ferne Heimat laut und eindringlich zum Herzen derer ſpricht, die ſie verlaſſen haben; darum füllen ſich denn auch viele Augen mit Tränen.

Digitized by Google

2. Januar.

Geiſt und Leib leiden heute unter einer überwältigenden Hitze und wir ſuchen vergebens nach irgend einem Mittel, uns aufzufriſchen. Was ſoll aus uns werden, wenn dieſe Temperatur noch lange ſo bleibt! — In Liſſabon hatte ich in der guten Abſicht, unſern lieben Kleinen eine Überraſchung machen zu können, einige Orangen gekauft. Wie ich mich heute nach denſelben umſehe, finde ich ſie ſammt und ſonders verfault. Die Kinder, wie auch ich, ſind um eine Freude gekommen.

Man bringt mir ein prächtiges Exemplar eines fliegenden Fiſches, der wohl wert wäre, daß man ihn conſervirte. Ich verſuche ihn alſo zu reinigen und die übliche Inciſion auszuführen; leider aber iſt das Tier, wenn es bereits lange Zeit außer dem Waſſer geweſen, zu trocken, als daß mein Verſuch noch geglückt wäre. Schon ſeit einigen Tagen haben wir Gelegenheit, dieſe intereſſanten Fiſche zu beobachten. Durch einen etwa hundert Meter langen Flug ſuchen ſie ihren Feinden zu entrinnen; noch ehe ſie ſich aber in ihr Element fallen laſſen, hat ſie ihr ſchnellſchwimmender Verfolger bereits wieder eingeholt. Wir bekommen heute auch Walfiſche zu ſehen; zuerſt einen, dann bald eine große Zahl. Man kann ſie ſchon auf eine weite Entfernung hin erkennen an dem doppelten Waſſerſtrahl, den ſie ausſpritzen, ſobald ſie, um zu atmen, an die Oberfläche kommen.

Digitized by Google

Zum ersten Male seit unserer Abreise sind am westlichen Horizonte Segelschiffe in Sicht. Wir nähern uns dem amerikanischen Kontinent und zwar speziell der Insel Fernando de Naronha, auf der die brasilianische Regierung eine Strafanstalt errichten ließ.

Ich begleite wiederum den Schiffsarzt auf seinem Rundgange. Unter den Patienten befindet sich eine Spanierin, der wir vergeblich Vernunft beizubringen suchen. Schon seit mehreren Tagen schläft und ißt sie nicht mehr. Sie ist bis zur Ohnmacht erschöpft, beharrt aber trotzdem darauf, nach der Sitte ihres Landes einen festen, mehr als zweijährigen Buben an ihrer Brust zu nähren. Man entreißt der schwachsinnigen und zugleich starrköpfigen Frau das Kind mit Gewalt und führt sie in's Spital; dort verordnen wir ihr eine starcke Dosis Cognac mit Wasser. Ich schiebe hier die Empfehlung ein, man möge sich für die Reise stets mit bestem Cognac versehen.

Herr S. teilt mir in großer Besorgniß mit, seine Frau befinde sich so schlecht, daß sie sich nicht mehr erheben könne, ja vielleicht das Ende der Fahrt nicht mehr erleben werde. „Sie leidet an gar keiner eigentlichen Krankheit", sagte mir der Arzt, „sie macht ihr Übel immer größer durch ihre übertriebene Furcht und ihre ängstliche Pflege. Wenn sie doch nur einmal aufstehen wollte um frische Luft zu schöpfen! Jagen Sie ihr einen

kleinen Schrecken ein; Sie werden gleich sehen, daß sie ihre Füße noch hat!“ Ich erledige mich getreulich dieses Auftrages, indem ich zur Frau S. sage: „Wenn Ihnen daran gelegen ist, mit uns an's Ziel der Reise zu kommen, so ersuche ich Sie, das Aufstehen einmal zu wagen.“ Dieses Mittel verfehlte seine Wirkung nicht: nach kurzer Zeit schon sah ich sie am Arm ihres Gatten auf dem Verdeck spazieren.

Auch hier an Bord haben wir Leute, die immer sich zu beklagen haben: die französischen Auswanderer werfen dem Arzte vor, er vernachlässige sie. Der Grund dieser Unzufriedenheit liegt nicht fern. Da es Vorteile mit sich bringt, auf die Krankenliste gesetzt zu werden, verfielen eine beträchtliche Zahl von Auswanderern auf die List, ihre verschiedenen kleinen Leiden möglichst groß und ernst hinzustellen. Unser Mediziner aber kennt die Schliche dieser Art und weist solche Leute einfach ab. Das nennen sie dann „vernachlässigt werden“!

Diesen Abend unterhalte ich mich längere Zeit mit unserm Kapitän. Er ist Junggeselle, in Benehmen und Umgang ein ungemein einfacher, liebenswürdiger Mann. Er erzählt mir unter anderem: „Letztes Jahr hatte ich eine Schweizerin engagirt, die sich während der Überfahrt ausschließlich mit den Kindern beschäftigen sollte; es war dies eine wahre Wohlthat für die Mütter sowohl

als für die Kinder. Allein schon nach der ersten Fahrt hat unsere Bonne ihre Stellung so gänzlich satt bekommen, daß sie weder durch meine noch durch des Doktors Bitten länger zu halten war."

Ein leichter Wind bringt uns willkommene Erfrischung.

Bei einbrechender Nacht erfreuen wir uns eines Anblickes, an dem man sich gar nicht satt sehen kann: Mit vollen Segeln streicht der stolze Bau über die stille Wasserfläche hin, in der sich der Mond in glänzender Pracht spiegelt.

Schon seit einigen Nächten sehen wir auch das vielgerühmte südliche Kreuz. Wie schön dasselbe auch sein mag, so glaube ich doch, daß unser Großer Bär entschieden mehr in die Augen fällt.

4. Januar.

In Folge eines heftigen Sturmes waren wir diese Nacht genötigt, unsere Kabinenfenster zu schließen und lebten daher in einer fast unerträglichen Luft. So wechseln ununterbrochen Freud und Leid auf einer Seefahrt.

Wir beginnen immer mehr unter der einförmigen, kraft- und saftlosen Nahrung zu leiden. Man pflegt auf den Schiffen das Fleisch und die übrigen frischen Lebensmittel in einem Kühlfasse aufzubewahren und doch ist ein weiter Unterschied zwischen dem in Eis conservirten

Digitized by Google

und dem eigentlich frischen Fleische. Jedenfalls ist dem früheren System den Verzug zu geben. Dasselbe bestand darin, daß man lebendes Vieh, so viel man für die Reise nötig hatte, an Bord mit sich führte. Die französischen Schiffe, deren Küche stets rühmlichst bekannt ist, sind diesem alten System treu geblieben.

Unser Schiff wird vom wilden Meere gleich einer Nußschale hin und her geworfen, so daß man sich unmöglich mehr auf dem Verdecke halten kann; beinahe alle Passagiere leiden an der Seekrankheit.

Ich unterhalte mich mit einem Offizier über die Rettungsmittel, die uns zu Gebote stehen. Unsere acht Rettungsschiffe fassen höchstens zweihundert Personen und wir sind tatsächlich fünfhundert. „Im Notfalle," sagte man mir, „hat man stets zu befürchten, daß die Hälfte der Leute ertrinke und vor allen die Auswanderer. Es bemächtigt sich derselben ein panischer Schrecken, so daß sie alle und jede Kaltblütigkeit verlieren und sich in's Wasser stürzen, ohne darauf zu achten, wohin sie fallen." Das ist allerdings eine betrübende Aussicht! Was soll man von einer Schiffsgesellschaft halten, die nur Rettungsmittel für die eine Hälfte der Passagiere mit sich führt und die sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, die andere Hälfte werde umkommen! Auf allem Dampfern, mit denen ich bisher gereist bin, befand sich unter jeder Matratze ein Rettungsgürtel.

Digitized by Google

5. Januar.

Wir hatten eine so schreckliche Nacht, daß ich fürchte, eine Gehirnentzündung zu bekommen. Da wir uns Rio de Janeiro nähern, warnt mich der Doktor zum Voraus, mich nie der direkten Sonnenhitze auszusetzen und mich durchaus des Obstgenusses zu enthalten. Ich sehne mich oft in die Schweiz zurück, wo eine so prächtige Kälte herrscht. Mir ist's, als wäre mir jetzt ein Frost von — 40° die allergrößte Wohltat!

Ich mache einen kurzen Besuch bei den Kranken. Jener alte Franzose ist ungemein schwach geworden; Frau S. ist auf dem Verdeck gebettet nnd verläßt ihr Lager nicht mehr. Alle andern befinden sich so wohl, daß ich sie beneiden möchte.

Es sind verschiedene Dampfer in Sicht; der eine, ein englischer Steamer, der auf der Reise nach Bahia begriffen ist, steuert direkt auf uns zu, hält sich dann in einer Entfernung von circa fünfzig Metern an unserer Seite und setzt mit uns die Fahrt fort.

Ein Peruaner, Ex-Consul in Bordeaux, unterhält sich mit mir zu wiederholten Malen über sein Geburtsland und rühmt dessen unerschöpflichen Reichtum. Er versichert mich, daß gerade nach jener Seite hin sich diejenigen wen-

den sollten, welche sich ein Vermögen erwerben wollen. Er vergißt wohl, das es nicht die Fruchtbarkeit des Landes ist, welche die Emigranten aus jenen Gegenden fernhält, sondern die Unbeständigkeit der dortigen Regierung, ein Übelstand, der die Ursache von unaufhörlichen Gefahren ist. Welch'seltsame Wechselfälle hat dieses Peru schon erlebt! Dem sprichwörtlichen Reichtum, mit dem es lange Zeit gesegnet war, ist ein unvergleichliches Elend gefolgt. Kraft welchen Gesetzes geraten stets die an Goldminen reichen Länder in solchen Verfall? Sollte es wahr sein, daß der einzig dauerhafte Wohlstand derjenige ist, welcher durch anhaltende Arbeit und Sparsamkeit erworben wurde? Der häufigste Gesprächsgegenstand meiner Reisegesellschaft ist die Abwägung des relativen Wertes der verschiedenen südamerikanischen Republiken. Mehrere meiner Reisegefährten, die bereits alle jene Gegenden kennen, suchen mich zu bewegen, nicht nur Chile, sondern auch Argentinien, Paraguay und Urugay zu besuchen. Eine Vergleichung zwischen diesen Ländern dürfte allerdings interessant genug sein, um der Gegenstand einer ganzen Literatur zu werden. Welch' großer Dienst wäre durch eine einläßliche Behandlung dieser Frage allen denen erwiesen, für welche die Auswanderung die letzte Zuflucht ist!

Unter den Reisenden der zweiten Klasse befindet sich ein Spanier, der früher in den Nordprovinzen Beamter

war. Nach seiner Rede scheint er mir ein ungemein klarer Kopf zu sein. Er erzählt mir oft von der ökonomischen Lage seiner Heimat: „Der Norden Spaniens, die ehemalige Kornkammer der Halbinsel, ist jetzt ruinirt durch die Concurrenz der amerikanischen Produkte und alle Auswanderer, die wir an Bord haben, sind durch großes Elend ausgetrieben worden; ja, es gibt unter ihnen solche, die es nicht einmal dahin brachten, ihren Landbesitz zu verkaufen, bevor sie auswanderten.“ In der Tat entwerfen mir alle jene Unglücklichen ein bejammerungswürdiges Bild von den landwirtschaflichen Zuständen in ihrer Heimat. Sie ziehen aus, buchstäblich, um nicht zu verhungern. „Wir hätten noch wohl leben können vom Ertrag unserer Arbeit,“ sagen sie mir, „aber die Steuern erdrückten uns!“ Doch nicht nur Spanien, sondern bereits jeder europäische Großstaat scheint zu solchen Klagen Anlaß zu geben. Alle unsere deutschen Auswanderer, darunter zwei Berliner, bezeichnen mir die Lage der Arbeiterklassen in ihrem Lande ebenfalls als eine drückende. Man darf sich also gar nicht wundern über das stetige Wachsen der deutschen Auswanderung!

Bei uns in der Schweiz ist die ökonomische Lage noch bei weitem keine derartig kritische, wiewohl viele, und besonders diejenigen, welche unsere Landwirtschaft im Auge haben, ernstliche Besorgnisse zu hegen anfangen. Wie soll man gegen diese drohende Gefahr ankämpfen? Jederman kann es voraus sehen, wie gefährlich

Digitized by Google

mit der Zeit das bisherige Mittel, die Erhöhung der Einfuhrzölle, werden könnte. Ich glaube darin eine Abhülfe zu ſehen, daß man ſich beſtrebt, dem Boden möglichſt Alles abzugewinnen, was er überhaupt hervorzubringen im Stande iſt. Das Land wirft heutzutage das doppelte von dem ab, was es vor fünfzig Jahren lieferte und deßhalb dürfte es leicht ſein, noch größern Nutzen aus ihm zu ziehen. England liefert uns den Beweis hiefür.

Der heutige Abend iſt unvergleichlich ſchön. Der Vollmond erfüllt das ganze Himmelsgewölbe mit tagehellem Lichte. Nach unſerer Berechnung ſollten wir um 2 Uhr Nachmittags in Rio de Janeiro, der braſilianiſchen Hauptſtadt, ankommen.

6. Januar.

Heute iſt mein Erſtes ein Blick aus dem Kabinenfenſter. Mit jenem freudigen Gefühle, das nur der auf dem Meere Reiſende kennt, erſpähe ich einen Streifen Landes, eine Reihe kahler Hügel. Trotz der frühen Morgenſtunde iſt ſchon das ganze Verdeck von Paſſagieren belebt.

10 Uhr. Nun überſteigt die Hitze alles, was wir bisher erlitten haben, und immer bleibt uns noch Schwereres zu befürchten, ſoll doch die Bucht von Rio de Ja-

neiro der anerkannt heißeste Punkt der ganzen brasilianischen Küste sein.

Mittag. Der hohe, kegelförmige „Zuckerhut," welcher den Eingang des Hafens von Rio bezeichnet, ist schon deutlich sichtbar. Nach zwei Stunden passiren wir die Einfahrt und befinden uns nun in der Bay von Rio. Sie wird wahrlich nicht vergebens die schönste der ganzen Welt genannt! Hohe Berge bilden den Hintergrund des wunderbaren Gemäldes; zahlreiche Vorgebirge ragen ringsum in's Meer hinaus. Palmen mit zierlich geformten Fächern, Bananen mit riesenhaften Blättern und alle die übrigen Repräsentanten der tropischen Flora beschatten die in üppigem Grün liegenden menschlichen Wohnungen. Nicht der leiseste Windhauch ist spürbar und die beinahe senkrecht über uns stehende Sonne brennt wie glühendes Eisen. Wir beschließen, die Nacht auf dem Gipfel des Corcovado, des Rigi dieser Gegend zuzubringen. Auch hier stünde uns eine Zahnradbahn zur Verfügung; doch ziehen wir vor, zu Fuß einen Waldweg hinauf zu steigen. Ich muß darauf verzichten, hier eine getreue Schilderung von dem zu geben, was ein brasilianischer Wald ist! Seine Üppigkeit, sein Blumen- und Blätterreichtum erscheinen unsern Augen wunderbar und großartig. Mit stummem Entzücken sehen wir in diese dichte, saftstrotzende Vegetation hinein. Unzählige Arten von Schlingpflanzen ver-

Digitized by Google

knüpfen sich zu einem dichten, unentwirrbaren Durcheinander. An jeder von der Sonne beschienenen Stelle haben sich eine Menge von licht- und luftbedürftigen Pflanzen angesiedelt. Ein sammetartiges Moos wuchert zu unsern Füßen; gelbe, grüne, blaue oder rote Flechten bekleiden die Baumstämme; endlose Lianen verketten alle Zweige miteinander und hängen in zierlichen Guirlanden herab. Über allem dem lastet die buntfarbige Menge der Blumen, die bald dunkle Lauben, bald wunderbare Übergänge bilden. Diese Szenerie wechselt von Minute zu Minute und bietet immer wieder ein neues Gemälde, mit neuen reizenden Partien, bis schließlich Auge und Seele so berauscht und ermüdet werden, daß sie nicht weiter bewundern und genießen können. Die Nacht ist bereits hereingebrochen, als wir auf der Bergspitze (circa 2000' über dem Meere) anlangen. Die weit sich ausdehnende Stadt mit ihren Tausenden von Lichtern, die Rhede, die langen Alleen, alles ist wie zu einem großen Feste beleuchtet. Nur ungern steigen wir zum Hotel hinunter und fassen den Entschluß, den prachtvollen Anblick am nächsten Tage, bei jungem, hellem Lichte nochmals zu genießen. Die Nacht aber hat uns noch weitere Überraschungen aufgespart: Mit geheimnisvollem Lichte beleuchtet der Vollmond den Urwald. Zahlreiche Leuchtkäfer durchkreuzen in raschem Fluge das niedere Buschwerk und erglänzen von Zeit zu Zeit in blendendem Lichte. Aller Genuß, den uns der Tag gebracht, wird jetzt noch

Digitized by Google

erhöht durch die Würze der Nachtluft. Rio de Janeiro wird stets eine meiner schönsten Reiseerinnerungen sein!

7. Januar.

Als wir nach dem „Cotopari" zurückkehren, finden wir die Passagiere in großer Aufregung. Es ist die Nachricht eingetroffen, in Montevideo herrsche die Cholera. Unser Dampfer wird deshalb in jenem Hafen nicht unter Anker gehen können, sondern direkt nach Punta Arenas, an der Magellanstraße, fahren. Alle Passagiere, deren Reiseziel Uruguay oder Argentinien ist, müssen in Folge dessen hier gelassen werden. Man hört überall Klagen gegen dieses Vorgehen, denn aus der großen Verspätung erwächst Manchem ein bedeutender Schaden. „Da haben wir wieder ein Beispiel der englischen Art und Weise, die Passagiere zu behandeln!" ruft ein Spanier entrüstet. „So lange sie Geld in die Tasche stecken können, bleiben sie ihren Verpflichtungen getreu; sobald sie aber in irgend welchen Schaden geraten könnten, schämen sie sich nicht, wortbrüchig zu werden!"

Wieviele leichenblasse Gesichter mit hohlen, mageren Wangen trifft man unter den Brasilianern! Sie sind ein beredtes Zeugniß für das ungesunde Klima. Ein früher Tod ist dort fast durchweg das Loos des Europäers und wen derselbe noch nicht erreicht, der trägt doch schon sein Maalzeichen an sich.

Digitized by Google

Gegen 6 Uhr Abends ſetzen wir unſere Reiſe fort und ſchwimmen nach zwei Stunden wieder auf hoher See.

8. Januar.

Unter den Auswanderern befindet ſich eine Anzahl Franzoſen aus der Gironde und aus Lyon, mit denen ich mich mit vielem Intereſſe unterhalte. Sie verlaſſen ihre Heimat, weil ihnen die Reblaus alle Exiſtensmittel benommen hat. Bekanntlich iſt in einigen franzöſiſchen Gegenden der Weinbau vollſtändig vernichtet. Wenn man an den glücklichen Wohlſtand zurückdenkt, deſſen ſich die franzöſiſchen Weinpflanzer noch vor wenigen Jahren erfreuten, ſo kann man nicht umhin, das traurige Loos dieſer Leute zu bemitleiden. Sie wandern nun nach Chile aus, weil dort bereits viele ihrer Landsleute die ſchönſten Reſultate durch Weinbau erzielt haben.

9. Januar.

Sonntag. Ruhige See. Wir verſammeln uns auf dem Verdeck zu einem Gottesdienſte, für den mir alle aufrichtig dankbar ſind. Bei der Erinnerung an die ferne Heimat und der ſtillen Furcht, ſie vielleicht nimmer wiederzuſehen — beim Gefühle, ſich einem tückiſchen Meere anvertraut zu haben, iſt uns das Wort Gottes in erhöhtem Maße eine Erbauung. Einige Franzoſen (Katholiken) haben ebenfalls unſerer Andacht beigewohnt

und als sich einer derselben bei mir bedankt, fragt er, ob dies nun wirklich die Religion der Protestanten gewesen sei; man habe ihn stets gelehrt, die Protestanten glauben an gar nichts. Der Gebrauch der Bibel hat ihm besonders gut gefallen; doch weiß er nicht, wie er sich eine solche verschaffen könnte. Ich bedaure, seinen Wunsch nicht befriedigen zu können.

In Rio hat sich unter andern ein junger Deutscher bei uns eingeschifft. Er bereist im Interesse eines großen Hamburger Geschäftshauses das ganze südamerikanische Festland und hat sich dabei eine gründliche Kenntnis von Land und Leuten erworben. Er sagt mir, es sei im Allgemeinen viel ungehobener Reichtum vorhanden; es fehle nur an Händen und Kapital. Die Einfuhr aus Deutschland habe bereits eine so große Ausdehnung angenommen, daß der deutsche Handel die erste Rolle spiele. Ich weiß nicht, wie viel an der Sache wahr ist; das eine aber ist sicher, daß Deutschland vor keinem Opfer zurückschreckt, um sich neue Absatzgebiete zu schaffen. In der Tat findet man die deutschen Geschäftsreisenden in der ganzen Welt, während die englischen und französischen Kaufleute mehr an dem alten Gebrauche festhalten, darauf zu warten, bis die Bestellungen von selbst eingehen.

Die Zeitungen, welche wir in Rio gekauft haben, melden zahlreiche Unglücksfälle zur See. Es dreht sich

Digitized by Google

daher auch unser Tischgespräch sehr oft um diesen Punkt. Auf seiner letzten Reise mußte der „Cotopari", als er die Magellanstraße verließ, gegen einen Sturm so ankämpfen, daß es die größte Mühe kostete, die offene See zu gewinnen. Während sechs Tagen konnte keine Mahlzeit mehr aufgestellt werden; ein jeder mußte sich mit dem begnügen, was er gerade erhaschen konnte. Allerdings ist der Appetit während derartigen Gefahren kein sonderlich großer. Die Magellanstraße ist im Allgemeinen, und besonders auch unserer Gesellschaft als gefahrvoll bekannt. Sie verlor dort bereits zwei Schiffe; die Deutschen und die Franzosen je eines. Vor zwei Jahren hat unser Kapitän beinahe das seinige verloren: es war bei nebligem Wetter, und man fuhr mit vollen Segeln, als das Schiff einen im Wasser verborgenen, bisher unbekannten Felsen streifte; hätte man sich um wenige Schritte mehr rechts gehalten, so wäre der Dampfer direkt auf die Klippe gestoßen und die furchtbare Katastrophe wäre unmöglich zu vermeiden gewesen. Gar viele Schiffe verschwinden auf diese Weise, ohne daß man von ihrem Schicksale noch weiteres hört. Um die Kapitäne zu möglichster Wachsamkeit anzuspornen, erhalten sie von den Gesellschaften eine Belohnung von 100 L. St. (2500 Fr.), sofern sie während zwei Jahren jeden Unfall vermieden haben. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die Unglücksfälle zur See meistens durch Nachlässigkeit verschuldet werden.

Der Dampfer, welcher dem unsrigen voranging, teilte mit uns dasselbe Schicksal; er durfte ebenfalls in Montevideo keinen Halt machen und war gezwungen gewesen, einige Hundert italienische und spanische Auswanderer, die sich für Argentinien eingeschifft hatten, nach Chile zu führen. Die Gesellschaft ist verpflichtet, auf ihre eignen Kosten jene Reisenden an ihren Bestimmungsort zurückzubringen, falls die Leute nicht vorziehen sollten, in Chile zu bleiben.

Die Auswanderer versammeln sich heute Abend zu einem gemütlichen Ball. Ein Berner spielt die Handharmonika und macht die andern aus Leibeskräften tanzen. In der Tat wird die Zeit an Bord eines Schiffes nach und nach so einförmig und langweilig, daß man gar nicht weiß, wie man sie vertreiben soll. Es gibt nichts, das irgend welche Zerstreuung brächte und es ist daher zu empfehlen, daß ein Jeder sich einige Bücher mitnehme, um so mehr, als die Schiffsbibliothek nur englische Schriften enthält.

10. Januar.

Eine leichte Brise verschafft uns willkommene Erfrischung.

Der alte Franzose im Spital hat beinahe alle Kraft verloren und wird bald seinen Leiden erliegen. Ich besuche ihn mehrere Male des Tags.

Digitized by Google

Zwei Franzoſen haben ſich mir vorgeſtellt, von denen der eine, ein Weinbauer aus Angouleme gebürtig, ſich in Amerika ein neues Glück erringen will, da ihm die Phyllorera ſein Hab und Gut vernichtete. Einige Freunde, die ſeit Jahren in Santiago anſäſſig ſind, haben ihn zu ſich hinübergerufen; der andere kehrt zu ſeiner Familie zurück. In ſeinen Augen iſt Chile das wertvollſte der amerikaniſchen Länder; er behauptet dies, trotzdem, oder gerade, weil er alle übrigen kennt. Sein erſter Aufenthaltsort war Californien, und zwar in der Epoche der Goldminenentdeckung. Sein jetziges Vermögen ſtammt aus jener Zeit, denn, klüger als die Goldſucher, von denen nur ein kleiner Teil ſich wirklich bereichert, hatte er im Gebiete der „Placers" eine Spirituoſen-Niederlage und ſpäter ein Hotel errichtet. Beim Anhören ſeiner Erlebniſſe verſtreicht uns die Zeit in ſehr angenehmer Weiſe.

Wir fahren jetzt durch ſonderbar gelbgefärbtes Waſſer, welches gegen das Bleigrau des Ozeans ſcharf abſticht. Wir wußten anfangs nicht, ob dieſe Färbung die Spur einer Walfiſchherde ſei, oder ob wir uns bereits im Stromwaſſer des Rio de la Plata befänden. Ein Geographiebuch belehrte uns näher darüber. Jene gelbe Färbung des Waſſers, wie ſie in dieſen Gegenden ſehr häufig ſein ſoll, rührt von einer Menge zarter Pflänzchen her, die mit bloßem Auge gar nicht erkennbar ſind. Un-

ter dem Vergrößerungsglase sehen wir in der Tat vegetabilische Fasern, deren Zellen an unsere Algen erinnern; rings um die feinen Blättchen haben sich Crustaceen angesiedelt.

Unsere Fahrt geht sichtlich langsamer, da es nötig scheint, die Kohlen zu sparen. Der Preis derselben ist in den verschiedenen Häfen ungleich und da er besonders in Rio ein ungemein hoher ist, versieht man sich dort nur mit dem notwendigsten Bedarf. Der Kohlenverbrauch eines Seedampfers ist ungeheuer, etwa 2000 Zentner per Tag. Bei jenen, die zwischen Liverpool und New-York fahren, beläuft er sich sogar auf 6 bis 8000 Zentner; doch ist dort die Fahrgeschwindigkeit auch eine entsprechend größere.

Unter den Passagieren erster Klasse befindet sich ein Schotte, der sich schon seit langer Zeit in Chile niedergelassen hat und nun dort in sehr günstigen Verhältnissen lebt. Er betreibt einen großartigen Kornhandel und macht mir über diesen Geschäfszweig Mitteilungen, aus denen unsere Kolonisten vielleicht Nutzen ziehen können. Das Geschäftshaus, dessen Leiter er ist, wird sich nächstens einen eignen Hafen bauen, aus dem seine sämtlichen Kornsendungen nach den europäischen Marktplätzen versandt werden sollen. Das Getreide wird dann den Namen des Ausfuhrplatzes tragen. Dieses Haus verpflichtet

Digitized by Google

ſich nun, den ganzen Getreideertrag des Landes zu den beſtmöglichen Preiſen anzukaufen, unter der Bedingung, daß ſich die Lieferanten nur derjenigen Sämereien bedienen dürfen, welche ihnen vom Kaufhauſe geliefert werden. Letzteres wird die Sämereien teils aus Californien, teils aus Auſtralien beziehen und ſie alsdann zum Koſtenpreiſe abgeben. Zu einem derartigen Unternehmen bedarf es in erſter Linie der ungeheuern Kapitalien, über welche jenes größte der chileniſchen Geſchäftshäuſer tatſächlich verfügt. Dieſer Schotte kennt Chile vielleicht beſſer als irgend ein Anderer. Er macht mich fernerhin auf einige Hauptpunkte aufmerkſam, die ich vor Allem in's Auge faſſen möge. Er ſagt mir, ich ſolle mich ohne Verzug darum bemühen, daß man unter den Koloniſten die religiöſe Pflege nicht gänzlich unbeachtet laſſe. Er verſichert mich, die engliſchen und amerikaniſchen Häuſer in Valparaiſo trügen jedes Jahr, aus freien Stücken, ihr Mögliches dazu bei. Es iſt gerade dieſer Punkt die bewunderunswürdige Seite der angelſächſiſchen Raſſe: mit der hartnäckigſten, unabläſſigſten materiellen Arbeit wiſſen ſie ſtets die Pflege der idealen Güter zu verbinden.

Er betont ferner, der Grundſtein für eine geſicherte Zukunft der Koloniſten ſei der Beſitztitel. „Man ſtelle ſich die Enttäuſchung und das Elend der Auswanderer vor, wenn es nach fünf oder zehn Jahren — einem Zeitpunkte, wo ſie bereits das Land gründlich bebaut

haben — der Regierung einfallen sollte, ihnen anzukünden, das Resultat der Kolonisationsunternehmung entspreche nicht den Erwartungen und man wolle folglich die bisherigen Vergünstigungen gegen einen Schadenersatz zurückziehen.„ Daß dieser letztere bedeutend hinter dem wirklichen Verluste zurückbliebe, versteht sich von selbst.

Eine große Zahl von Vögeln fliegen rings umher, trotzdem wir mindestens fünfzig Meilen vom Lande entfernt sind.

Die Nacht bietet ein wundervolles Bild! Die Spur unseres Schiffes erglänzt beim Wiederscheine des Mondlichtes gleich einer mächtigen, den Ozean durchkreuzenden Feuerbahn. Das Meerleuchten von ungewöhnlicher Intensität setzt uns in Erstaunen: ein breites, feuriges Band umgibt ringsum das Fahrzeug. Die großen Segel, die sich bei der Bewegung der Fluten langsam auf und nieder wiegen, heben sich schattenartig vom lichterfüllten Hintergrunde des Himmelsgewölbes ab.

12. Januar.

Schon seit zwei Tagen hat sich das Wetter vollständig geändert. Auf die tropische Sonnenhitze ist ein kalter Nebel gefolgt, so dicht, daß man in einer Entfernung von nur wenigen Metern gar nichts mehr unterscheiden kann.

Schlotternd vor Kälte ziehen wir unsere wärmsten Winterkleider an. Wir befinden uns in der Nähe eines auf der Rückkehr begriffenen Dampfers; die Fahrgeschwindigkeit wird bedeutend vermindert, denn die Unglücksfälle sind bei solchem Nebelwetter sehr häufig. Eine der gebräuchlichsten Vorsichtsmaßregeln ist die Sirene oder Nebelpfeife; ihre in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgenden dumpfen Töne erinnern an den Hilferuf eines Bedrängten und flößen unserer Reisegesellschaft, und besonders den Frauen, ein unwillkürliches Gruseln ein.

10 Uhr Morgens. Unsere sämtlichen Reiseeffekten, sogar die dicksten Wollkleider, sind durchnäßt; der fast undurchdringbare Nebel macht uns das Atmen sehr beschwerlich. Dieser Temperaturwechsel ist so plötzlich erfolgt, daß wir anfangen, ernstlich um unsere Gesundheit besorgt zu sein. Der Ozean ist still wie ein Grab und die Fahrt durch diese künstliche Nacht hat gerade wegen der geheimnisvollen und zugleich feierlichen Stille einen eigentümlichen Reiz; sie gibt uns einen richtigen Vorgeschmack des grausigen Winters der südlichen Breiten.

Im letzten Momente vor meiner Einschiffung in Lissabon, wurde mir eine Menge von Briefen übergeben, die mir aus allen Gegenden der Schweiz nach Lausanne gesandt worden sind; fast jeder enthält eine schmerzliche Bitte. Welch' einen betrübenden Einblick in's Unglück der

Digitized by Google

Familien, der ganzen Gesellschaft, bietet mir diese Lektüre! Wie viele Eltern und Verwandte sprechen hier ihre Angst und ihre Besorgnisse aus! Mehr als sechzig Personen soll ich auffinden, von denen man keinen Bericht mehr erhalten hat, welche man entweder für tot, oder für so unglücklich hält, daß sie es unterlassen, noch irgend welche Nachrichten von sich zu geben. Ferner werde ich beauftragt, Erkundigungen einzuziehen über alle erdenklichen Industriezweige des Landes. Meine Aufgabe ist originell und mannigfaltig genug, um mir viel Freude und Interesse zu verschaffen.

Nachmittags verscheucht die Sonne den unfreundlichen Nebel und allmälig können wir wieder etwas erwarmen.

Ein winzig kleiner, schwarzer Punkt taucht am Horizonte auf. Wir erkennen bald das erwartete Schiff unserer Gesellschaft und schon nach einer halben Stunde befinden wir uns auf gleicher Höhe mit ihm. Der Leser kann sich kaum eine Vorstellung machen von dem eigenartigen Reize einer solchen Begegnung auf hoher See!

Wir nähern uns der Magellansstraße und somit der südlichen Spitze Amerika's. In Voraussicht des schlechten Wetters und der in diesen Gegenden so häufigen Stürme, wird das Verdeck von allem geräumt, was durch Wind oder Wellen weggespült werden könnte.

Um während dieses nebligen Wetters die Fahrge-

ſchwindigkeit zu kontrolliren, bedienen wir uns des Log's. Derſelbe beſteht aus einer Spule, deren Umdrehungen im Waſſer ſich auf einem in derſelben angebrachten Ziferblatte ableſen laſſen.

Verſchiedene Arten von Seevögeln, wie Möwen, Seeſchwalben, Albatros, ꝛc. fliegen um uns herum.

Wir haben die Sonne ziemlich im Norden und zur Rechten. Die Neulinge ſind ſtets überraſcht, ſie in dieſer ungewohnten Richtung ſuchen zu müſſen. Ebenſo befremdend erſcheint von hier aus der Anblick des Mondes, da ſeine Geographie eine völlig andere geworden iſt. Die Matroſen haben die Überzeugung, es komme dies daher, daß man von hier aus die Rückſeite dieſes Geſtirn's ſehe.

Wir ſtaunen nicht wenig, links von uns ganz deutlich die Umriſſe einer Gebirgskette zu erblicken, trotzdem wir tatſächlich circa fünfzig Meilen vom Lande entfernt ſind. Dieſe Erſcheinung iſt ſo naturgetreu, daß wir gar nicht auf den Gedanken gekommen ſind, ſie für eine optiſche Täuſchung zu halten.

Der gegenwärtige Südpolwind iſt dermaßen ſchneidend kalt, daß wir, das Geſicht in den Mantelkragen gehüllt, uns möglichſt viel Bewegung verſchaffen.

Wir fahren jetzt wieder mit großer Schnelligkeit; der Kapitän wünſcht in der Frühe des Morgens die Einfahrt der Magellanſtraße zu gewinnen, um letztere, wo möglich, während des Tages paſſiren zu können.

Digitized by Google

15. Januar.

Vor 4 Uhr Morgens meldet man uns, das Cap Virgines (Cap der Jungfrauen) sei in Sicht. In wenigen Augenblicken bin ich auf dem Verdeck. Es weht ein eisigkalter Wind; trotz der frühen Morgenstunde steht die Sonne schon hoch am Horizonte. Zur Rechten, in der Ferne zieht sich eine lange Hügelkette hin, welche mit einem steilen, in's Meer ragenden Vorgebirge endigt: es ist dies das Cap Virgines, am Eingang der Magellanstraße. Am Fuße desselben, auf ebenem Ufer, steht eine Säule, das Cap Dungenes genannt, welche die Einfahrt in die Meerenge näher bezeichnet. Zu unserer Linken, noch kaum sichtbar, dehnen sich die niedern Küsten des Feuerlandes aus.

Schwarze, drohende Wolkenberge zeigen uns, daß wir hier in eine wenig gastfreundliche Gegend gelangt sind. Die unheimlich düstere Färbung des Himmels macht es begreiflich, daß diese Welt schon von jeher auf das Gemüt des unwissenden, abergläubischen Matrosen einen tiefen Eindruck ausüben mußte. Die Namen, die man den verschiedenen Punkten gab, sind in der That charakteristisch: „Land der Verwüstung", „Teufelspitze", ꝛc.

Mit Hülfe des Fernrohres kann ich am Abhange des Cap Virgines einige menschliche Wohnungen entdecken; es gehören dieselben zu den vor wenigen Jahren aufgefundenen Goldminen.

Digitized by Google

Nachdem die Luft von der Sonne etwas erwärmt worden ist., steigen rings am Gestade entlang, wunderbar feingefärbte, violette, Nebel auf. Schon um 6 Uhr scheint die Sonne durch den Mittagskreis zu gehen und, trotzdem wir uns hier im Sommeranfang befinden, ist doch die Kälte sehr empfindlich. Die Gegend bietet, je weiter wir fahren, ein Bild vollkommener Einsamkeit. Die Meeresstraße verengt sich immer mehr und ist jetzt kaum noch eine Meile breit. Das Feuerland zeigt bald flache, bald steile, felsige Küsten. Sein Name rührt von den zahlreichen Feuern her, welche die Eingebornen an der Küste angezündet hatten, zur Zeit, als die ersten Entdecker landeten. Die Luft wimmelt von weißen und schwarzen Möwen; hie und da sieht man auf kurze Zeit den weißen Kopf einer Fettgans aus dem Wasser auftauchen. Auf der patagonischen Seite, am Cap Delgado, erregen verschiedene große Gebäude unsere Aufmerksamkeit. Es gehören dieselben einer englischen Gesellschaft, die den Versuch macht, hier, auf chilenischem Gebiete, die Schafszucht in großem Maßstabe zu betreiben. Welch' bedauernswerte Existenz hat ein in diesen abgelegenen Erdwinkel verbannter Mensch! Nur der Engländer schreckt vor einer solcher Verbannung nicht zurück; für diese ausdauernde, mutige Rasse existirt das Wort „unmöglich" gar nicht. Überall, wo man mit Willenskraft und Ausdauer ein Ziel erreichen kann, wird man den Engländer finden, um seine Aufgabe zu lösen.

Digitized by Google

Am Ufer des Feuerlandes, sehen wir einen hüttenähnlichen, an die Düne angelehnten Bau; in der Nähe, auf dem Strande, liegt ein kleines Boot. Mit dem Fernrohr kann ich einen Mann erkennen, welcher sich im Wasser zu uns hin bewegt; vielleicht ist es ein ächter Eingeborner des Feuerlandes.

Die Meeresstraße verengt und erweitert sich abwechselnd. Nachdem wir an einer Reihe von Vorgebirgen, größern und kleinern Hügeln vorbeigefahren sind, erreichen wir ein weites Wasserbecken, eine Art Binnenmeer, an dessen westlichem Ende Punta Arenas liegt. Um 1 Uhr langen wir dort an und werfen die Anker aus. Unter den verschiedenen Schiffen, die in der Rhede liegen, befinden sich zu unserem Erstaunen auch zwei bis drei Segelschiffe.

Punta Arenas (Englisch: Sandy Points) Sandspitze, ist ein kleiner Hafenort von circa 2000 Seelen. Er liegt an der äußersten Spitze des südamerikanischen Festlandes, unter dem 54° südl. Breite, Das schmale Gestade erhebt sich zu Hügeln, hinter welchen sich eine steilabfallende Bergkette hinzieht. Letztere hat eine auffallende Ähnlichkeit mit unserm Jura, wie er sich von der Station Croy (Waadt) aus präsentirt. Ein dichter Wald bedeckt die ganze Gegend; auf gelichteten Stellen liegen einige Sägemühlen mit großen Holzlagern, woraus wir sehen, daß die Ausbeute des Waldes bereits begonnen hat.

Die Stadt ſetzt ſich aus alleinſtehenden, regelmäßig gebauten Häuſern zuſammen, und iſt von ganz anſehnlichen Straßen durchkreuzt. Die verſchiedenen Conſulatshäuſer ſind mit ihren Landesfarben beflaggt und dadurch ſchon von weitem ſichtbar.

Ich mache mich ſo bald wie möglich daran, unſere hieſigen Landsleute zu beſuchen. Ein Herr, den ich ſeines typiſch germaniſchen Geſichtes wegen angeredet habe, ſtellt mir ſeinen Commis, einen jungen Ruſſen, zur Verfügung. Derſelbe führt mich in das Haus des Herrn Bäriswil, aus Freiburg. Wir befinden uns bald in einer lebhaften Unterhaltung mit Herrn und Frau Bäriswil und ihrem Knechte Karl Boſſy, aus Matran.

Die fünfzehn Schweizer, welche ſich in Punta Arenas niedergelaſſen haben, ſind durchweg zufrieden mit ihrer Lage, die Landwirte ſowohl, als auch die Gewerbetreibenden. Sie ſagen mir, man könne hier auf manche Art die ſchönſten Erfolge erzielen, man müſſe nur arbeiten; das Klima verdiene den üblen Ruf, den es hat, durchaus nicht, denn es ſei ſehr gut zu ertragen und werde überdies von Jahr zu Jahr milder.

Wir machen einen Spaziergang durch die Stadt. Neben einer kleinen Holzkapelle ſteht die Wohnung des Pfarrers; ich bedaure, denſelben nicht zu Hauſe zu treffen.

Auf jeder Seite der Straße iſt auf hohen Pfählen ein Holztrottoir angelegt, ein ſicheres Zeichen, daß wäh-

Digitized by Google

unter keinem Gesetze steht, so gibt es nur wenige Häuser, in denen nicht Schnapshandel getrieben wird. Die Matrosen bilden vor allen eine gute Kundschaft.

Von der Höhe des Hügels, der sich hinter der Stadt erhebt, überblickt man die ganze, circa fünf Meilen breite Bay. Tausende von Vögeln aller Art schwirren über dem Wasserspiegel. Als jenseitiges Ufer erheben sich die Berge des Feuerlandes.

Beim Durchwandern der Stadt sehen wir auf einem schmucken Hause die deutsche Reichsflagge wehen. Wir treten ein und befinden uns in einer Art Bazar von sehr mannichfacher Waarenauswahl. Unter anderem wird hier auch deutsches Bier ausgeschenkt. Wir bestellen eine Flasche, wie sie bei uns vielleicht mit 30 cts bezahlt würde; hier wird sie uns zu 3 Fr. angerechnet; auch alle übrigen Waaren sind entsprechend teuer. Einer meiner Reisegefährten hat nicht wenig Lust, sich hier niederzulassen.

Die beiden aus Hamburg gebürtigen Ladendiener erzählen uns ihr hiesiges Leben: „Alles wäre recht und gut, wenn nur Punta Arenas etwas mehr europäisches, gemütliches Leben hätte!“

Der chilenische Statthalter, ebenfalls ursprünglich ein Deutscher, macht uns einen Besuch. Er ist durch unser Hiersein überrascht; denn im Allgemeinen halten es die Europäer nicht der Mühe wert, in seinem Verwaltungsbezirke abzusteigen.

Digitized by Google

dingten Arbeiter gewöhnlich vor der Rückbezahlung des Reisegeldes aus dem Dienst gehen.

Mehrere Feuerländer kommen auf uns zu, und bieten uns Felle sowie verschiedene andere Waaren zum Kaufe an. Die Preise sind ganz ungeheuer, vielleicht zehn bis fünfzehn mal höher, als man sie bei uns für dieselben Artikel in besserer Waare bezahlen würde.

Es war eigentlich mein Plan, die Missionsstation in Feuerland zu besuchen. Der kleine Dampfer „Allan Gardiner," welcher die Fahrten nach derselben macht, kommt aber leider nur in sehr unregelmäßigen Zwischenräumen hieher und wollte ich ihn abwarten, müßte ich viele kostbare Zeit, vielleicht ganze Monate, verlieren. Ein Schotte bietet mir sein Segelboot an. Da er Handel treibt mit den maloniſchen Inseln, auf denen Bischof Stirling, der Oberaufseher der Mission, wohnt, so ist er bereit, mich für einen mäßigen Preis dorthin zu führen. Die Überfahrt kann jedoch viele Wochen dauern, weßhalb ich lieber auf diese Reise verzichte.

Als wir uns wieder an Bord begeben wollen, ist das Postboot bereits nach dem Dampfer abgefahren. Wir wenden uns daher an einen Schiffshalter, welcher uns, trotzdem die Entfernung nur ungefähr 200 Meter beträgt, zum Voraus die Rechnung macht: „Sie sind Ihrer drei, es wird 30 Franken kosten!" Wir bieten

Digitized by Google

ihm 6 Franken an. Der Schlingel aber, in der offenbaren Zuversicht, uns in seiner Hand zu haben, beharrt auf seiner Forderung: „Machen Sie, wie Sie wollen, fahren Sie oder bleiben Sie hier!“ Glücklicherweise stellt uns der Schotte sein Privaboot zur Verfügung. Wir rufen einen Schiffsjungen herbei und dieser fährt uns mit großer Freude über den unverhofften Gewinn nach dem „Cotopari“ hinüber. Als wir dort ankommen, sind die Anker bereits gelichtet.

16. Januar.

Wir durchschiffen die enge Meeresstraße an der Küste des „Landes der Verwüstung“ entlang. An den Abhängen der Gebirge dehnen sich weite Gletscher aus und aus dem ewigen Schnee, der die vielen Mulden ausfüllt, stürzen milchfarbige Bäche in zahlreichen Wasserfällen herab und verlieren sich im Schaum des Meeres. Der schwarze, nackte Felsen mit seinen seltsamen Formen verleiht unserer Umgebung einen großartigen und furchtbaren Anblick.

Wir sehen nun in der Nähe das Wrack eines Schiffes unserer Gesellschaft. Die Wilden haben alles Bewegliche weggeschleppt; es liegt hier nur noch das leere Gehäuse, ein unheimlich wirkendes Warnungszeichen.

Ein heftiger Sturm bläst uns vom pacifischen Ocean entgegen. Wir haben alle ein geheimes Grauen vor der Fahrt in diese wilde Welt hinein. Es ergießt sich über uns

Digitized by Google

ein strömender Regen; der Wind pfeift mit solch tosender Wucht durch die Segelschnüre, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hört. Fast ununterbrochen wälzen sich mächtige Wellen der Länge nach über das Verdeck hinweg. Die Seekrankheit ergreift allgemein die Schiffsbevölkerung, sogar der Kapitän und der Doktor bleiben nicht verschont. Wir sind jetzt auf der Höhe des Cap Pillar angelangt, welches stolz inmitten der schäumenden Brandung dasteht; einzelne isolirte Felsen sind gleichsam als Wachtposten vor demselben aufgepflanzt. Diese Stelle hat sich bei den Matrosen einen wohlbekannten Namen erworben, denn die mächtigen Felsen und das stetstobende Meer machen auf jeden einen unauslöschlichen Eindruck.

Um die gefährlichen Stürme dieser Gegenden zu vermeiden, wählen die französischen und deutschen Steamer, da sie bedeutend kleiner sind, die Durchfahrt durch den Smith-Kanal, zwischen den Inseln und dem Festlande.

18. Januar.

Wir haben jetzt zwar die kritischen Stellen hinter uns, doch ist das Meer immer noch in mächtiger Wallung. So weit das Auge reicht, reiht sich ein Wasserhügel an den andern. Unwillkürlich muß ich jetzt unser Schiff bewundern. In sicherer Fahrt übersteigt es die hohen Wellengipfel oder durchspaltet sie, gleichsam einer Laune folgend, mit überlegenem Stolz. Bei all'diesem Toben

Digitized by Google

umflattern Hunderte von Albatros das Schiff, durchschießen die Wellentäler und wissen mit unglaublicher Gewandheit selbst deren kleinste Biegungen zu umfliegen. Von Zeit zu Zeit stürzen sie sich pfeilgeschwind auf ihre Beute, einen Fisch, den die Strömung nach oben gerissen hat.

Um die verlorne Zeit wieder einzuholen, fahren wir jetzt mit so großer Geschwindigkeit, daß man glauben könnte, das Schiff gehe aus den Fugen. Die Schraube macht dreiundfünfzig Umdrehungen in der Minute und wenn sie von Zeit zu Zeit durch eine mächtige Welle an die freie Luft gehoben wird, spür man, wie sie sich mit wahrhaft schwindelnder Schnelligkeit dreht; dabei entsteht oft ein Geräusch und eine Erschütterung, daß das Fahrzeug gleich einem Mühltrichter zittert. Diese lärmende Erschütterung ist vielleicht die unangenehmste Empfindung, die man während der ganzen Reise zu erdulden hat. Ich habe mich oft gefragt, aus welchem Grunde man die Kabinen der ersten Klasse nach dem Hinterteil des Schiffes, und die der dritten nach vorn verlegt habe. Nur in der ersten Kajüte empfindet man dieses lästige Schütteln; denn die Störung vermag nicht bis zur dritten zu gelangen, und sind somit die Passagiere der zweiten Klasse vielleicht am besten bedacht worden.

Wir haben die denkwürdige Insel Mocha in Sicht;

von dorther hat uns Drake die Kartoffel gebracht. In der Nähe eben dieſer Inſel iſt vor einigen Jahren der „Illimani," ein Dampfer unſerer Geſellſchaft, verunglückt, indem er nachts gegen einen unbekannten Felſen ſtieß. Wer weiß, ob unſer nicht ein ähnliches Schickſal harrt?

Herr S. glaubte gut daran zu tun, nicht nur ſein Handwerkszeug, ſondern noch Waaren aller Art aus der Heimat mitzunehmen. Der Transport aus der Schweiz bis nach Chile kommt ihn auf 55 Fr. per Tonne zu ſtehen; hätte er ſeine Einkäufe erſt in Hamburg beſorgt, ſo koſtete ihn die Fracht per Tonne nur 25 Fr. Mit einiger Erfahrung in ſolchen Dingen kann man hübſche Summen ſparen.

Eine große Zahl von Seehunden tummeln ſich in unſerer Nähe; ihr Fang ſoll ſehr einträglich ſein.

20. Januar.

In der Rhede von Lota kommt uns ein Kriegsſchiff entgegen, um ſich nach den ſanitariſchen Zuſtänden an unſerm Bord zu erkundigen. Nachdem die Cholera die Anden überſchritten hat, wütet ſie jetzt im Norden des Landes. Nun erſt kommt es uns zu ſtatten, daß wir in Montevideo keinen Halt gemacht haben!

Freudig wird das nahe Ende unſerer ermüdenden Reiſe begrüßt. Alle Paſſagiere beeilen ſich, an's feſte Land zu gelangen.

Lota ist an der gleichnamigen Bay, einem tiefeindringenden Meeresarme, gelegen. Ein hohes Vorgebirge schützt den Ort vor den Seestürmen. Die Stadt ist durch verschiedene Erwerbszweige, besonders durch ihre Töpfereien bekannt; der eigentliche Reichtum des Ortes aber besteht in seinen Steinkohlenbergwerken.

Unsere Auswanderer haben, Dank eines günstigen Zufalles, wie er auf Reisen so häufig ist, einen hier ansäßigen französischen Deserteur angetroffen, der sich erbietet, ihnen die Stadt und ihre Umgebung zu zeigen. Sie erzählen mir verschiedene Einzelheiten über ihren Ausflug: „Das Land ist von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, bleibt aber größtenteils unbebaut. Das Getreide und die Weinrebe gedeihen vorzüglich. Der Wein, welcher uns von unserem Führer angeboten wurde, ist von bester Qualität und dabei von überraschender Billigkeit. Das schöngebaute Vieh wird hier sehr schlecht besorgt. Die Häuser geben vom ersten bis zum letzten ein Zeugnis von der Ungeschicktheit und Flüchtigkeit ihrer Erbauer.„ Herr S., Flaschner von Beruf, ließ sich zu einem Berufsgenossen führen und ist erstaunt über die Einfachheit der Werkzeuge und des ganzen Verfahrens. Angesichts einer so wenig ernsthaften Concurrenz erscheint ihm seine Zukunft in den schönsten Farben. Ein anderer unter ihnen baut so sehr auf seine eigene Überlegenheit, daß er erklärt, nur auf Stück arbeiten zu wollen.

Digitized by Google

Ferner, erzählen sie, seien die Dächer überaus unsolid und flüchtig gebaut. Ich mache sie darauf aufmerksam, daß diese Häuser, wenn sie auch nicht mit der bei uns üblichen Sorgfalt errichtet werden, nichts doch desto-weniger, den Anforderungen des Klimas entsprechen und den Vorteil haben, bedeutend billiger zu sein. Der Kostenpunkt ist auch hier, wie überall, ausschlaggebend.

Ihr Führer hat sie auch zu sich in sein eigenes Haus eingeladen, um sie mit Kaffee zu bewirten. Den Frauen ist es aufgefallen, daß überall die größte Einfachheit in Bezug auf das Mobiliar zu finden sei; man treffe weder Kleiderschränke noch Kommoden, die Tische seien aus rohen Brettern gemacht und statt Stühen gebe es nur Bänke u. s. f.

Diese guten Leute haben noch keine Ahnung davon, daß mit dem Lande sich auch die Lebensbedürfnisse ändern und wie oft dieselben Dinge, die in der Schweiz als unentbehrlich betrachtet werden, hier als ein überflüssiges Hemmnis erscheinen! Die Zukunft wird sie bald belehren, über das, was ihnen jetzt wunderbar erscheint.

Morgen sollen wir an's Ziel unserer Seefahrt gelangen. Bevor ich mich von den Auswanderern trenne, erscheint es mir wichtig, ihr Urteil über die ganze Reise zu hören und besonders auch über die Art und Weise, wie sie behandelt wurden. Die Franzosen, so wie auch die Deutschen, sind sehr zufrieden; sie bedauern nur, daß

man in der Nahrung keine größere Abwechslung habe, geben indessen zu, daß man für ihren Preis nicht besseres erwarten dürfe.

Die Schweizer teilen sich in zwei Parteien, in Zufriedene und Unzufriedene. „Ah, es soll mir eine Freude sein, in unsern Zeitungen zu veröffentlichen, wie man uns auf der Reise behandelt hat!“ ruft der eine aus. Auf meine erstaunten Fragen gibt er zu, daß das Brot stets gut gewesen sei wie am ersten Tage, und daß weder das Fleisch, noch die Suppe sich verändert hätten. „Aber worüber beklagen Sie sich denn?“—„Das tut nichts zur Sache,“ war seine Antwort, „auf diese Art behandelt man die Leute nicht!“ Es zeigt diese kurze Wiedergabe deutlich, wie inhaltslos und unbegründet oft die Klagen unserer Leute sind. Hier lasse ich kurz meine eigene Ansicht über die Schiffsnahrung folgen: Eine ununterbrochene, 35 tägige Reise erzeugt in uns einen derartigen Widerwillen gegen die Schiffsnahrung, daß man schließlich kaum mehr ihren bloßen Anblick ertragen mag. Die Passagiere der dritten und zweiten Klasse, wie die der ersten, empfinden in diesem Punkte dasselbe. Den Fehler aber hat man nicht in der Nahrung selbst zu suchen, welche entschieden gut ist, sondern vielmehr in dem einförmigen und arbeitslosen Leben auf einem Dampfer. Es wäre darum auch unbillig, der Schiffsgesellschaft irgend welche Vorwürfe zu machen.

Anderseits ist es allerdings wahr, daß die englische

Digitized by Google

Küche zur See ebenso wie die auf dem Lande wenig abwechselnd und nicht besonders gut ist. Den Feinschmeckern bleibt die Wahl, auf französischen Schiffen zu reisen, deren Preise allerdings bedeutend höher sind.

Ein guter Teil des Abends verstreicht im Gespräche mit unseren Reisegefährten: mit Spaniern, Franzosen, Deutschen und Schweizern, kurz mit allen, an deren Schicksal ich Interesse genommen habe. Sein Land, seine Familie, seine Freunde zu verlassen und so mit der ganzen Vergangenheit zu brechen, jenseits des Meeres auf fremder Erde einen neuen Herd zu gründen, das fällt einem jeden schwer. Gott möge sie schützen!

21. Januar.

Schon am frühen Morgen haben wir die Bay von Talcahuano vor unseren Augen. Es soll dies die schönste auf der ganzen pacifischen Küste Süd-Amerikas sein. Die Insel Quiriquina beherrscht mit einem hohen Leuchtturm die Einfahrt. Auf jeder Seite zieht sich eine hohe Hügelkette hin, welche oft von Schluchten durchschnitten ist. Hier und dort bemerkt man ein bebautes Stück Land, ein Kornfeld oder einen Weinberg, der ein Landhaus umschließt. Zu unserer Linken liegt das Städtchen Tome; aus der Mitte seiner weißen Häuser erhebt sich ein kirchturmähnliches Gebäude. Die auf beiden Küstenabhängen zerstreut daliegenden Wohnungen geben der ganzen Landschaft ein europäisches

Digitized by Google

Aussehen. Die Bucht dringt sehr tief in's Land hinein, denn bereits sind wir eine Stunde mit vollem Dampf gefahren, ohne noch den Hafen von Talcahuano erreicht zu haben; derselbe bildet als lange weiße Linie das hintere Ufer der Meerenge. Eine mächtige Reihe von halbmondförmig aufgestellten Fahrzeugen liegt nun vor uns. Es sind Kriegsschiffe, Dampfer und Segelschiffe, auf denen die Flaggen der verschiedensten Länder wehen. Ringsherum fahren zahlreiche kleine Boote hin und her. Das Ganze macht den Eindruck eines wirklich großen Seehafens. Das hohe Gebäude vor uns ist das Zollhaus; es ist aus gelblichen Steinen gebaut, die uns lebhaft an den wohlbekannten Jurakalk erinnern. In seiner Nachbarschaft liegen eine Menge von Lagerhäusern, welche in zweimeterhohen Lettern die Namen ihrer Besitzer tragen: Gleißner und C°, Matthieu, Branas und C°, u. s. f.

Zu unserer Rechten, in der äußersten Ecke der Bucht, liegt der Bahnhof. Der Lärm der vielen Maschinen überzeugt uns, daß wir wieder in ein Land mit europäischer Cultur gelangt sind und deshalb erscheint er uns beinahe als eine harmonische Musik.

Die Sanitätsoffiziere nehmen auf unserm Schiffe die übliche Untersuchung vor. Wir vernehmen, die Cholera fordere im Norden, und zwar hauptsächlich in San Felipe zahlreiche Opfer. Die Verbindung zwischen Valparaiso und Santiago ist unterbrochen; eine lange Qua-

rantaine wird den nach Süden Reisenden auferlegt. Ich fange an zu befürchten, daß sich mein Besuch nur auf die Kolonien beschränken werde und daß es mir nicht vergönnt sein möchte, die Hauptstadt zu sehen und dort unsern Konsul begrüßen zu können.

Kaum sind die Anker ausgeworfen, als eine Menge von Booten auf uns zusteuern und unsere Aussteigetreppe umgeben. In einigen sind Leute, welche ihren Verwandten entgegen kommen; andere Boote möchten die Passagiere an's Land hinüberfahren, in noch anderen sind chilenische Händler und Händlerinnen, welche Pflaumen, Kirschen, Aepfel u. s. f. zum Verkaufe ausrufen. Araucanerinnen mit groben, plumpen Gesichtszügen bieten die Produkte ihrer primitiven Erwerbszweige feil — das ganze Verdeck verwandelt sich bald in einen bunten Kramladen.

Zu meiner großen, freudigen Überraschung, werde ich von einem Landsmann begrüßt, der beauftragt ist, mich im Namen des Präsidenten des Wohltätigkeitsvereins in Concepcion willkommen zu heißen, woraus ich sehe, daß unser Konsul die Leute von meiner Ankunft unterrichtet hat.

Ich halte darauf, zuletzt das Verdeck zu verlassen, um alle Einzelheiten bei der Ausschiffung der Auswanderer überwachen zu können. Man führt sie alle in einer besonderen Schaluppe an's Land, und das

Gepäck wird ihnen in einer großen Barke ſofort nachgeſandt.

So ſind nun unſere Auswanderer in Chile, dem Lande ihrer langherigen Träume; auf dem Boden, der von heute an ihr Arbeitsfeld ſein ſoll!

Nach kurzer Zeitſetzen auch wir den erſten Fuß an's erſehnte Ufer.

Digitized by Google

Talcahuano und Concepcion.

Talcuahuano iſt auf den Trümmern des alten Concepcion erbaut worden, welche Stadt im Jahre 1751 durch ein Erdbeben zerſtört wurde. Wiewohl der Hafenhandel von Talcahuano heutzutage ein bedeutender geworden iſt, ſo hat doch die Stadt ſelbſt noch keinen größern Aufſchwung genommen. Sie ſetzt ſich aus einer Anzahl von Gaſthöfen zuſammen, (der beſtbekannteſte iſt das von einem Franzoſen geleitete „Hotel Colon" an der Küſte), ferner aus zahlreichen Lagerhäuſern, aus ebenſovielen „Despachos" (Kneipen), und ſchließlich aus den Privatwohnungen der chileniſchen und ausländiſchen

Bevölkerung. Dieſelbe liegt jenen verſchiedenen Berufsarten ob, welche allgemein den Hafenſtädten eigentümlich ſind. Auf dem Ausſteigeplatz bewegt ſich ein reges Leben. Wir ſehen Chilenen mit broncefarbigem Teint und maleriſchen Kleidern, Indianer mit dichtem, ſchwarzen Kopfhaar und eine Menge von Europäern bunt durcheinander. Schwere, mit Ochſen beſpannte Laſtwagen, Reiter, geſchäftige und müßige Fußgänger durchkreuzen den Platz.

Ein Genfer, der ſich in Concepcion als Uhrmacher niedergelaſſen hat, iſt ſeiner Familie entgegengekommen und nimmt ſich nun auch der übrigen Auswanderer an. Bis zur Abfahrt des Zuges unterhalte ich mich mit Herrn Thuillard aus Auberſon (Waadt). Er verſichert mich, man habe meinem Beſuche mit allgemeiner Freude entgegengeſehen, und ſagt mir: „Nur hier, an Ort und Stelle ſelbſt, können Sie durch genaue Beſichtigung der Einzelheiten ein richtiges Bild von Land und Leuten erhalten. Laſſen Sie Ihr Urteil nicht beeinfluſſen durch das, was ſie vielleicht hören könnten.“ Während wir bereits im Eiſenbahnwagen ſitzen, kommt die ganze Schaar unſerer Auswanderer herbeigeeilt. Sie ſollen direkt nach Angol befördert werden und ein junger Chilene ſucht ihnen begreiflich zu machen, ſofort in den Zug einzuſteigen. Die Leute verſtehen ihren Führer durchaus nicht; auf alle Fragen betreffend Gepäck u.ſ.f. weiß ihnen derſelbe nichts zu antworten als „Manana,

manana!“ (Morgen, morgen!). (Herr Saugruber allein hat über 80 Centner Waaren aller Art mit sich geführt). Wir finden es höchst unbegreiflich, daß man zum Empfange unserer Leute einen Menschen bestimmen konnte, der sich ihnen in keiner Weise verständlich zu machen weiß. Ich sage ihm, ich sei erstaunt, daß er ohne französisch oder deutsch zu verstehen, diesen Auftrag erhalten habe. Er entschuldigt sich mit der Antwort: „Ich verstehe einige Worte englisch.“ (!!) „Was geschieht mit den Reiseeffecten?“ fragte ich ihn weiter. „Sie werden nachgeschickt, sobald sie das Zollbureau passirt haben werden!“ — Tatsächlich aber hatten unsere Leute volle zwei Monate später ihre Sachen noch nicht erhalten! —

Das Eisenbahnperron ist mit Menschen überfüllt. Es sind meistens Bewohner von Concepcion, welche hier täglich Seebäder zu nehmen pflegen und zu dieser Stunde wieder nach Hause zurückfahren. Man hört hier, ähnlich wie in den Badeorten am Mittelmeer, beinahe alle Sprachen: englisch, französisch, deutsch, spanisch und italienisch.

Gleich nach der Station durchfährt der Zug in einem Tunnel die Düne, an die sich Talcahuano anlehnt. Nachher fahren wir bis nach Concepcion durch eine sumpfige Ebene. Von Zeit zu Zeit erheben sich kleinere Hügel von schieferfarbigem Sand, der oft die Eisenbahnlinie gefährden soll. Ferner sehen wir schwarzblättriges Gebüsch und Wiesenland, auf dem Ochsen, Kühe und Pferde ohne

jede Aufsicht weiden. Zur Rechten liegen einige Villen und Bauernhäuser zerstreut. Je mehr wir uns Concepcion nähern, desto häufiger werden die stattlichen Gebäude. Ein besonders elegantes Haus mit blumenreichem Garten wird uns als das Besitztum eines Franzosen bezeichnet, der sich hier ein bedeutendes Vermögen erworben hat. Als Naturmerkwürdigkeit zeigt man mir einen Teich, der von einer ungewöhnlichen Tiefe sein soll. Nach kaum zwanzig Minuten langer Fahrt haben wir den Bahnhof von Concepcion erreicht. Trotzdem die Strecke nur wenige Kilometer mißt, beträgt die Fahrtare doch 2 Fr. 50.

Dieser Bahnhof ist ein Prachtbau, welcher den schönsten Städten Europa's zur Ehre gereichen würde. Ein englischer Garten mit zahlreichen Pflanzenseltenheiten erstreckt sich gegen die Stadtseite hin. Unter der großen Menschenmenge treffe ich einige Landsleute an, welche hieher kamen, um mich zu begrüßen. Die Auswanderer fahren direkt nach Angol weiter und deshalb nehmen wir nun Abschied von ihnen. Herr Jaccard aus Sainte-Croix, Lehrer am hisigen amerikanischen Gymnasium, führt mich in's „Hotel Central," dem einzigen einigermaßen angenehmen Gasthause der Stadt. Wir lenken in die „Calle del Commercio" (Handelstraße) ein, durch welche der ganzen Länge nach eine Pferdebahn führt. In diesem Stadtteile scheint mir die größte Reinlichkeit zu herrschen. Die Häuser sind fast durchweg

Erdgeſchoßbauten. Die Läden haben häufig großſtädtiſches Ausſehen und gehören den Firmen nach beinahe ohne Ausnahme Deutſchen und Franzoſen. Das Hotel Central trägt durchaus den Typus der hieſigen Wohnungen. Im Innern liegt der ſogenannte „Patio", ein in einen Garten umgeſtalteter Hofraum, nach welchem hin ſämmtliche Schlafgemächer des Hauſes gelegen ſind. Der Hotelbeſitzer, Herr Castaing, ſowie auch ſeine Gattin, ſind aus Frankreich gebürtig. Sie ſind beide gute Franzoſen geblieben, und nachdem ſie erfahren haben, daß ich erſt vor wenigen Wochen ihre liebe Provence durchreiſte, empfangen ſie mich wie einen guten alten Freund. Ein jedes Wort hat einen andern Klang, ſobald es uns in der Fremde an die ferne Heimat erinnert.

Mein erſter Beſuch gilt dem Präſidenten des hieſigen Wohltätigkeitsvereins. Er iſt einer jener ächten Patrioten, die keine Mühe ſcheuen, die in der Fremde zerſtreuten Landsleute durch das Band der Vaterlandsliebe zu vereinigen. Nur wer es ſchon ſelbſt erfahren hat, wie ſchwer es iſt, ſo viele zuſammengewürfelte Leute einander näher zu bringen, kann das Verdienſt und die Mühe eines ſolchen Mannes genügend würdigen.

Herr Billwiller iſt aus St-Gallen gebürtig und lebt ſeit vielen Jahren hier. Er ſagt mir gleich zu anfang: „Sie tun ſehr wohl daran, uns zu beſuchen, denn es iſt die höchſte Zeit, daß man drüben erfahre, wie es um

unsere Kolonisten und Kolonien steht!“ — Er entwirft mir über diesen Punkt ein recht betrübendes Bild und nach verschiedenen, von Kolonisten eingegangenen Briefen, die er mir vorlegt, scheint wirklich an vielen Orten ein tiefes Elend zu herrschen. „Möchte man doch der Auswanderung Einhalt gebieten,“ sagt er weiter, „die meisten, welche hieherkommen, sind in solcher Weise unbeholfen und ungehobelt, daß der gute Ruf, dessen wir hier als Schweizer uns bisher erfreut haben, immer mehr verloren geht.“ Wir unterhalten uns noch lange über diesen Punkt und jemehr solche Klagen von Seite der Unsrigen mir zu Ohren kommen, desto mehr freut es mich, diese Reise unternommen zu haben. Es drängt sich mir oft die Frage auf, ob unsere chilenischen Kolonien vielleicht dasselbe traurige Schicksal erleben sollen, wie diejenigen in Brasilien.

Zwei junge Männer, die unserm Gespräche beiwohnen, beruhigen mich etwas in meinen Befürchtungen. Anfangs hatte ihnen das mühevolle Leben in den Kolonien nicht behagt und deshalb verließen sie dieselben, um sich hier in der Stadt niederzulassen; der eine ist jetzt Lehrer, der andere Tischler. Heute aber haben beide keinen größeren Wunsch, als wieder nach den Kolonien zurückzukehren, denn im Vergleich mit ihrer jetzigen Lage erscheint ihnen das Leben des Kolonisten wieder im allerschönsten Lichte. Diese einfache Tatsache ist in meinen Augen von größter Wichtigkeit.

Nachdem wir verabredet, den Abend mit einander zubringen zu wollen, schicke ich mich an, einen Besuch bei einer Familie zu machen, welche vor zwei Jahren aus meiner Gegend hieher ausgewandert ist. Der junge Schweizer, welcher mich begleitet, ein ernster und tätiger Mann, macht mich darauf aufmerksam, daß es schwer sei, von den Leuten den wahren Zustand ihrer Lage zu vernehmen. „Sobald die Kolonisten fühlen, daß sie ihren Mißerfolg selbst verschuldet haben, so suchen sie denselben stets zu verheimlichen. Ich habe die Kolonien unter den verschiedensten Eindrücken verlassen, und ich täusche mich nicht, wenn ich behaupte, daß man sich in denselben eine sehr schöne Stellung schaffen kann und zwar unter der Hauptbedingung, daß man tüchtig arbeite; unglücklicherweise aber ist eine sehr große Zahl von Kolonisten weit davon entfernt, diese Bedingung zu erfüllen."

Nachdem ich mich der Aufträge entledigt habe, die mir in der Heimat an diese Leute aufgegeben waren, erkundige ich mich nach den Erfahrungen, die sie im hiesigen Lande bisher gemacht haben. Mein Gastwirt sagt mir: „Als wir hier ankamen, haben uns die üblen Gerüchte über die Zustände in den Kolonien Furcht und Schrecken eingeflößt. Glücklicherweise gelang es mir, im Spital von Concepcion eine Stellung als Schreiner zu erhalten, und auch meine Frau fand dort einigen Verdienst, indem sie die Hausgeschäfte besorgen half. Wir konnten im Allgemeinen wohl zufrieden sein. Später aber verloren

wir beide unsere Stellen aus Mangel an Arbeit und sind nun seitdem arbeitslos." Ich erkannte gleich, daß dieser Mann immer uoch an seiner frühern Arbeitsscheu leidet und verberge ihm deshalb nicht mein Erstaunen darüber, daß er sich während zwei vollen Jahren nie darum bemüht habe, seine Stellung zu verbessern; es wäre ihm ja ein Leichtes gewesen, mit seinem Berufe den doppelten oder dreifachen Lohn zu verdienen. Jetzt ist er bereits seit mehreren Wochen ohne Arbeit, macht aber durchaus keine Anstrengungen, sich wieder solche zu verschaffen. „Wie lange warten Sie jetzt auf diese Weise die Dinge noch ab?" frage ich ihn, „man muß sich tüchtig bemühen und sich selbst nach etwas umsehen!" — „Ja nun, ich habe letzthin eine Karte an einen Engländer geschrieben, der einen Käser für seine Farm sucht!" — „Es ist mir ganz etwas neues, daß Sie nicht nur Schreiner, sondern auch Käser sind!" — „Ja, aber Herr Pfarrer, habe ich denn daheim nicht jeden Tag die Milch in die Käserei getragen?" (!!!) Diese Antwort ist wirklich zu typisch, als daß ich sie hier nicht hätte wiedergeben mögen.

Da ich erfahren habe, daß sich unter den Kranken des benachbarten Spitals ein junger Freiburger befindet, lasse ich mich dorthin führen.

Die Anstalt macht mir einen sehr günstigen Eindruck; sie ist in den Händen von französischen Krankenpflegerinnen, deren Oberleiterin während langer Zeit ein Fräulein

Digitized by Google

Schmidt aus Lausanne war. Unser kranker Landsmann hat alle Anzeichen einer vorgerückten Schwindsucht: bleiches, abgemagertes Gesicht, hohle Wangen, tiefliegende glänzende Augen. Die Ärzte haben alle Hoffnung auf seine Genesung aufgegeben. Es ist sein einziger Wunsch, in der Heimat sterben zu können. Er ist tief gerührt, einen Krankenbesuch aus der Schweiz zu empfangen. Auch er sagt mir: „Trotzdem ich die Kolonien unter den traurigsten Umständen verlassen mußte, habe ich doch die feste Überzeugung, daß man dort sehr viel ausrichten kann, wenn man arbeitsam und nüchtern ist; leider aber haben viele unserer Leute diese Eigenschaften nicht. Von großem Vorteil für den Einwanderer ist es ferner, daß er etwas Geld mit sich bringe. Für Ihre Reise gebe ich Ihnen den guten Rat, immer in Gesellschaft zu bleiben, denn das Land ist unsicher, oder war es wenigstens vor drei Jahren, als ich meine Farm verlassen mußte." Ich bat ihn, er möchte uns seine Erfahrungen in diesem Punkte erzählen. „Als ich anno 1883 hier anlangte," begann er, „erhielt ich ein ausgezeichnetes Stück Land in der Kolonie Victoria zuerteilt. Die Gegend ist dort sehr hübsch und der Boden äußerst ergiebig; die häufigen Fröste pflegen indes oft Schaden anzurichten. Ein Ereignis, das ich Ihnen erzählen will, vertrieb mich aus dem Lande. Eines Tages begaben wir uns nach der Mühle von Colli-Pulli, um dort Mehl einzukaufen. Wir waren mehrere Personen, darunter auch ein Vetter von mir, der vor kurzem hier

Digitized by Google

angelangt war. Bei der Rückkehr, machten wir in Ercilla einen kurzen Halt. Dieses jetzige Städtchen war damals ein einzelstehendes Wirtshaus von zweifelhaftem Ruf. Hier wurde mir mein Pferd buchstäblich vor der Nase weggestohlen. Ein Chilene warf sich auf dasselbe und sprengte im Galopp davon. Ich hielt die Sache anfangs für einen Scherz und bekümmerte mich nicht sonderlich darum; allmälig aber überzeugte ich mich, daß mein Pferd auf Nimmerwiedersehen verschwunden sei. Während unsere übrigen Gefährten mit dem Mehlwagen vorauszogen, blieben mein Vetter und ich noch einige Augenblicke in Ercilla zurück, um mit einander ein Glas zu trinken. Die Nacht brach eben ein und es war schon ziemlich dunkel, als wir die Kneipe verließen. Nach kurzem Marsche hatten wir einen Fluß zu überschreiten. In dem Momente, als wir das Wasser durchwaten wollten, stürzten sich einige Schurken auf uns, die sich hinter einem Gebüsch versteckt gehalten hatten. Ein Schlag mit einem Stocke traf mich derart auf die Schläfe, daß ich bewußtlos niederfiel. Als ich ungefähr um Mitternacht wieder zu mir kam, befand ich mich in einem Gebüsche. Mein Geld und meine Stiefel waren mir gestohlen worden. Mein Vetter, der sich tapfer verteidigt hatte, war ebenfalls den Streichen erlegen und wurde in den Fluß geworfen. Das Wasser war nicht tief, und ein glücklicher Zufall wollte es, daß sein Kopf durch einige Wurzeln über der Oberfläche gehalten wurde, sonst wäre er sicher des Todes gewesen.

Digitized by Google

Vierzehn Tage ſpäter wurde ein junger Mann aus Morges auf offener Straße in Victoria angefallen und ſtarb an den erhaltenen Schlagwunden. Nachdem wir ſolche Erfahrungen gemacht hatten, beſchloſſen wir, die Kolonie zu verlaſſen. Zu derſelben Zeit hatten uns drei raſch auf einander folgende Nachtfröſte die ganze Ausſaat vernichtet, ſo daß nun das Maaß unſeres Mißgeſchickes voll war. Ich zog nach Concepcion und arbeitete hier drei Jahre als Schreiner. Während dieſer Zeit iſt meine Geſundheit ſo hinfällig geworden, daß ich jetzt nur noch einen Wunſch habe: in die Heimat zurückzukehren, um vor meinem Tode die Mutter wieder zu ſehen. "

Wie ſehr mich auch ſein Abenteur intereſſirt hatte, ſo konnte ich doch nicht umhin, einige Züge deſſelben etwas verdächtig zu finden. Der Pferdediebſtahl vor den Augen des Beſitzers, die unvorſichtige Trennung von der Reiſekarawane, die ſchwache Verteidigung beim Anfall, ſpricht dies nicht alles dafür, daß dieſe Leute betrunken waren? Ich wollte hierüber in's klare kommen und ſagte deshalb zu meinem Landsmann: „Mein Freund, geſtehen Sie nur, daß Sie nicht völlig nüchtern waren, als Sie angefallen wurden." „Ich brauche nichts zu verheimlichen," ſagte er mir, „denn jedermann weiß, daß ich nie ein Trunkenbold geweſen bin; an jenem Tage aber hatten wir uns wirklich vergeſſen. Mein Vetter war erſt jüngſt angekommen und beim Feiern unſeres Wiederſehens,

tranken wir in der Tat ein Glas zu viel. Es liegt darum auch der Fehler auf unserer Seite, denn die Chilenen fallen nie einen Mann an, der im Stande ist, sich zu verteidigen."

Später wurde mir diese Geschichte noch durch einen andern ihrer Helden genauer erzählt. Das „Wiedersehen" war derart gefeiert worden, daß die beiden Vettern schließlich in Händel gerieten. Um Frieden zu machen, hielten sie sich in jenem Wirtshaus länger auf, als nötig gewesen wäre. Als sie sich auf den Rückweg begaben, waren sie so angetrunken, daß ein leichter Windstoß sie hätte zu Falle bringen können. Wer weiß übrigens, ob sie nicht in ihrer Trunkenheit beim Zahlen der Zeche ihr Geld haben sehen lassen, oder sonst erraten ließen, daß sie größere Summen bei sich führten.

Der Kranke schien mir so schwach zu sein, daß ich ihn seinem Ende nahe glaubte. Als ich am andern Tage meinen Besuch wiederholte, versprach ich ihm, wenn ihn Gott abrufen sollte, mich seiner Frau und seiner Kinder anzunehmen und ihnen die Rückkehr in die Schweiz zu ermöglichen. Dieses Versprechen brachte ihm große Erleichterung und er bedankte sich herzlich. — Als ich wieder in die Heimat zurückkehrte, vernahm ich zu meiner Freude, daß der junge Mann glücklich zu den Seinigen zurückgekehrt sei.

Am Abend kommt Herr Billwiller mit einer ganzen

Schaar von Landsleuten in mein Hotel. Wir begeben uns gemeinschaftlich in's Clublokal und verbringen dort die Zeit im Gespräch über unser Vaterland. Bald aber dreht sich die Unterhaltung um das Kolonisationswesen, für welchen Gegenstand ich mich am meisten interessire.

Am folgenden Morgen mache ich in Gesellschaft des Herrn Billwiller einen Besuch bei den Lehrern der landwirschaftlichen Schule in Concepcion. Letztere liegt am entgegengesetzten Ende der Stadt und enthält gegenwärtig mit ihren Nebengebäuden eine landwirtschaftliche Ausstellung. Dieselbe scheint jedoch nicht die Ausdehnung angenommen zu haben, auf die ihre Gründer gehofft hatten, denn die Zahl der ausgestellten Produkte ist keine besonders große. Überdies mußte das Vieh zurückgezogen werden, weil es zu sehr von der Hitze zu leiden hatte. Es sollen einige wirklich schöne Tiere ausgestellt gewesen sein.

In der Kunstabteilung finden wir Frauenarbeiten, ferner Öl- und Aquarellgemälde. Mit dem ersten Preis wurde Herr Müller aus Bern bedacht. Derselbe ist Lehrer an jener Schule und hat sehr sehenswerte Blumen- und Insektenzeichnungen ausgestellt. Desgleichen hat Herr Bödecker, aus Zürich, ebenfalls Lehrer an dieser Anstalt, einen ersten Preis erhalten für seine Arbeiten über die Schmarotzer der Weinrebe und der Obstbäume. In der Abteilung für Milchwirtschaft sehe ich mit

Erstaunen die Aufschrift: „Schweizer Käse." Die betreffende Waare stammt aus der Käserei eines Kolonisten und ist nach ihrem Äußern, nach Geruch und Geschmack ein schreckliches Machwerk. Hoffentlich läßt sich das Publikum nicht so weit täuschen, um unsere eigenen Produkte nach dieser bedenklichen Nachahmung zu beurteilen! Als nordamerikanische Arbeit sind landwirtschaftliche Geräte, sowie auch die vollständige Ausrüstung eines Pachtgutes ausgestellt. Die einheimische Industrie kommt gar nicht zur Geltung. Ein mächtiger Steinkohlenblock wurde aus den Bergwerken von Lota hergesandt. Besonders gut gefällt mir die Holzausstellung. Der Holzreichtum des Landes, die Verschiedenheit und vor allem die Fehlerlosigkeit der ausgestellten Waare lassen voraussehen, daß diesem kostbaren Landesprodukte die glänzendste Zukunft bevorsteht.

Ferner ist die Ausstellung der zahlreichen Getreidearten höchst interessant. Die verschiedenen Garben sind zu prachtvollen Wandverzierungen gruppirt, an denen man die einzelnen Fruchtarten sehr gut mit einander vergleichen kann. Der Getreidebau wird stets die hauptsächlichste Einnahmsquelle für Chile sein; die Vorzüglichkeit des vorliegenden Getreides bewies es auf's neue. Die Ähren lassen sich an Größe und Gewicht mit denen Ägyptens und Indiens vergleichen, das Mehl hingegen ist nicht so weiß wie das europäische. In einer andern Abteilung finden wir eine sehr reichhaltige Sammlung von Rohleder,

Digitized by Google

durch welches Chile rühmlichſt bekannt iſt. Unter den Möbelwaaren ſetzen die aus Deutſchland eingeführten Gegenſtände alles Übrige in den Schatten. Die ſeltenen inländiſchen Fabrikate ſind ſämtlich an einem wunderlich überladenen Stil zu erkennen. Beiläufig erwähne ich ein Brückenmodell, das von einem Koloniſten eingeſandt wurde.

Nachdem wir unſern Rundgang durch die Ausſtellung beendigt haben, begeben wir uns zu Herrn Landolph aus Bern. Derſelbe war bereits Lehrer an ſchweizeriſchen und franzöſiſchen landwirtſchaftlichen Schulen und iſt jetzt Direktor der hieſigen Anſtalt. Seine Mitarbeiter ſind die bereits erwähnten Herren Müller und Bödecker. Herr Landolph führt uns zunächſt in ſein chemiſches Laboratorium, für deſſen praktiſche Einrichtung der Staat keine Koſten geſcheut zu haben ſcheint. Der Lehrer iſt gegenwärtig mit der Analyſe einer hier ſehr häufigen Pflanze beſchäftigt, und hofft, derſelben irgend eine wertvolle Eſſenz abzugewinnen. Die drei Lehrer ſind ſchon ſeit einem Jahre hier angeſtellt, haben aber zu meinem Erſtaunen bis jetzt noch keine Lektion erteilen können, da der Anſtalt vorläufig noch die Zöglinge fehlen. Herr Landolph beſucht ferner mit uns die Baumſchulen und die übrigen Pflanzungen, welche zur Schule gehören. Unter den Obſtbäumen ſcheinen die Apfel- und Birnbäume unter der Trockenheit des Klimas zu leiden, dagegen ſind die Weinreben ungemein kräftig.

Digitized by Google

Was das Obst betrifft, so läßt sich dasselbe bei weitem nicht mit unserem europäischen vergleichen; durch sorgfältige Pflege ließe sich jedenfalls noch Vieles verbessern, und ein geschickter Baumpflanzer könnte hier ohne Zweifel die schönsten Resultate erzielen.

Wir besteigen nun einen an das Gebiet der Schule angrenzenden Hügel. Der Kamm desselben gewährt eine prächtige Aussicht auf die Stadt und die benachbarte Ebene. Zur Rechten zieht sich der Bio-Bio hin, dessen Strombett mehrere Kilometer breit ist, zur Linken erhebt sich eine nackte Bergkette. Gerade vor uns liegt Concepcion, das sich gleich einem Bande in die Ebene hinaus erstreckt. Die zahlreichen Pappelalleen verleihen der Gegend viel Ähnlichkeit mit der Lombardei. Die rechtwinklig sich schneidenden Straßen der Stadt bilden zahlreiche Vierecke, die an Regelmäßigkeit denen eines Schachbrettes ähnlich sind. Das einförmige Bild wird nur durch einige Kirchen etwas belebt. Die Weiterentwicklung der Stadt ist durch deren Binnenlage gehemmt und man geht daher mit dem Plane um, sie durch einen Kanal zu einer Hafenstadt zu machen.

Während des übrigen Tages machen wir verschiedene Besuche in der Stadt. Herr Schumacher, der deutsche Konsul, ersucht mich, auf meiner Reise durch die Provinz mich auch nach seinen zahlreichen Landsleuten umzusehen.

Nach verschiedenen seiner Äußerungen kann ich schließen, daß die Auswanderer, welche, um dem Militärdienst zu entfliehen, hiehergekommen sind, nicht besonders gut bei ihm angeschrieben stehen. Herr Bankdirektor Gersten, ein allgemein angesehener Mann, macht mich darauf aufmerksam, wie verschwindend klein der religiöse Sinn unter den Eingewanderten sei und wie in dieser Beziehung eine Abhülfe für dringend nötig erscheine. Unter den verschiedenen Schweizern, die wir noch antreffen, befindet sich auch ein gewisser Schwyter. Dieser unbesonnene Mensch hat nichts Gescheidteres zu tun gewußt, als an seine Familie in der Schweiz einen Brief zu schreiben, welcher in den Zeitungen seines Ortes veröffentlicht werden sollte. Diese Epistel ist eine wahre Schmähschrift gegen die hiesigen Kolonien. Um solche Nachrichten, wie man sie bei uns erhält, richtig beurteilen zu können, sollte man in erster Linie wissen, daß sich ihr Verfasser kaum drei Tage in den Kolonien aufgehalten hat.

Wir versammeln uns im deutschen Club, wo gewöhnlich die fremden Besuche zusammenzukommen pflegen. Unsere bunte Gesellschaft besteht aus Geschäftsleuten, Lehrern u. s. f.

Alle sind gründliche Kenner des Landes und nehmen lebhaftes Interesse am Zweck meiner Reise. Die Unterhaltung dreht sich ausschließlich um die Kolonien. Ich höre so manigfach über die mißlichen Regierungsverhält-

Digitized by Google

nisse und über die Ungerechtigkeit der hiesigen Gerichtsbarkeit klagen, daß ich fast glauben muß, der Ausländer werde hier kurzweg als Feind betrachtet. Einer der Kaufleute sagt mir: „Die armen Kolonisten werden sehr von oben herab behandelt; kein Mensch leiht ihren Klagen Gehör und die Kolonie-Verwaltung tut, was sie will."

Als Herr Billwiller und ich nach Hause zurückkehren, erwartet uns dort ein junger Mann in nachlässigster Reisetoilette, über und über mit Staub bedeckt. Er erzählt uns eine höchst sonderbare Geschichte. Er hatte die Absicht, seine Schwester, welche in Montevideo verheiratet ist, aufzusuchen und wanderte deshalb aus. Als er in jener Stadt anlangte, erfuhr er, Schwester und Schwager seien nach Chile abgereist. Er machte sich dorthin auf die Reise und nach abenteuerlichen Erlebnissen kam er schließlich nach Valparaiso, fand aber auch hier keine Spur von seiner Schwester. Da er nun ohne jegliches Geld war, trat er bei dem französischen Kapitän eines Küstenschiffes in Dienst. Dort wurde er aber so schlecht behandelt, daß er die Flucht ergriff. Vom Hafen Coronel wanderte er alsdann zu Fuß unter vielen Entbehrungen nach Concepcion. Herr Billwiller schenkt ihm einiges Geld und fragt ihn, ob er nun Arbeit suche und welchen Beruf er habe. „Ich habe keinen Beruf," war die Antwort. — „Keinen Beruf? Sie können aber vielleicht Pferde besorgen?" — „Nein." — „Haben Sie schon bei einem Gärtner gearbeitet?„ — „Nein."

Herr Billwiller ſagt mir alsdann auf franzöſiſch: „Sie ſind jetzt ſelbſt Zeuge davon, was für unbeholfene Leute oft in's Land geſchneit kommen. Was ſoll man in aller Welt mit ihnen anfangen?“

Es bleiben mir einige freien Stunden übrig, welche ich dazu benutze, um etwas in unſerer Stadt herum zuſchlendern. Wenige Schritte von meinem Gaſthof entfernt liegt der Central-Platz, ein großes, von Bäumen beſchattetes Viereck, in deſſen Mitte ſich als Zierde ein monumentaler Brunnen erhebt — als Zierde, denn derſelbe wartet ſchon ſeit verſchiedenen Jahren auf das Waſſer, das man ihm noch verſchaffen ſollte. Ich biege nach rechts um und gelange nach einiger Zeit an's Ufer des Bio-Bio, wo man eine ſehr ſchöne Fernſicht genießt. Weithin am Nordende der Stadt erſtrecken ſich ſtattliche Pappelalleen. Die Temperatur iſt äußerſt niedrig, ſo daß ich ſchon einige Male ſeit meiner Ankunft vor Froſt zitterte, weßhalb auch die Leute faſt ausſchließlich warme Wollkleider tragen.

Ich treffe den Geſchäftsteilhaber des Herrn Gleißner. Das Geſchäftshaus dieſer Herren iſt das größte dieſes Ortes und führt die allerverſchiedenſten Artikel. Mein Gefährte erzählt mir, daß heute die engliſchen Waaren, die noch vor wenigen Jahren die allein hier bekannten geweſen ſeien, vollſtändig den deutſchen Fabrikaten hätten weichen müſſen. „Wir ließen in Deutſchland die engli-

schen Artikel nachahmen und vermöge ihres niederen Preises haben sich unsere Produkte bald derart beliebt und gesucht gemacht, daß heute die Leute nur noch deutsche Waare verlangen. Unsere Regierung handelt im höchsten Grade unklug, wenn sie die Auswanderung zu unterdrücken sucht, denn gerade die Auswanderer sind es, welche der einheimischen Industrie die neuen Absatzgebiete erschließen; überall, wohin der Deutsche kommt, pflegt er sich wieder mit den nämlichen Gegenständen zu versehen, an die er früher gewohnt gewesen."

Es ist dies eine neue Seite der Auswanderungsfrage, die wohl berücksichtigt zu werden verdient.

In der Nähe des Bahnhofes befindet sich das Geschäft eines Deutschen, welches die sonderbarsten Dinge enthält. Einige silberne Zieraten, wie sie die Indianer tragen, so wie auch verschiedene natur-historische Spezialitäten gefallen mir sehr gut; der Preis ist aber durchweg ein ganz unerschwinglicher.

In Begleitung des Herrn Billwiller mache ich einen Besuch bei dem Ältesten der hiesigen Kapuziner-Gemeinde, el Padre Jose. Derselbe empfängt uns sehr freundlich und gibt uns interessanten Aufschluß über die hiesige Aufgabe des Ordens, die Bekehrung der Araukaner. Nach seinen Mitteilungen sind jetzt diese Indianer beinahe durchweg an den Landbau gewöhnt und haben ihre frühere kriegerische Natur fast gänzlich abgelegt. Wenn sie den Europäern gegenüber ein gewisses

Digitized by Google

Mißtrauen an den Tag legen, so hat dies seinen guten Grund darin, daß diese letzteren keine Gelegenheit unbenutzt gelassen haben, sich die Unwissenheit der Indianer zu nutze zu machen. Von Geistesbildung sei keine Spur vorhanden.

Ich weiß nicht mehr, auf welche Weise wir auch auf den berüchtigten König Aurelius I. von Araucanien zu sprechen kamen. Zu meiner Verwunderung vernehme ich, daß diese ganze Geschichte eine Fabel sei. Ein junger französischer Matrose hatte sich zu den araucanischen Stämmen geflüchtet und wollte diese Leute aufwiegeln.

Die Kapuzinermönche, bei denen er später Zuflucht suchte, erhielten den Befehl, ihn festzunehmen und auszuliefern; doch hielten sie es für kluger, ihm die Flucht nach Argentinien zu ermöglichen. Die Mitteilungen, die mir der Mönch über Sprache, Glauben und Sitten der Araucaner macht, lassen mich lebhaft bedauern, keinen Aufenthalt inmitten dieses einst so mächtigen Volkes machen zu können.

Ein junger Arzt, dessen Bekanntschaft ich heute bei Tische machte, erzählt mir, er sei letzthin auf der Rückkehr von einem Ausflug über Land einem Bauern begegnet, der ihn ohne weiteres zu einem „topear" eingeladen habe. Letzteres ist eine beim hiesigen Volke sehr beliebte Belustigung, welche darin besteht, daß zwei Reiter mit aller Kraft aufeinander losstürmen, so daß die Pferde

Digitized by Google

mit den Flanken aneinander stoßen. „Die einheimischen Tiere sind so sehr an die Sache gewöhnt, daß sie schon beim ersten Zeichen wissen, um was es sich handelt. Da ich mich sonst immer gut im Sattel halte, setzte ich meine Ehre drein, nicht abgeworfen zu werden; ich gebe also meinem Pferde die Sporren und Gegner und Pferd liegen alsbald am Boden."

Dieser Doktor drängt mich, die hiesigen Weine zu probieren. Während der gewöhnliche Tischwein, „Vino de Familia," wie man ihn hier nennt, einen ziemlich starken Erdgeschmack hat, sind die besseren Sorten, wie z. B. Urmeneta, von ganz vorzüglicher Art. Die Preise derselben schwanken zwischen 7 bis 10 Fr. per Flasche.

Die ganze hiesige Bevölkerung ist von der Furcht ergriffen, die Cholera möchte möglicherweise bis hieher vordringen. Die Epidemie erscheint jetzt zum ersten Male in Chile und ist daher nur dem Namen nach bekannt. Man bespricht die drohende Gefahr oft bei Tische, und wenn die Post anlangt, stürzt man sich auf die Zeitungen, mitunter werden dieselben laut vorgelesen. „Gestern betrug die Zahl der Toten in Santiago mehr als hundertundfünfzig — ohne die nicht eingeschriebenen," setzte der Leser hinzu.

Ich bringe den Abend wieder in zahlreicher Gesellschaft zu.

Digitized by Google

Ein Walliſer befindet ſich unter uns, welcher hier in Chile beinahe am Heimweh ſtirbt. „Was hat Sie denn zum Auswandern bewogen?“ frage ich ihn. „Es wanderten ſo viele Leute aus, daß ich mich eben meinen Kameraden anſchloß!“ war ſeine Antwort.

In der Tat gibt es viele Leute, die abſolut keinen andern Grund zum Auswandern haben, als den eben angeführten.

Ein Neuenburger, Angeſtellter bei der Eiſenbahnenverwaltung, ſagt mir, es ſeien zwei Bedingungen dazu notwendig, um ſich in den Kolonien eine befriedigende, angenehme Stellung zu ſchaffen. Für's erſte heiße es, „tüchtig arbeiten,“ dann aber auch müſſe der Koloniſt durchaus verheiratet ſein. „Alle die unzufriedenen Leute, die Sie hier antreffen, ſind ledig und werden gerade deßhalb niemals richtige Koloniſten werden.“

Sonntag, 23 Januar.

Schon früh am Morgen ſuchen mich verſchiedene Landsleute auf, welche mir alle ſagen: „Wir haben Ihren Beſuch mit wahrer Ungeduld erwartet; derſelbe wird nur dann ein ernſtliches Reſultat haben, wenn Sie nie in Geſellſchaft eines Beamten der Kolonienverwaltung reiſen. Die abhängige Stellung des Koloniſten erlaubt ihm nicht, ſich in Gegenwart ſeines Obern offen auszuſprechen; es wird darum das beſte ſein, wenn Sie mit jedem unter vier Augen ſprechen.“

Digitized by Google

Ich befolge diesen Rat sehr gerne und kann es ohne jede Schwierigkeit tun, weil mich der private Charakter meines Besuches der Koloniedirektion gegenüber vollständig unabhängig macht.

Am Abend halten wir einen Gottesdienst in einem an die protestantische Kapelle der Spanier anstoßenden Saale. Beim Abschiednehmen drücken mir die Zuhörer den Wunsch aus, man möchte doch in religiöser Beziehung etwas für sie tun.

Montag, 24. Januar.

Ich gedenke nun heute meine Besuche in der Kolonie zu beginnen. Vorerst ordne ich noch meine Geldangelegenheiten. Der Bankdirektor macht mich darauf aufmerksam, daß ich die Sache in der Schweiz nicht praktisch angestellt hätte, indem ich mir einen Monatswechsel verschaffte. Da niemand wissen kann, wie der Geldkurs nach Monatsfrist stehen wird, so kann mein Wechsel nicht eingelöst, und zudem könnte seine Gültigkeit in Frage gestellt werden. So bin ich nun auf dem Punkte, in Geldverlegenheit zu kommen und kann mir leicht vorstellen, wie groß in diesem Falle die Unannehmlichkeit für einen Auswanderer sein muß, der nicht nur kein Wort spanisch versteht, sondern niemanden hat, an den er sich wenden könnte.

Mit Bedauern höre ich, daß viele junge Auswanderer

Digitized by Google

sich nach der Rückkehr in ihre Heimat sehnen, weil ihre hiesige Lage in hohem Grade beklagenswert ist. Wie übel sind diese Leute dran! Bei den meisten, so fürchte ich, wird sich die Lage noch verschlimmern, und dann wird sich das Verhängnis einer verfehlten Laufbahn noch vollends erfüllen!

Eine große Zahl von Landsleuten hat sich auf dem Bahnhofe eingefunden.

Ich sehe unter denselben verschiedene bisher unbekannte Gesichter; so z. B. zwei junge Waadtländer aus Montreux, die sich hier als Bäcker niedergelassen haben; ferner einige Angestellte, ꝛc.... Sie wünschen mir alle eine glückliche Reise und rufen mir zu: „Seien Sie stets vorsichtig, reisen Sie nie allein!“ Nach einigen Augenblicken beginnen wir alsdann unsere Fahrt nach dem Süden.

Digitized by Google

Angol.

Die Eisenbahnlinie folgt dem Laufe des Bio-Bio, der selbst am obern Ende von Concepcion eine Breite von mehreren Kilometern hat. Dieser mächtige Strom mit seinen hügeligen Ufern bietet ein prachtvolles Bild, den Rheingegenden vergleichbar. Aus dem wenig tiefen Strombett tauchen von Zeit zu Zeit große Sandbänke auf, so daß man glauben könnte, das Meer zur Zeit der Ebbe vor sich zu sehen. Eine tiefe Stille liegt über der ganzen Gegend; hier und dort sieht man Gruppen von Menschen und Vieh, die darauf warten, mit einer Fähre an's andere Ufer hinüber gesetzt zu werden.

Digitized by Google

Auf dem diesseitigen Ufer des Flusses reihen sich Obst- und Ziergärten, Wiesen und Äcker ununterbrochen aneinander; die kräftige Vegetation dieser Gegend macht im Vergleich zur Nacktheit des entgegengesetzten Ufers einen doppelt günstigen Eindruck.

Lange Pappelalleen, australische Eukalypten, verschiedene fremdartige Zierbäume geben der nördlichen Seite einen ganz eigentümlichen Anstrich. Während die Abhänge der Hügel mit dunkelblättrigen Weinreben bewachsen sind, ist das ebene Land hauptsächlich mit Mais, Kartoffeln, Tabak und Luzerne bepflanzt; letztere erreicht hier die Höhe von mehr als einem Meter. Auf den Wiesen weiden, ganz sich selbst überlassen, Ochsen, Kühe, Pferde, Ziegen und Schafe. — Gewiß mit allem Recht hat man diesem Fleck Erde den Namen „Garten des Südens" gegeben.

Unser Zug fährt mit ganz außergewöhnlicher Schnelligkeit. Alle Wagen sind mit Reisenden überfüllt. Ich höre vorwiegend deutsch, französisch, englisch, hie und da auch spanisch reden. Unser Zugführer ist ein Engländer, der Schaffner ein Deutscher. Auf allen Stationen ist ein bewegtes Leben; eine Menge von Krämern pflegen dort die Reisenden zu bestürmen. In langen regelmäßigen Reihen sitzen chilenische Weiber längs des Eisenbahndammes und kochen die Cazuela (chilenische Fleischsuppe), um sie an die Reisenden zu verkaufen. Die bunte Menschenmenge verleiht diesen sonst so toten Bahnhöfen

Digitized by Google

ein außergewöhnlich belebtes Ausſehen; man möchte oft glauben, die ganze Bevölkerung der Umgegend ſei hier zuſammengeſtrömt, um den Eiſenbahnzug vorbeifahren zu ſehen.

Durch einen glücklichen Reiſezufall mache ich die Bekanntſchaft einer Frau, die mit ihren zahlreichen Kindern auf der Reiſe nach dem jenſeits der Kolonien gelegenen Nueva Imperial begriffen iſt. Sie war ſchon in ihrem fünften Jahre nach Chile gekommen, ſpricht aber dennoch nur deutſch; in ihrem Wohnorte Va'divia iſt die deutſche Sprache die vorherrſchende. Es ſoll dort der Charakter der ganzen Gegend ſo ſehr an Deutſchland erinnern, daß man das Gefühl habe, auf einem Fleck deutſcher Erde zu leben. Ein anderer, ebenfalls deutſcher Reiſegefährte, den ich im Gaſthaus ſchon flüchtig geſehen hatte, knüpft mit mir eine Unterhaltung an und zeigt mir die Sehenswürdigkeiten, an denen wir vorbeifahren.

Er iſt Verwalter eines großen Landgutes in der Nähe von Los Angeles, und ladet mich ein, ihn zu beſuchen. Es ſoll dort, wie er ſagt, das ſchönſte Vieh von ganz Chile gezüchtet werden.

Wir fahren jetzt in eine unabſehbare Ebene hinein. Der Zug wirbelt beſtändig eine Wolke von feinem Staub auf, der, trotzdem die Wagen hermetiſch ver-

ſchloſſen ſind, doch dermaßen zu uns eindringt, daß wir kaum vor uns hin ſehen können, und über und über damit bedeckt werden. Zudem iſt die Hitze eine ganz erſtickende. Kein Wunder, wenn hier die Cholera in ihrer ganzen Furchtbarkeit ausbrechen würde! Dieſe Epidemie bildet faſt ausſchließlich den Geſprächsgegenſtand. Wir vernehmen unterwegs, daß ſie immer weiter gegen Süden vordringe, und daß eine achttägige Quarantaine über die von der Hauptſtadt kommenden Reiſenden verhängt ſei. Man iſt allgemein der Anſicht, das Übel ſei in Tat und Wahrheit noch ernſtlicher, als es dargeſtellt werde, und die Regierung verheimliche den wahren Sachverhalt, um eine allgemeine Panik zu vermeiden. Die heutige Zeitung meldet, der geſtrige Tag allein habe mehr als dreihundert Opfer gefordert.

Die Behörden von Santiago laſſen ſämtliche Arbeiter der auf obrigkeitlichen Befehl geſchloſſenen Fabriken hieher ſenden. Selbſt wenn man ſich vornehmen wollte, die Seuche zu verbreiten, könnte man keine geſcheidteren Befehle erlaſſen!

Wir erreichen nun die Hügelregion. Die Bahnlinie folgt den Krümmungen eines ſchmalen, unfruchtbaren Tales. Felſiges, nacktes Terrain wechſelt mit wohlbebauten Oaſen ab. Von Zeit zu Zeit ſieht man Landhäuſer nnd Weiden; dann folgen kahlgebrannte Hügel, ein lockerer Wald, ein engeingebetteter Rio, bis wir ſchließlich in einen großen Talkeſſel einfahren, der mit den zahlreichen Häu-

Digitized by Google

fern von Angol übersät ist. Herr Sangruber vom „Cotopari" holt mich am Bahnhof ab nnd führt mich in's Hotel Central.

Die Schweizer, sowohl deutscher als französischer Zunge, sind in Angol ziemlich zahlreich. Ich lade zuerst die deutschen einzeln zu einer Besprechung ein. Man versammelt sich bei Herrn Doneisen aus St. Gallen. Es befinden sich unter ihnen Glarner, Berner, St. Galler, und ein junges Paar aus Frankfurt a. Main. Sie bekunden mir alle eine lebhafte Freude über meinen Besuch. Die Glarner siedeln nach Santiago über, wo Familienangehörige sich niedergelassen haben.

Ein gewisser Thomann, aus dem Berneroberland, interessirt mich ganz besonders. „Ich bin jetzt seit drei Jahren hier im Lande," sagt er mir, „und befinde mich sehr wohl dabei. Sobald man ernstlich arbeiten will, geht's einem hier entschieden gut." Er ist im Begriffe, die Ausstellung in Concepcion zu besuchen, und bei seiner Rückkehr will er mir von einem Plane sprechen, der ihm schon seit einiger Zeit im Kopfe stecke. Er beabsichtigt nämlich, hier in Chile die Holzschnitzerei einzuführen und verspricht sich davon einen sicheren Erfolg; er hofft, eine ziemliche Zahl von Berneroberländern lasse sich überreden, seinem Rufe hieher zu folgen.

Ich ziehe bei Herrn Doneisen einige Erkundigungen über seine Erfahrungen ein, die er hier als Schreiner

Digitized by Google

mache. Er beklagt sich vor allem darüber, daß er ungemein unter der europäischen und speziell der deutschen Concurrenz zu leiden habe.

Als ich von den Leuten Abschied nahm, mußte ich ihnen versprechen, bei meiner Rückkehr mich wieder einige Tage hier aufzuhalten. Die wenigen Augenblicke, die ich im Kreise dieser achtbaren Leute verbrachte, haben mir viel Freude bereitet; denn hier habe ich zum ersten Male eine sichtbare Zufriedenheit angetroffen.

Mit Herrn Bujard aus Ste. Croix suche ich nun unsere französischen Schweizer auf. Zu meiner freudigen Überraschung treffe ich alle die Reisegefährten des „Cotopari" im Hause des Herrn Uhrmacher Droz versammelt, welcher vorläufig ihr Gastwirt ist. „Wir führen bereits das Kolonistenleben!" ruft mir Frau Sangruber zu, die im offnen Haushofe auf dem Boden das Mittagessen kocht. Dies Leben im Freien hat für Alle einen ganz besonderen Reiz.

Sie erwarten mit jedem Zuge ihr Gepäck, von dessen Ankunft ihr Einzug auf dem ihnen zugewiesenen Land abhängt. Sie hoffen, dasselbe werde in der Nähe von Traiguen liegen.

Wir versammeln uns bei Herrn Bujard, Schneider aus Ste. Croix. „Das Leben in Chile ist im ganzen ein angenehmes," sagt Frau Bujard. „Hier wird man immer baar bezahlt, und der Handel hat bei weitem nicht so viel unter dem schlechten Credit zu leiden, wie in der

Schweiz." Sie fühlt sich hier überhaupt glücklicher und zufriedener, weil vor allem das Familienlebene in schöneres sei. Man kenne hier die Gewohnheit nicht, daß der Mann die Abende im Wirtshaus zubringe, und das allein sei schon gar vieles wert. „Was uns am meisten fehlt, das ist der Gottesdienst," fügt sie hinzu, „und wir hoffen alle mit einander, Ihr Besuch werde zur Folge haben, daß wir einen Geistlichen erhalten."

Unter den Auswanderern befindet sich ein Landsmann, nach dem ich mich zu erkundigen beauftragt bin. Seine Verwandten sind in großer Besorgnis um ihn; denn bisher haben sie noch keine einzige Nachricht von ihm erhalten!

Ich frage Herrn Droz nach den Aussichten, welche ein europäischer Gewerbetreibender hier haben könne. Er sagt mir, er sei, trotzdem ihm ein französisches Geschäftshaus Concurrenz mache, in seinem Berufe (Uhrenmacherei) stets genügend beschäftigt. Der Uhrenhandel sei zwar kein bedeutender, und der Hauptverdienst erwachse ihm aus den Reparaturen. Während seiner Abwesenheit seien in letzter Zeit einige Diebe in seine schlecht verschlossene Werkstatt eingedrungen und hätten ihm einige zur Reparatur bereitliegende Uhren gestohlen.

Herr Jaccard aus Ste. Croix hält ein kleines Lager von Spieldosen, kann aber nicht viele davon verkaufen, da den meisten Leuten die Geldmittel fehlen, um sich solche Luxusartikel anzuschaffen. Er zeigt mir ein sehr hüb-

Digitized by Google

ſches Exemplar, das bei den Chilenen allgemeine Bewunderung erregt.

Ein Leinwandhändler (Franzoſe) verſichert mich, Angol ſei für jeden tätigen und intelligenten Kaufmann ein ſehr ſchönes Arbeitsfeld. Am meiſten habe man ſich darüber zu beklagen, daß die Kinder keinen gehörigen Schulunterricht genießen können; denn bis jetzt beſtehe hier noch keine Anſtalt, die den Namen „Schule" verdiene.

Es iſt mir daran gelegen, den Ort zu ſehen, wo die neuankommenden Auswanderer für mehrere Tage untergebracht werden. Ich laſſe mich nach der Oficina, dem Centralbüreau der Koloniſationsverwaltung, führen. Die weiten Räumlichkeiten der Kaſerne ſind in Schlafgemächer umgewandelt, in denen, ſo viel ich ſehe, eine gute Ordnung herrſcht. Einer der Säle iſt gegenwärtig von engliſchen Einwanderern beſetzt. Eine zu denſelben gehörige Frau ſagt mir, ſie ſei bereits vor 14 Tagen mit dem Schiffe angelangt, und habe durchaus keine Urſache, ſich über das Leben im Cuartel zu beklagen. Die Ländereien, auf welche dieſe Leute warten, ſollen ſich in der Nähe von Traiguen befinden. Ich gebe ihnen das Verſprechen, ſie zu beſuchen, ſobald ſie ſich niedergelaſſen haben.

Wenige Schritte entfernt liegt der Marktplatz. Es ſtehen auf demſelben eine Anzahl von Krämerbuden, in denen Töpferwaaren, Schuhe, ꝛc. verkauft werden. In

Digitized by Google

der einen Ecke des Platzes erhebt sich eine unansehnliche Kirche.

Am frühen Morgen des folgendes Tages mache ich einen kleinen Spaziergang durch die Straßen von Angol. Die Stadt erlebte ihren Aufschwung zur Zeit, als sie der südliche Endpunkt der chilenischen Eisenbahn wurde. Die Straßen sind hübsch breit; zwei Baumreihen verleihen ihnen im Sommer angenehmen Schatten. Die Schilder und Aufschriften der Magazine tragen vorwiegend französische Namen. Trotz der frühen Morgenstunde begegne ich einem alten Franzosen, dessen Bekanntschaft ich gestern gemacht hatte. Auch er ermahnt mich, auf der Reise stets möglichst vorsichtig zu sein.

Ich besteige einen Hügel, von dessen Höhe aus man die Stadt sehr hübsch übersieht; sie hat eine ruhige, friedliche Lage im Grunde eines trichterförmigen Tales. Aus dem frischem Grün hebt sich die Brücke über den Rio Malleco sehr hübsch ab. Der Gesammtcharakter zeigt entschiedene Ähnlichkeit mit verschiedenen Gegenden der Schweiz.

Mein Gastwirt, ein Belgier, klagt mit großer Betrübnis darüber, daß die Verlängerung der Bahnlinie seiner Geschäftslage eine äußerst ungünstige Wendung gebe. „Sobald die Bahn einmal bis Traiguen fährt, — und das wird in Jahresfrist geschehen, — wird Angol seine jetzige Bedeutung vollständig verlieren. Wer klug ist, wird sich in Traiguen einen neuen Herd gründen."

Unſer Zug fährt um 8 Uhr ab. Der Verkehr auf dieſer Bahnlinie iſt noch ein ſo unbedeutender, daß per Woche nur drei Züge fahren; allerdings muß hinzugefügt werden, daß die Zweiglinie Angol Los Sauces bisher noch nicht eröffnet worden iſt. Unſere Waadtländer begleiten mich an den Süd-Bahnhof, einen ſehr anſprechenden Bau, der gegen den am nördlichen Ende der Stadt gelegenen günſtig abſticht.

Der Omnibus iſt mit Reiſenden überfüllt, Franzoſen und Deutſchen, welche ebenfalls nach Traiguen reiſen.

Nach endloſem Warten verläßt der Zug endlich Angol. Wir fahren durch eine ſehr abwechslungsreiche Gegend, längs dem Rio, der bald hart an unſerer Seite, bald tief unter uns liegt. Abwechſelnd ſchließen bewaldete und nackte Hügel das ununterbrochen ſich krümmende Tal ein. Von Zeit zu Zeit ſehen wir „Settlements“ (Anſiedlungen von Europäern).

Unſer Zug braucht drei volle Stunden, um die Entfernung von wenigen Kilometern zwiſchen Angol und Los Sauces zu durchfahren.

Einer unſerer Landsleute trägt eine doppelläufige Schweizerflinte bei ſich, für die er mindeſtens zehn Kaufliebhaber gefunden hat. Sie wollen ihm alle einen ſehr guten Preis bezahlen.

Die Bahnlinie iſt ſo ſchlecht und flüchtig gebaut, daß wir ganz jämmerlich herumgeſchüttelt werden. Man macht mich im Vorbeifahren, ich weiß nicht mehr genau

in welcher Gegend, auf einige Vorrichtungen aufmerksam, die den Erdarbeitern als Wohnungen dienen sollen. Es sind dies eine Art Höhlen, die mit Eisenbahnschwellen ausgezimmert sind. In denselben wimmelt es von Frauen und Kindern.

Los Sauces (die Weiden) zählt schon ziemlich viele Häuser und Hütten, alle von äußerst einfacher Bauart; nur einige Kaufläden geben sich ein etwas anspruchsvolleres Aussehen. Einen besonders guten Eindruck macht mir die deutsche Apotheke. Die Stadt, die schon jetzt nicht ohne Bedeutung ist, soll nach der Aussage sachkundiger Leute eine sehr schöne Zukunft vor sich haben.

Beim Durchwandern der Stadt treffen wir ganz unerwartet einen gewissen Margot aus Ste. Croix, der im Begriffe ist, unbewaffnet durch die Kolonie zu reiten, durch eine Gegend, die mir allgemein als höchst gefährlich geschildert wurde. „Wie oft habe ich das Land schon kreuz und quer durchreist," sagt er, „ohne einer Gefahr begegnet zu sein!"

Im Hofe des Gasthauses sehe ich einige Gäule, die sich mit trocknem Stroh begnügen müssen. Trotz dieses schlechten Futters machen diese armen Tiere die unglaublichsten Tagreisen.

Im „Hotel zum Bahnhof," dem sehr gutgehaltenen Gasthaus eines Franzosen, ladet man mich ein, eine Cazuela zu versuchen, ein ganz ausgezeichnetes Gericht!

Ich mache die Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Ingenieurs, Herrn Letrange, welcher mit der Grenzbereinigung der Kolonien beauftragt iſt. Er iſt durch und durch Pariſer, und muß ich mich wundern, ihn, hier zu Lande zu finden. Was das Koloniſationsweſen anbetrifft, ſo iſt vielleicht Keiner ſo gut auf dem Laufenden wie er, denn bereits ſeit zwei Jahren führt ihn ſeine Arbeit im ganzen Lande herum. Er ſagt mir rundweg: „Den Namen „Koloniſt" zu tragen iſt eine wahre Schmach!" Schon am Abend vorher hatte mich auch ein Franzoſe verſichert, in Traiguen kehrten die Leute jedem den Rücken, der ſich „Koloniſt" nenne. Herr Letrange hat von den europäiſchen Einwanderern im allgemeinen keine ſchmeichelhafte Meinung, nennt er ſie doch ſammt und ſonders Spitzbuben.

Der Perſonenverkehr zwiſchen LosSauces und Traiguen wird durch Mietswagen beſorgt, die je vier Reiſende aufnehmen können. Die Fahrtare beträgt 20 Fr. per Perſon. Schon unterwegs hieher haben ſich zwei Schweizer, ein Franzoſe und ich zu gemeinſamer Fahrt zuſammen getan.

Unſer Wagen iſt mit vier Gäulen beſpannt, die mir meine Reiſegefährten als ganz vorzüglich ſchöne Tiere rühmen. Nach Landesſitte trägt das eine Ohrringe mit roten Zotteln.

Unſer Kutſcher iſt ein Araucaner, der im Austeilen

Digitized by Google

von Peitschenhieben ganz Erstaunliches leistet, so daß ich hier Gelegenheit habe, mich von der sprichwörtlich Tierquälerei gewordenen der Araucaner zu überzeugen. Der Fahrweg, den sich die Fuhrwerke mit der Zeit geschaffen haben, schlängelt sich als ein endloses Band in die eintönige, wellenförmige Ebene hinaus. Eine lange bläuliche Bergkette bildet den Horizont; in jenen Gegenden sollen die Kolonien liegen. Unser Kutscher fährt in einem ganz rasenden Galopp; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit treibt er die Pferde mit immer gleicher Schnelligkeit über die vielen Unebenheiten des Bodens hinweg.

Die Hitze ist ganz erdrückend, und außerdem sind wir beständig in eine Staubwolke eingehüllt. Die Ebene ist mit strohgelbem Gras bewachsen, so daß sie das Aussehen eines endlosen Stoppelfeldes hat. Dieser eintönigen Färbung der Landschaft ist wohl der melancholische Eindruck zuzuschreiben, den sie auf den Reisenden macht. Wir begegnen einigen berittenen Indianern und einem Chilenen, dem Postcourrier, welcher die Briefe nach Traiguen trägt.

Auch treffen wir chilenische Familien an, die in den hiesigen, höchst originellen Wagen über Land fahren.

Nachdem wir die Hälfte des Weges bis Traiguen zurückgelegt haben, steigen wir in einem „Despacho“ ab. Es ist dies ein außerordentlich primitives Wirtshaus.

Digitized by Google

Statt irgend eines erfrischenden Getränkes (Wasser ist nicht zu bekommen) reicht man uns eine Flasche Limonade. Ein Chilene bietet einem nach dem andern das schmutzige, mit Fliegen besetzte Glas. Ein jeder trinkt aus Pflichtgefühl; denn diese Glasgemeinschaft ist eine Landessitte, die man nicht zu verletzen wagt. Den in Asche gebackenen Kuchen, den die Wirtin aus einem ekligen Korbe herauszieht, lassen wir jedoch alle unberührt. Vor dem Hause liegt ein Wagen, dem man, um ihn vor Dieben zu sichern, die Räder weggenommen hat.

Wir setzen unsere Reise fort. Die unveränderliche Gegend, das schnelle Fahren und der ewige Staub machen uns diese Fahrt zu einer höchst peinlichen. Zur Linken sieht man von Zeit zu Zeit die im Bau begriffene Eisenbahnlinie, auf welcher die Schienen bis zur Station Los Guindos (die Kirschen) bereits gelegt sind. Wir fahren über einige ausgetrocknete Flüsse, von denen der eine wegen seines pflasterähnlichen Bettes den Namen Rio de la piedra (Steinfluß) trägt; ferner kommen wir an eine Art Hohlweg, el paso malo (der schlimme Weg) genannt, wegen der hier häufigen Überfälle. Je mehr wir uns dem Reiseziele nähern, desto besser und belebter wird die Fahrstraße, und wir sehen wieder bebautes Land. Nachdem wir mit Mühe einigen mit Ochsen bespannten Wagen ausgewichen sind, und noch ein paar dröhnende Fuhrmannsflüche angehört haben, liegt

Digitized by Google

plötzlich unser Reiseziel vor uns: die Stadt Traiguen dehnt sich im Grunde eines weiten, trichterförmigen Tales aus. Noch vor vier Jahren zählte man hier nur wenige Hütten, während heute dieser Ort im Begriffe ist, eine ganz bedeutende Stadt zu werden.

Die Straßen sind noch kaum fertig gebaut; der Staub liegt oft so tief, daß die Pferde bis zu den Knien einsinken. Man kann sich leicht vorstellen, wie bedenklich diese Wege bei Regenwetter sein müssen. Der Wagen hält vor dem „Grand Hotel de Traiguen," wo uns alsbald der Besitzer, ein Franzose, entgegen kommt. Er trägt einen Robinsonhut, der mit seiner Erscheinung und der ganzen Umgebung in gutem Einklang steht.

Digitized by Google

Traiguen.

Traiguen, jetzt eine Stadt von etwas mehr als 8000 Einwohnern, ist in stetem Wachsen begriffen und wird binnen Kurzem ein bedeutender Verkehrsmittelpunkt werden. Spätestens in einem Jahre soll die Eisenbahn bis hieher gelegt sein, und alsdann wird auch die „Oficina", das Generalbureau der Kolonien, hieher verlegt, und die Kolonisten können, statt wie bis jetzt nur bis Angol, direkt nach Traiguen spediert werden.

Laßt uns einen kleinen Rundgang in den Straßen der Stadt machen. Im Mittelpunkte liegt die „Plaza", ein großes Viereck, das ringsum mit einem grobgearbeiteten

Gehege eingefriedigt ist. Es kreuzen sich hier die Enden fast aller Straßenalleen, deren unlängst gepflanzte Bäume bald einen angenehmen Schatten bieten werden. In der Mitte des Parkes erhebt sich ein blaubemaltes Gerüst, von dem herab die Militärmusik zweimal per Woche die Stadt mit öffentlichen Konzerten zu erfreuen pflegt.

Die „Plaza" ist begreiflicherweise das aristokratische Quartier der Stadt. Auf drei Seiten hin erheben sich Kaufläden und Waarenlager; die vierte ist als Bauplatz für eine Kirche leergelassen, die über kurz oder lang errichtet werden soll.

Die Häuser sind fast alle langgezogene Erdgeschoßbauten. Die Stadt, die also einen weiten Gürtel um die „Plaza" bildet, ist durch rechtwinklig sich schneidende Straßen in Cuadras (Vierecke) eingeteilt. Sie füllt die ganze Talsohle aus und beginnt bereits sich auf der nördlichen Seite auch nach den Abhängen der Hügel hin auszudehnen. Schon in wenigen Jahren wird das ganze Tal ringsum mit Wohnungen überbaut sein. Die Bevölkerung wächst in solch erstaunlichem Maße, daß die Nachfrage nach „Sitios" (Bauplätzen) eine äußerst große ist. Schon jetzt soll es geradezu schwer fallen, sich weitere Bauplätze zu erwerben. Wir sehen auch wirklich bei jedem Schritt im Bau begriffene Häuser. Der beste Beweis dafür, daß sich Traiguen in einer lebhaften Entwicklung befindet, sind die unvergleichlich hohen Mietspreise, die hier für die Wohnungen bezahlt werden müs-

Digitized by Google

sen. Die auf Häuserbau angelegten Kapitalien sollen sich zu 25, 30 bis 40 % verzinsen.

Es sind bereits verschiedene Mühlen in Betrieb, unter denen ich, als die größte, diejenige von Bünster nenne. Desgleichen hat Herr Moren, ein Walliser, ein Mühlwerk erbauen lassen, das ebenfalls den neusten Anforderungen genügt.

Als Handelshäuser von Bedeutung sind erwähnenswert: La Casa francesa (französisches Haus), das verschiedene Filialen im Süden hat; la Casa de los Rusos, mit Niederlagen in Galvarino und anderorts; la Casa Lavin, u. s. f. Auch an deutschen Geschäftshäusern hat es keinen Mangel. Die Chilenen hingegen beschäftigen sich mehr mit dem Kleinhandel. Es finden sich hier zwei Apotheken, eine deutsche und eine chilenische, die beide sehr gut eingerichtet zu sein scheinen. Die Preise aller Waaren sind unverschämt hoch. Für zwei Blätter Schreibpapier und zwei Briefcouverte hatte ich einen Franken zu bezahlen! Nach diesem Maßstab werden auch alle übrigen Artikel berechnet.

Traiguen besitzt ferner ein Cuartel (Kaserne), in welchem eine Garnison einquartirt ist. Im Militärspital werden auch die kranken Kolonisten verpflegt.

In Schulangelegenheiten hat man bisher noch keine ernsten Schritte getan.

Am meisten fehlen der Stadt die guten Gasthöfe. Das „Grand Hotel de Traiguen" hat weiter nichts als

Digitized by Google

seinen klingenden Namen. Es ist auf der „Plaza" gelegen und gilt als Hotel ersten Ranges, zeichnet sich aber durch eine ganz traurige Bedienung aus. Dieselbe ist die bedenklichste, die ich je angetroffen habe, und das will ziemlich viel sagen. Alle schlechten Hoteleigenschaften finden sich hier vereinigt : Unreinlichkeit, Unordnung und schlechte Speisen und Getränke! Nahe dabei befindet sich das „Hotel Français." Man versichert mich, die Tafel sei dort besser; jedoch hätten die Zimmer stets vier Betten. Ich verzichte indes gerne auf die Zimmergemeinschaft mit wildfremden Leuten. Ein wirklich gut gehaltenes Gasthaus müßte hier eine wahre Goldgrube sein.

Besonders zahlreich sind die deutschen, französischen und chilenischen „Despachos."

Die ganze Stadt zeigt ein bewegtes Leben, ähnlich demjenigen in den westamerikanischen Städten des Nordens. Ochsenfuhrwerke, berittene Indianer, Chilenen und Europäer durchkreuzen fortwährend die Straßen. Die Kleidung ist ebenso verschiedenartig wie die Nationalität der Bewohner : Die Indianer tragen möglichst grellfarbige Tücher, die Chilenen einen breitrandigen Hut und den üblichen, bunten „Poncho" ; ebenso fremdartig erscheint unsern Augen die Uniform der Offiziere und Soldaten. Der Anblick der Menschenmenge bietet besonders des Sonntags ungemein viel Abwechslung. Das chilenische Leben entfaltet hier voll und ganz sein charak-

Digitized by Google

teriſtiſches Sichgehenlaſſen. Es ſollen häufig Bälle abgehalten werden, an denen man einen unvergleichlichen Aufwand an Toilette ſehen könne.

Einer der belebteſten Punkte der Stadt iſt die Brücke über den Rio Traiguen; denn ſie iſt der Weg, den alle aus der Umgegend kommenden Koloniſten zu paſſiren haben. Man ſieht dort ſtets lange Reihen von Fuhrwerken aller Art.

Dreimal per Woche langt hier die Poſt an, und dies iſt ſtets ein wichtiges Ereignis für die ganze Stadt. Da ſämmtliche Briefe für die umgebenden Kolonien nach Traiguen adreſſirt werden, iſt der Briefverkehr ein ſehr bedeutender. Jedermann hat ſich ſeine Poſtſachen ſelbſt abzuholen. Dieſer Poſtdienſt wird noch durch ein praktiſches Vorgehen vereinfacht: außen an das Poſtgebäude wird ein alphabetiſch geordnetes Verzeichnis ſämmtlicher Briefempfänger angeſchlagen, ſo daß ein jeder ſelbſt ſehen kann, ob ihm die Poſt etwas gebracht habe. Die Schattenſeite dieſes Syſtems beſteht darin, daß ſich oft unrechtmäßige Empfänger melden. Man nimmt es indes hier nicht zu genau, und es wird wohl noch lange dauern, bis das Poſtweſen in ſichere Bahnen einlenkt.

Es fiel mir als merkwürdig auf, daß hier die Briefmarken immer teurer abgegeben werden, als es nach ihrem Nominalwert der Fall ſein ſollte. Der Poſtangeſtellte muß hier nämlich noch ſeinen Extraprofit haben.

Digitized by Google

„Warum sollte dies nicht so sein?“ fragte mich ein Chilene, als ich ihm mein Erstaunen über diesen Punkt ausdrückte.

Das Telegraphenwesen steht auf der gleichen Stufe; die Telegramme warten gewöhnlich geduldig die Zeit ab, bis sie von den Adressaten abgeholt werden. Die Depeschen, die man aufgibt, pflegen „wenn nicht heute, so doch morgen“ erledigt zu werden. Das Telegraphennetz gehört dem Staate und steht in erster Linie in dessen Dienst. Die vielen Mängel im chilenischen Telegraphendienst haben eine Concurrenzlinie in's Leben gerufen, nämlich den sogenannten „amerikanischen Telegraph.“ Derselbe ist ein Privatunternehmen, erstreckt sich aber leider nur über die wichtigsten Verkehrsplätze. In der ersten Zeit des hiesigen Telegraphendienstes soll es vorgekommen sein, daß der Telegraphist auf ganze Wochen hin unsichtbar war. Er wurde deshalb von seinem Vorgesetzten, einem Franzosen, der den hiesigen Telegraphen in's Leben gerufen hatte, aus dem Dienste entlassen; die hohe Regierung jedoch hat ihn gnädigst wieder in sein Amt eingesetzt. Derartige Geschichtchen ließen sich noch sehr viele erzählen. Vor allem ist sicher, daß Briefe und Telegramme massenhaft verloren gehen. „Como no?“ (warum auch nicht?) ist hierüber die Ansicht des Chilenen; er findet die Sache sehr natürlich.

Für den Handwerker ist Traiguen ohne Zweifel ein sehr ergibiges Arbeitsfeld. Schmiede, Schreiner, Flachmaler, u s. f. finden ebenso einträgliche als beständige

Digitized by Google

Arbeit. Wer sich hier keine günstige Stellung zu schaffen weiß, muß schon recht ungeschickt sein.

Bei meiner Abreise von Concepcion hatte mir der dortige Präsident des schweizerischen Wohltätigkeitsvereins das Verzeichnis der hier wohnenden Vereinsmitglieder übergeben. Ich besuche unter denselben vorerst Herrn Gros, den man bereits von meinem Kommen unterrichtet hat. Genfer von Geburt, hat sich derselbe durch Tüchtigkeit und offenen Charakter eine beneidenswerte Stellung geschaffen. Er ist Vertrauensmann der „Casa Lavin". Im ganzen Lande herum ist er beliebt und bekannt unter den Namen „Monsieur Adolphe." Sobald er sich entschließen wird, auf eigene Rechnung ein Geschäft zu gründen, darf er seines Erfolges sicher sein. Er führt mich zunächst zu Herrn Beguin aus Neuenburg, dem einzigen Uhrenmacher der Stadt. Zu Anfang hatte sich dieser während mehrerer Jahre in Valparaiso aufgehalten und ist, da dort die Geschäfte flau gingen, nach dem Süden gezogen, trotz der damaligen übeln Gerüchte über die Sicherheit des Landes. Er bereut nun heute seinen Entschluß durchaus nicht; denn wenn auch bis jetzt der Umsatz in Uhren und Schmucksachen wegen der Armut der Bewohner noch kein großer ist, so hofft er doch, daß sich die Sachlage mit der Zukunft bedeutend bessern werde. Da seine Uhren und sonstigen Wertgegenstände eine große Anziehungskraft auf die Diebe ausüben könnten, trifft er alle möglichen Vorsichtsmaßregeln: die Ladentüre ist von innen dop-

Digitized by Google

pelt abgesperrt; verschiedene Hunde bringen die Nacht im Kaufladen zu, und er selbst schläft im anstoßenden Zimmer; überdies pflegt er jeden Abend seine Waaren in einen Eisenkoffer zu verschließen, und hat stets geladene Feuerwaffen zur Hand; aber trotzdem ist sein Schlaf kein ruhiger. Es ist wahr, daß in früherer Zeit Traiguen keine wünschenswerte Sicherheit geboten hat; auch sollen damals Mordtaten nicht selten vorgekommen sein. Heute aber sind das entschieden alte Geschichten; denn, mir scheint die Stadt erfreue sich in dieser Beziehung der vollkommensten Ordnung.

Unsere Landsleute sind hier ziemlich zahlreich. Ich nenne nebst den bereits erwähnten noch die Herren Diener aus Zürich, einen geschickten Küfer, und Beguelin aus dem Berner Jura.

Ich habe verschiedene Male den Abend in ihrer Gesellschaft zugebracht und von ihnen vernommen, daß besonders diejenigen, welche ohne einen bestimmten Beruf hieher kommen, oft mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben; z. B. versehe ein Luzerner, der Frau und Kinder in der Schweiz zurückgelassen habe, in einem hiesigen Geschäft einen sehr untergeordneten und äußerst schlecht bezahlten Dienst. Anderseits aber scheint mir Traiguen für jeden tüchtigen und tätigen Mann ganz außergewöhnliche Vorteile zu bieten, eben weil es unter diejenigen Städte des Südens gehört, welche in unverkennbarem Fortschritt begriffen sind.

Digitized by Google

Die Kolonien.

Chile hat einen Flächeninhalt, der denjenigen von Frankreich sowohl als von Deutschland übersteigt. Es zieht sich zwischen den Anden und dem pazifischen Ozean hin. Seine Breite ist durchschnittlich 150, die Länge mehr als 4000 Kilometer, eine Entfernung, wie diejenige von Copenhagen bis Dongola in Nubien. Begreiflicherweise trifft man bei dieser Längenausdehnung auf die verschiedenartigsten klimatischen Verhältnisse. Am dichtesten ist der mittlere Teil des Landes bevölkert.

Während früher Chile unter der unvernünftigen spanischen Verwaltung dem gänzlichen Verderben entgegen-

Digitized by Google

ging, hat es nun seit dem glücklichen Unabhängigkeitskrieg in die Bahnen des Fortschrittes eingelenkt. Vermöge der geographisch günstigen Lage des Landes und seiner liberalen und einsichtigen Regierung ist das chilenische Volk, so wenig zahlreich es auch bisher gewesen, doch mit großen Schritten der Civilisation entgegengegangen. Heute ist es entschieden die vorgerückteste Nation von Südamerika.

Der Chilene ist ebenso arbeitsam als nnternehmend. Um ihren eigenen Leuten den allgemeinen Fortschritt zu ermöglichen, hat die Regierung es unternommen, einen beständigen Auswanderungsstrom hieher zu lenken. Man hofft auf diese Weise das Land in industrieller Beziehung soweit unabhängig zu machen, daß durch die einheimische Industrie die fremde Einfuhr bedeutend geschmälert werden könne.

Der Staat selbst besitzt wenig ausgedehnte Ländereien. Dieselben sind vorwiegend im Süden, in Araucanien und gegen die Küste hin gelegen. Kolonialland wird gegenwärtig nur von diesem Gebiete abgegeben. Dasselbe ist im Norden vom Bio-Bio, im Süden vom Rio Imperial begrenzt. Bis zur schließlichen Eroberung im Jahre 1870 war Araucanien in den Händen der Indianer. „Eroberung" ist zwar zu viel gesagt; denn die Indianer hatten sich damals ohne jeden Widerstand ergeben und sich ohne Verzug in das ihnen speziell zuerteilte Gebiet zurückgezogen. Um gerecht zu sein, muß

hervorgehoben werden, daß die chilenische Regierung allezeit mit großer Milde gegen die Indianer verfahren ist, und wenn man dieselben auch auf ein bestimmtes Territorium zurückgedrängt hat, so geschah dies vorzüglich in der Absicht, sie vor den raubluſtigen Bodenspekulanten und vor der sonstigen Unbilligkeit zu schützen, mit der sie gewöhnlich behandelt wurden.

Die Zahl der Araukaner ist nun auf circa 40,000 herabgesunken. Sie liegen in ihrem Distrikt, zwischen dem Rio Imperial und Rio Tolten, fast ausschließlich dem Ackerbau ob. Sie sind ein friedliches Volk geworden, und belästigen die ihr Land durchreisenden Fremden auf keine Weise mehr, wie sehr sie auch in dieser Beziehung verläumdet werden.

Um ein genaues Bild von dem Landstriche zu geben, in welchem sich die einwandernden Europäer als Kolonisten niederlassen, füge ich hinzu, daß derselbe zwischen dem nördlichen Bio-Bio und dem südlichen Rio Imperial ein einziges, weitausgedehntes Tal bildet, das im Osten von den Anden, im Westen von den Cordilleren von Nahuelbuta eingeschlossen ist. Das letztgenannte Gebirge hat viel Ähnlichkeit mit unserm Jura und erhebt sich zu einer mittleren Höhe von 2000 Metern. Das Tal selbst hat eine Länge von circa 180 und eine Breite von 70 Kilometern. Zahlreiche kleinere und größere Hügel und tiefeingeschnittene Täler und Schluchten durchziehen dasselbe. Man kann deutlich drei verschiedene

Digitized by Google

Zonen unterscheiden: der östliche Teil heißt „la Montana," das ist der Abhang der Anden, welcher sich vom Malleco im Nordenbis zum Tolten im Süden erstreckt; im Westen, zwischen Nueva Imperial und Lumaco liegt die Region der „Lomas" reich an bewaldeten Hügeln; schließlich in der Mitte dehnt sich der „Llano" (Ebene) aus, der von zahllosen Rios durchschnitten ist, von denen die einen sich nordwärts in den Bio-Bio, die andern gegen Süden in den Rio Imperial ergießen. Die neuesten Kolonien liegen nun in dieser Ebene, zwischen Victoria, Quillem, Traiguen und Galvarino.

Da die Trockenheit im Sommer sehr groß zu sein pflegt, sind die Kolonien längs der Flüsse angelegt, so daß jedes einzelne Stück Land eine Strecke weit stets an den Fluß grenzt. Je nach der Jahreszeit pflegen diese Flüsse bald ihre Ufer zu übertreten, bald vollkommen einzutrocknen. Der Winter (Juni bis August) ist bedeutend milder als bei uns und vor allem reich an strömendem Regen, der oft die ganze Gegend in eine weite Wasserfläche umwandelt. Die Flüsse führen in jener Zeit gewaltige Wassermassen mit sich, so daß sie beinahe undurchfahrbar werden, was auf den Verkehr äußerst hemmend wirkt. Im Frühling (September bis November) sinken die Flüsse; im Dezember, dem Sommeranfang, steigt das Wasser in Folge der Schneeschmelze noch ein Mal für kurze Zeit.

Die ganze Ebene bietet für den Getreidebau, und be-

Digitized by Google

sonders für die Weizenkultur, die größten Vorteile. Wenn man die Bebauung des Gebietes noch wenige Jahre in demselben Maße fortsetzt, so wird dieser Landstrich sicher die Kornkammer von ganz Chile werden. Um das Versenden der Landesprodukte zu erleichtern, hat der Staat zwei Eisenbahnlinien angelegt, von denen die eine dem Fuß der Anden folgt, die andere der Küste oder vielmehr den westlichen Cordilleren entlang geht. Die beiden Linien sollen sich später im Süden vereinigen und alsdann bis Valdivia fortgesetzt werden. Letzteres ist eine blühende Kolonie von 8000, fast ausschließlich deutschen Einwohnern. Die vielen Niederlassungen in Valdivia und Llanquihue beweisen, daß man hier durch Ausnützung des Bodens ganz bedeutende Resultate erzielen kann. Hätte dieses Land Straßen und Eisenbahnen, so würde es bald den größten Aufschwung nehmen.

Es ist zu bedauern, daß die Regierung in früherer Zeit nicht den Ankauf großer Ländercomplexe verhindert hat. In einer Zeit nämlich, als die Gegend für jede Kultur unzugänglich schien, gelang es einigen Kapitalisten, sich gegen einen Spottpreis ausgedehnte Gebiete zu erwerben, welche heute, nachdem der Boden einen bestimmten Wert erreicht hat, auf viele Millionen zu schätzen sind. Die Regierung ist nun, allerdings spät genug, einsichtiger geworden, und es bestehen heutzutage Gesetze, welche dem Einzelnen einen größeren Ankauf von Ländereien un-

Digitized by Google

möglich machen. Ich füge noch hinzu, daß die Gebiete, über welche die Kolonisationsverwaltung verfügt, in Zukunft sich sehr vergrößern werden, da das ganze Land, von Puerto Montt bis zur Magellanstraße durchweg kolonisirbar ist. Verschiedene Versuche, die man in abgelegenen, bis jetzt beinahe unbekannten Distrikten gemacht hat, haben gezeigt, daß der Boden überall dieselben günstigen Bedingungen für die Kultur aufweise.

Was am meisten die Kolonisation hemmt, ist die gewaltige Entfernung, welche Chile von Europa trennt. Die einflußreichsten Staatsmänner Chile's haben dieses Hemmnis erkannt und suchen es dadurch zu beseitigen, daß sie dem europäischen Landwirte und Handwerker die Übersiedelung nach Chile auf die bereits bekannte Art erleichtern. Es ist indes eine große Frage, ob diese Vergünstigungen noch für lange Zeit gewährt werden; denn das hauptsächlichste Bestreben der chilenischen Regierung zielt nur darauf ab, den Blick eines jeden, der an die Auswanderung denkt, nach Chile zu lenken.

Digitized by Google

Die Kolonien Chanco und Licura.

Bei den Zusammenkünften, die ich in Traiguen mit unsern Landsleuten hatte, stellten wir eine Liste der verschiedenen Kolonien auf und entwarfen einen Plan, nach welchem ich am zweckmäßigsten die Niederlassungen der Reihe nach besuchen könne. Traiguen sollte der Ort sein, wohin ich nach jeder Reise zurückkehren würde.

Die erste der angeführten Kolonien war Chanco, anderthalb Stunden zu Pferd von Traiguen entfernt. Herr Gros bietet sich mir zur Begleitung an und stellt mir eines seiner Reitpferde zur Verfügung.

In erster Linie hatte ich mich nach Art eines chilenischen Reiters auszurüsten. Das Hauptstück ist der Poncho, ein langer buntcarrirter Shawl, welcher aus einem Stücke gewoben ist, und in der Mitte eine Öffnung für den Kopf hat. Der Poncho deckt vornehmlich die Schultern und bietet im Sommer gegen den Staub, im Winter gegen Nässe nnd Kälte außerordentlich guten Schutz. Seine Vorzüge sind so groß, daß er im Jahre 1870 bei der deutschen wie bei der französischen Cavallerie zur Anwendung gekommen ist. In Südamerika pflegt der Caballero mit dem Poncho einen eigentlichen Luxus zu treiben, bezahlt er doch denselben oft mit vielen tausend Franken. Solche besonders kostbare Stücke werden aus der seidenweichen Bauchwolle der Vigognaschafe gewoben; sie sind papierdünn, aber von unvergleichlicher Haltbarkeit. Das interessanteste Stück an der Reiterausrüstung sind indes die Sporen. Ihre Rädchen sind stets sehr groß; bald haben sie die Größe eines Fünffrankenstückes, bald sogar die eines Tellers. Wenn der Chilene diesen unbequemen Ballast trägt, ist er nicht im Stande, anders als auf den Fußspitzen zu gehen, und doch verschmerzt er diesen Umstand leicht; denn er ist wenn möglich noch eitler als sein Ahne, der Spanier, und hört seine Sporen ungemein gerne klirren. Entsprechend groß sind auch die Steigbügel. Man hat sich unter denselben schwere Holzklötze vorzustellen, die schuhartig ausgehöhlt sind. Der Fuß ist also völlig von Holz

Digitized by Google

umſchloſſen und dadurch, wie ich mich oft ſelbſt überzeugt habe, vorzüglich geſchützt gegen Dornen, Regengüſſe ꝛc. Erwähnenswert iſt auch das Pferdegebiß, eine wahre Quälvorrichtung; an demſelben iſt ein ſpitzrandiges Rädchen befeſtigt, welches, ſobald die Zügel angezogen werden, ſich in den Rachen des Tieres einhakt. Das chileniſche Pferd iſt nämlich zu hitzig, als daß es auf andere Weiſe bemeiſtert werden könnte. Die Mähne iſt gewöhnlich kurz geſchnitten, damit ſich klettenähnliche Pflanzenarten weniger leicht feſtſetzen können.

Am beſtimmten Tage machen wir uns in früher Stunde auf die Reiſe. Die Wegſtrecke vor der Brücke führt zwiſchen tiefen Gräben hindurch; jede Schutzvorrichtung fehlt, und darum ſollen die Unglücksfälle ſehr häufig ſein.

„Noch vor wenigen Tagen," erzählt mir Herr Gros, „verlor hier ein Fuhrmann ſeinen Wagen; die Ochſen wären zweifelsohne zu Grunde gegangen, wenn der Mann nicht in aller Eile die Geſchirrſtricke zerſchnitten hätte."

Trotz der frühen Morgenſtunde ſtehen ſchon eine Menge Wagen da, die mit Ochſen beſpannt ſind. Der „Arriero" (Fuhrmann) trägt eine circa 20 Fuß lange Gerte, womit er das Zugvieh antreibt.

Nachdem wir die Brücke überſchritten haben, lenken wir nach links in eine neue Straße ein, die an einem

Hügel entlang führt. Dieselbe ist das Werk der Garnisonssoldaten, welche bei dieser Arbeit per Tag einen Franken Aufgeld über den gewöhnlichen Sold erhalten.

Von der Höhe des Hügels haben wir einen hübschen Ausblick auf die Stadt, die momentan in Dunst gehüllt ist. Vor uns dehnt sich die weite, baumlose Ebene aus, deren dürrgebranntes Gras ihr eine einförmige, hellgelbe Färbung verleiht. Ein eisigkalter Wind macht uns vor Frost zittern. Die Temperatur steigt nur während des Mittags einigermaßen, da dann der Wind sich zu legen pflegt.

Sobald wir die Ebene erreicht haben, geht es in flottem Galopp weiter; es ist dies die Lieblingsgangart der chilenischen Pferde. Das meinige ist so hübsch sattelweich, daß ich wie auf Federn sitze, und ich begreife, daß man auf diese Weise mehrstündige Ritte machen kann, ohne zu ermüden.

Unterwegs erzählt mir Herr Gros seine vielen Erfahrungen, die er schon in hiesigem Lande gemacht hat.

Er hatte sich anfangs während mehrerer Monate in Valparaiso aufgehalten und nennt es einen glücklichen Zufall, daß er hieher, nach dem Süden, gelangt sei. Gerade das abwechslungsvolle Leben, das er hier führt, gefällt ihm sehr gut, und er hat noch nie an die Rückkehr in die Heimat gedacht. Die Erwerbsquellen sind zu verlockend, als daß man sich dieselben nicht zu Nutze

Digitized by Google

machen sollte. Vor allem soll sich das Kapital äußerst gewinnbringend anlegen lassen.

Am Rande des Weges sehen wir fünf unheimliche Kerle liegen, deren Anwesenheit an dieser Stelle und zu dieser Stunde in der Tat ziemlich verdächtig erscheinen muß. Es sind ohne Zweifel Arbeiter aus Santiago, welche dort wegen der Cholera entlassen worden sind. Dieses Vorgehen der Regierung, die arbeitslosen Leute nach den Kolonien zu spedieren, ist in der Tat ganz unbegreiflich; sie treiben sich nun unstät im Land herum, überfallen von Zeit zu Zeit ein einzelstehendes Haus oder verlegen sich sonst auf Diebstahl.

Zwei Chilenen reiten an uns vorüber, ohne zu grüßen; die Eingebornen hegen nämlich einen unauslöschlichen Haß gegen alle Ausländer, die, wie sie sagen, ihnen das Land wegstehlen. Jeder von ihnen trägt an seinem Sattel den für den chilenischen Reiter typischen Lazzo. Derselbe ist ein langer, zäher Lederriemen, der in einer laufenden Schlinge endigt, die der Chilene mit unvergleichlicher Geschicklichkeit über den Kopf des fliehenden Opfers, sei es Mensch oder Tier, zu werfen weiß. Die Unterweisung in der Handhabung des Lazzo bildet einen wesentlichen Teil der Erziehung des jungen Chilenen. Schon von frühster Jugend an übt er sich im Lazzowerfen; zuerst verfolgt er damit das Geflügel, später Hunde, ꝛc. Die Geschicklichkeit, die er mit der Zeit erreicht, macht den Lazzo zu einer sehr gefürchteten Waffe.

Digitized by Google

Unser Galopp in früher Morgenstunde durch die neuartige Gegend bereitet mir einen großen Genuß. Endlich befinde ich mich in dem Gebiete, welches das Arbeitsfeld unserer ausgewanderten Landsleute ist. In welchen Verhältnissen werde ich diese Leute antreffen? Wie haben sich ihre Erwartungen erfüllt? Was ich in Concepcion, Angol und Traiguen bisher gehört und gesehen habe, beantwortet diese Fragen noch keineswegs. Wie schwer wiegen im Grunde genommen die Klagen, die ich bisher angehört habe? Der eine jener Unzufriedenen hatte unbedacht unternommen, was er niemals auszuführen im Stande ist; der zweite verlor den Mut, bevor er nur die Hand ans Werk gelegt hatte; ein dritter grämt sich darüber, daß er nicht erhalten hat, was ihm nicht versprochen wurden, und ein vierter ist so ungeschickt, daß er in der ganzen Welt und nicht nur in Chile nichts zu Stande bringt; zu guter Letzt habe ich noch einige Junggesellen angehört, die sich durch die Langeweile aus den Kolonien vertreiben ließen und mir übrigens durchaus nicht den Eindruck von Kolonisten von echtem Schrot und Korn machen. Auf der andern Seite habe ich einige junge, verständige Männer angetroffen, die, nachdem sie die Kolonien verlassen haben, nun wieder den einzigen Wunsch hegen, nach denselben zurückkehren zu können. Welchen Schluß kann ich aus dem Allem ziehen, und wie soll ich nun künftighin ein treues Bild vom Sachverhalt entwerfen? Ich glaube

Digitized by Google

dadurch den einfachsten und besten Weg einzuschlagen, daß ich der Reihe nach Alles das aufschreibe, was ich mit eignen Augen sehe; ich überlasse es dabei dem Leser, sich selbst sein Urteil zu bilden. Ich werde auf diese Weise genötigt sein, mich hie und da zu wiederholen; indes glaube ich, daß darunter die Deutlichkeit des Ganzen nicht leiden wird.

Wir kommen zu einem Tal, in dessen Tiefe das Bett eines ausgetrockneten Rio liegt. Zu beiden Seiten entfaltet sich eine überaus reiche Vegetation. Immer von neuem muß ich bedauern, daß ich nicht anhalten kann, um alle diese fremdartigen Pflanzen zu sammeln und zu studieren.

Am jenseitigen Abhang liegt die Wohnung der französischen Familie Michel. Dies ist nun die erste Kolonistenniederlassung, die ich sehe, und ich kann nicht umhin, ihre Bewohner im Vorübergehen zu begrüßen. Wie uns Frau Michel kommen sieht und vernimmt, ein Fremder aus Europa sei im Begriff, die Kolonien zu besuchen, bittet sie uns, bei ihr abzusteigen und beeilt sich, ihren Gatten herbei zu rufen. Mehrere ärmlich gekleidete Kinder schmiegen sich erschrocken an ihre Mutter an. „Wie behagt Ihnen das Kolonistenleben?“ frage ich Frau Michel. „Haben Sie kein Heimweh nach Ihrem schönen Frankreich?“ — „O, dazu habe ich allen Grund; denn wir mußten vielfach schweres Unglück ertragen!“

Digitized by Google

Sie begann nun zu erzählen, wie eines Abends, als ihr Mann abwesend war, eine Anzahl bewaffneter Chilenen das Haus umzingelt und auf sie und ihr Kind Feuer gegeben hätten. Dem Kind wurde Dank einer raschen Bewegung mit dem Kopfe nur die Schulter verletzt; sie selbst wurde von einer Kugel in den Fuß getroffen. Sie hatten darauf beide mehrere Monate im Spital von Traiguen zubringen müssen. „Ich habe eine Ahnung, als ob wir hier bald allesamt umgebracht würden...," rief sie in Tränen aus.

Das war die erste und in der Tat entmutigende Mitteilung, die ich aus dem Munde von Kolonisten erfuhr. Während dieser Zeit war auch Herr Michel herbeigekommen. Er betonte, die Kolonisten sollten sich untereinander verbinden und nicht, wie es meistens der Fall sei, unter einander uneinig sein. Ich vernahm später den wahren Sachverhalt jenes Überfalls und ließ daraufhin den Leuten berichten, daß, wenn sie allesamt beraubt und gemordet würden, es eben ihre eigene Schuld wäre. Die Sache verhält sich nämlich folgendermaßen: Von gesetzeswegen ist es in ganz billiger Weise den Kolonisten untersagt, Handel mit Spirituosen zu betreiben; nichtsdestoweniger aber haben eine beträchtliche Zahl unter ihnen, aus Gewinnsucht oder aus Arbeitsscheu, heimliche „Despachos" eingerichtet, wohin sie, eine mehr oder weniger zahlreiche Kundschaft anzulocken pflegen. Sobald sich nun der Chilene durch Schnaps-

genuß ein wenig erhitzt hat, ist er nur zu sehr dazu aufgelegt, einem Europäer einen schlechten Streich zu spielen. Eine beträchtliche Zahl von Überfällen, aus denen die Kolonisten so großes Wesen machen, sind die Folgen dieser geheimen Trinkgelage. Auch Vater Michel spielte den Branntweinwirt und hatte überdies die unbegreifliche Unbesonnenheit, seinen Geldsack möglichst sichtbar zur Seite des Bettes aufzuhängen. Als er sich nun von Hause entfernt hatte, benutzten die Chilenen die Gelegenheit und suchten sich jenes Geldes zu bemächtigen; denn von Seiten der Frau und ihrer zwei kleinen Kinder hatten sie in der Tat keinen großen Widerstand zu befürchten. Das Unbegreiflichste aber ist die Tatsache, daß diese Warnung durchaus keinen Nutzen gehabt hat: Michel soll seine geheime Wirtschaft keineswegs aufgesteckt haben und in jeder Beziehung ebenso unklug geblieben sein wie ehedem.

Wir nehmen unsern Weg wieder auf und kommen auf eine Anhöhe, von wo wir die Ebene ringsum übersehen können. Mein Gefährte kann mir nun die Lage der Kolonien genau bezeichnen. Hinter uns haben wir die Hügel von Quechereguas, zu unserer Rechten die Quinoebene und vor uns die bläulichen, bewaldeten Berge von Adencul und Victoria. Wir begegnen einem Kolonisten, der sich mit seinem Ochsenfuhrwerk in die Stadt begibt. Ein solches Vehikel ist äußerst originell. Es besteht aus zwei großen, von einem Baumstamm ab-

Digitized by Google

gesägten Scheiben, die als Räder dienen, und eine gemeinsame Achse haben, ferner aus einer Art Holzbrücke, und einer grob gezimmerten Deichsel. Dieser primitive Wagen leistet indes ganz vorzügliche Dienste und entspricht in jeder Beziehung den Bedürfnissen des hiesigen Landmannes. Man hört schon von weitem das Geräusch eines solchen Fuhrwerks, und wenn deren gelegentlich fünfzig mit einander über die Ebene hinfahren, so entsteht ein ganz unbeschreiblicher Lärm.

So rasch wir auch galoppiren, haben wir doch angesichts der unabsehbaren Ebene das Gefühl, gar nicht vom Fleck zu kommen. Wir verlassen nun den Weg, der die Ebene durchkreuzt und biegen nach links um. Nach etwa zehn Minuten sehen wir plötzlich zur Rechten die Wohnungen von französischen Kolonisten. Eine Frau ruft uns an und ersucht meinen Gefährten, den sie erkennt, um allfälligen Aufschluß über das Befinden ihres Mannes. Derselbe ist gestern in Traiguen eingesteckt worden, weil er im Galopp durch die Stadt geritten ist. Die arme Frau hat in ihrer Besorgnis die Geldsumme zur Bezahlung der Buße bereits in die Stadt gesandt; ihr Gatte ist aber noch nicht zurückgekehrt. Als wir des Abends wieder nach Traiguen gelangen, begegnen wir dem fraglichen Manne. Sein schmutziges, heruntergekommenes Aussehen zeigt, daß er nach seinem teuer bezahlten Galopp noch einen Tag gelumpt hat.

Wenige hundert Schritte entfernt sehen wir am Ufer

Digitized by Google

eines Rio einige weitere Hütten. Bissige Hunde stürzen uns entgegen, und auf ihr Gebell kommt ein ziemlich bejahrter Mann aus der Hütte heraus. Es ist dies Michelot, Vater, aus Genf, der erst seit kurzer Zeit hier bei seinem Sohne lebt. Nachdem mich Herr Gros vorgestellt hat, empfängt mich mein Landsmann mit rührender Herzlichkeit: „Soeben haben wir das Journal de Geneve erhalten, das uns Ihren Besuch ankündigt," und mit den Worten: „Seien Sie herzlich willkommen!" heißt man mich in's Wohnzimmer eintreten. Die Mutter des Hauses liegt krank im Bett. In kurzer Zeit kommt der Sohn, ein junger Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, vom Felde zurück. Er ist vor zwei Jahren hieher ausgewandert, hat die Tochter eines benachbarten Kolonisten geheiratet und ließ, nachdem er sich gut eingerichtet hatte, seine beiden alten Eltern herüber kommen. Er ist es, der die ganze Familie ernährt.

Unser Gespräch dreht sich um alle möglichen Fragen betreffend die Kolonie. Da ich mich etwas im Wohnzimmer umsehe, sagt mir Herr Michelot: „Sie finden uns sehr einfach, ja ärmlich eingerichtet; doch da man sich Alles selbst anfertigen muß, lernt man leicht viele Kleinigkeiten entbehren. Aber noch vor Winteranfang werden wir ein hübscheres Haus beziehen können, dessen Gerüst Sie oben auf dem Hügel bereits gesehen haben." In der Tat erhebt sich auf der andern Seite des Tales ein im Bau begriffenes stattliches Haus. Die Hütte, welche

Digitized by Google

die Leute gegenwärtig bewohnen, ist ärmlich eingerichtet; es ist ein Blockhaus, das mit rohen Brettern ausgezimmert ist.

„Allerdings weist das Dach manche schadhafte Stelle auf,„ sagt Herr Michelot halb lachend; „doch es hat ja jedes Land und jeder Stand seine Schattenseiten!“ Einen Holzboden haben die Leute nicht, sonder wohnen vorläufig auf der nackten Erde. Als Küche dient ein ganz kleiner Raum. Das Feuer hat in derselben schon wiederholt die Holzwände ergriffen, wie denn ja natürlicher weise die Feuersgefahr bei dieser Art von Häusern eine fortwährende ist.

Der Stolz eines jeden Kolonisten ist sein „Corral„ (Stall), ein mit starken Pfählen eingefriedigter Raum. Wie in allen neuen Ansiedlungen sind auch bei den chilenischen die Viehdiebstähle sehr häufig, und es ist daher eine Hauptbedingung für den Kolonisten, daß er sein Vieh in Sicherheit bringen könne. Der Corral des Herrn Michelot schließt eine ganz beträchtliche Menge Hornvieh ein, von denen einige Stücke eben zum Verkaufe gemästet werden.

Das Häuschen ist nur wenige Meter von einem kleinen Walde entfernt, dessen stattliche Bäume einen wohltuenden Schatten werfen. Ein Fußweg führt durch das Gehölz zum nahen Rio, wo diese Leute das Wasser zu holen pflegen. Es ist leicht begreiflich, daß seine Verwendung viele Unannehmlichkeiten ja Gefahren mit

Digitized by Google

ſich bringt; denn da alle dieſe Gewäſſer im Sommer lange ſtehen bleiben, hat ihr Genuß nicht ſelten die Ruhr zur Folge. Um dieſer Gefahr auszuweichen, würde es genügen, das Trinkwaſſer vor dem Genuſſe erſt zu ſieden; allein ſoweit reicht die Vorſicht eines Koloniſten nie.

Da es mich intereſſirt, wo und wie dieſe Leute ihr Brot backen, führt man mich zu einen kleinem Ofen von der Form eines Bienenkorbes, welcher auf Holzpfählen ruht. Der Boden beſteht aus einer Steinplatte oder aus feuerfeſten Backſteinen. Die Wölbung iſt mit Lehm ausgeſtrichen. Das Brot, das hier gebacken wird, läßt indes gar nichts zu wünſchen übrig.

In dem anſtoßenden Garten finden ſich trotz der großen Trockenheit ſehr ſchönes Gemüſe und einige Blumen, die noch aus der Schweiz ſtammen. „Die Hühner verderben mir alles," ſagt Vater Michelot, „und doch iſt es nicht möglich, ſie fern zu halten." Er beklagt ſich nicht mit Unrecht; denn eine ganze Schaar von Hühnern bringt eben die Gartenbeete in Unordnuug. Die hauptſächlichſten Gemüſe des Landes ſind Bohnen und Erbſen, welche man überall in großer Menge pflanzt.

Da die Fröſte ſehr häufig ſind, ſoll man oft genötigt ſein, mehrmals zu ſäen. Um dieſen widrigen Zufällen zu entgehen, pflegt Herr Michelot die Ausſaat erſt im November, alſo mit Anfang des Sommers, zu beginnen.

Kürzlich hat unſern Gaſtwirt ein ſchwerer Schlag ge-

troffen, indem ihm binnen weniger Augenblicke das Feuer große Quantitäten reifen Weizens einäscherte, und dadurch die saure Arbeit eines ganzen, langen Jahres zu nichte machte. Frau Michelot sagt mir: „Mein Sohn hat dieses Unglück mit vieler Geduld ertragen; der Verlust ist um so größer, als der Weizen die einzige Einnahmsquelle für den Kolonisten bildet!“

Auf meine Frage, ob unsere Leute im allgemeinen mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden seien, höre ich, daß sie sich recht gut an die neuen Verhältnisse gewöhnt haben. „Das Leben in den Kolonien hat zweifelsohne seine Unannehmlichkeiten; aber es bietet anderseits auch entschiedene Vorzüge.“

Herr Gros, welchen seine vielfachen Beschäftigungen in die Stadt zurückrufen, nimmt Abschied von uns. „Ihr Besuch wird für unsere Nachbarn eine große Freude sein,“ sagt man mir; „denn sie zählen darauf, daß ihr jüngst geborenes Kind von Ihnen getauft werde.“ Ich begebe mich alsbald zu den betreffenden Leuten. In der Hütte finde ich die Mutter der Familie eben die Hausgeschäfte besorgen, und neben ihr in einem Wasserzuber sitzt der Kleine, den ich zu taufen habe. Diese Leute, Namens Dättwyler, sind aus dem Aargau gebürtig; der Familienvater ist Schuhmacher von Beruf. Während wir seine Ankunft erwarten, unterhalte ich mich mit der jungen Frau. Sie sagt mir, sie empfänden alle eine große Freude darüber, daß ihr Kind getauft

Digitized by Google

werden könne. Ferner erzählt sie mir, wie die Tage im Anfang schwer und mühsam gewesen seien: „Da ich früher Zimmermädchen war, konnte ich mich schwer an das Kolonistenleben gewöhnen; denn ich war anfangs solchen Schwierigkeiten nicht gewachsen.“ Die mehr als bescheidene Einrichtung der Hütte zeigt, daß diese Leute auch jetzt noch in ärmlichen Verhältnissen leben. Herr Dättwyler, noch ein junger Mann, macht mir manche interessante Mitteilungen. „Sie haben einen guten Gedanken gehabt, uns hier zu besuchen, und alle Kolonisten sind darüber erfreut,“ sagt er mir. „Sie werden sich nun überzeugen können, daß die Nachrichten, welche in der Schweiz über uns in Umlauf gesetzt wurden, vielfach falsch sind. Es liegt auf der Hand, daß Vieles besser sein könnte, und doch werden Ihnen alle zugestehen, daß man mit gutem Willen vorwärts kommen kann. Es sind unter dem Namen „Kolonisten“ eine große Zahl von Individuen in's Land gekommen, die bisher nur gefaullenzt haben, und auch jetzt wähnen, hier im alten Schlendrian fortleben zu können. Diese sind es, welche sich beklagen! Die erste Zeit legt jedem Kolonisten große Opfer auf, besonders dann, wenn er Kinder mitbringt und von der ersten Stunde an auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist. Daher sind viele, die ohne alle Mittel herkamen, höchst erstaunt, wenn ihnen das Geld nicht gleich zufliegt. Sicher ist und bleibt, daß ein „Schaffer“ es zu etwas bringen kann!“

Digitized by Google

Um keine Zeit zu verlieren und um möglichst mit allen Leuten zusammen zu treffen, beschließen wir, die Nachbarn zu einem gemeinsamen Rendez-vous hieher einzuladen. Während wir ihre Ankunft abwarten, feiern wir die Taufe. Die kleine improvisirte Feier bereitet mir wie allen Anwesenden eine große Freude. Frau Michelot sagt mir: „Am meisten fehlt uns der Gottesdienst, an den wir von Jugend auf gewöhnt waren. Erst wenn man denselben entbehren muß, empfindet man, welchen Wert die Religion für unser Leben hat. Letzthin war es mein Sohn, der den Gottesdienst bei der Beerdigung eines Nachbarn leiten mußte. Wir hoffen ganz bestimmt, daß Ihr Besuch uns indirekt zu einem Pfarrer verhelfen werde. Vergessen Sie nicht, unsern Leuten in der Schweiz davon zu sprechen!“ Wir halten eine kurze Andacht, und es ist in der Tat eine wahre Freude, das Gotteswort Leuten predigen zu dürfen, die, wie es hier der Fall ist, ein so heißes Verlangen darnach haben!

Unter den herbeigeeilten Nachbarn finden sich Waadtländer, Luzerner, u. s. f. Sie sprechen alle mit großer Zufriedenheit über ihre Lage. Es sei zu bedauern, meinen sie, daß der Kolonist gewöhnlich vor seiner Ankunft nicht über diese und jene Punkte unterrichtet werde. Die Familie Dättwyler z. B., ohne Ahnung von der Gewalt, mit der hier die Stürme aufzutreten pflegen,

Digitized by Google

hatte ihr Haus mit einem zu unsoliden Dache versehen, so daß der Wind dasselbe zwei Mal davon trug.

„Es wäre auch zu empfehlen, daß man uns mit dem Charakter der einheimischen Krankheiten vertraut machen würde. Wir kommen oft in die größte Verlegenheit, wenn uns irgend etwas fehlt, dessen Ursache und Folgen wir nicht kennen." — So viel kann man doch von der Kolonisationsverwaltung nicht verlangen!

Die häufigsten Krankheiten sind Ruhr und Lungenaffektionen. Die aus Europa mitgebrachten Kinder erliegen diesen Leiden besonders häufig, während die hier gebornen das Klima besser ertragen. Für die Gesundheit am zuträglichsten erweist sich die Flanellkleidung, und es ist zu bedauern, daß die Kolonisten dies bei ihrer Abreise in der Regel nicht wissen.

Für eine Familie mit kleinen Kindern hat die Reise nach den Kolonien mannigfache Schwierigkeiten. Man sagt mir: „Es ist höchst ungeschickt, daß man uns gleich ohne Verzug nach den Kolonien führt; es wäre schon wegen der Kinder vorteilhaft, wenn man einige Male unterwegs halt machen würde. Stellen Sie sich die Lage eines Kolonisten vor, der mit Frau und Kind herkommt! Kaum hat man ihm das betreffende Stück Land angewiesen, so wird er seinem Schicksal überlassen und hat alsdann seine liebe Not, durchzukommen."

Ich erkundige mich noch über die Verhältnisse bei der Ankunft in der Kolonie. „Man hat Alles selbst zu tun,"

Digitized by Google

erzählen mir die Leute, „und lange Zeit muß man sich mit Wenigem begnügen. Eine leichtgebaute Bretterhütte dient als Wohnung; das Brot hat man nach chilenischem Brauche in der Asche zu backen. Die dringendste Arbeit ist der Bau des Stalles; denn gerade in der ersten Zeit wird einem das Vieh am ehesten gestohlen. Alsdann hat man den Ofen aufzusetzen; nachher wird gesäet, damit die Ernte nicht verfehlt werde, und jetzt erst kann man sich anschicken, eine eigentliche Wohnung zu bauen. Die einzig vorteilhafte Ankunftszeit ist der Frühlingsanfang (Oktober): es ist dies die günstigste Jahreszeit, um sich einzurichten. Die Leute, die in der ersten Zeit schon mit dem Bau einer bequemen Wohnung beginnen, begehen eine große Unklugheit, indem sie leicht die Aussaatzeit und damit auch die Ernte verfehlen. Ohne das Monatsgeld, das uns die Regierung zukommen läßt, wüßten wir uns schwerlich zu behelfen; denn nur Wenige bringen so viel mit, um die ersten Bedürfnisse selbständig bestreiten zu können.“ „Aber brächten Sie es denn in der Schweiz mit eben derselben Arbeit nicht gleich weit?“ frage ich. „Nein, denn hier, wie schwer auch die ersten Zeiten sein mögen, wendet sich doch die Sache von Jahr zu Jahr zum Bessern, während dort ein jedes Jahr so endigte, wie es angefangen hatte.“ — „Sie sind also im allgemeinen zufrieden?“ — „Vollkommen zufrieden!“ — Auf meine Frage: „Wer unterrichtet Ihre Kinder?“ ant-

Digitized by Google

worten sie mir, daß dies die Schattenseite ihres jetzigen Lebens sei; denn die Schulen fehlen noch vollständig. „Wir hoffen aber, es werde damit bald besser kommen; denn wir haben uns zu einem Schulverein zusammen getan, dessen Statuten bei unsern Nachbarn in Licura niedergelegt sind. Die Kolonie liegt nur einige Minuten entfernt, und da man Sie drüben zu einer Taufe erwartet, so könnten wir noch heute hingehen.“ Gesagt, getan. Herr Michelot und Herr Dättwyler begleiten mich. Wir galoppiren mit großer Geschwindigkeit über eine sumpfige Gegend hin. Ich muß von neuem den sichern Fuß des chilenischen Pferdes bewundern. Durch kein Hemmnis läßt es sich davon abhalten, über Stock und Stein im gewohnten Galopp zu eilen.

Wir befinden uns auf Staatsboden (potrero), den die Regierung zum Verkaufe für spätere Zeit aufbewahrt hat. Prächtige, seltene Pflanzen bedecken denselben; hätte ich doch Zeit, sie für unsere Sammlungen mitzunehmen! Fast bei jedem Schritt scheuchen wir eine Schaar von Rebhühnern auf. Sie sind hier größer als die bei uns bekannte Art; das Fleisch dagegen soll weniger zart sein. Die Zahl der Vögel nimmt sehr rasch ab, seitdem die Kolonisten in der Gegend sind, da die letztern die Nester zu plündern pflegen.

Nach kurzem Ritt sehen wir in der Tiefe eines kleinen Talkessels einige Kolonistenwohnungen. Wir suchen in erster Linie Herrn Würstling aus Lörrach, bei Basel,

Digitized by Google

auf. Vor ſeinem Hauſe ſehen wir eine kleine Dreſchmaſchine und verſchiedene andere landwirtſchaftliche Geräte, die ein gutes Zeugnis von der Wohlhabenheit des Koloniſten ablegen. Wir werden mit aufrichtiger Herzlichkeit empfangen. Die Wohnung iſt hübſchgeräumig und die innere Einrichtung die bequemſte, die ich hier bisher geſehen habe. Mein Gaſtwirt iſt ein Mann von anſehnlicher Bildung. Wir unterhalten uns mit gegenſeitigem Intereſſe, und ich finde in ihm einen äußerſt tätigen und unternehmenden Koloniſten. Er legt mir das Reglement für die projectirte Schule vor. Die Bewohner von Quino, Trianco und Licura haben ſich, wie bereits angedeutet, zuſammen getan, um auf eigene Koſten eine ſolche zu errichten. Das Reglement iſt ſehr verſtändig abgefaßt und berückſichtigt alle Schwierigkeiten, die ſich in den Weg legen könnten. Der Unterricht ſoll vollkommen confeſſionslos, in deutſcher, franzöſiſcher und, da auch Chilenen ſich beteiligen, in ſpaniſcher Sprache erteilt werden. Für jeden Schüler iſt per Monat ein Peſo (5 Franken) zu bezahlen. Dieſe Schulgemeinde beſteht bis jetzt aus 34 Koloniſten, und es ſind bereits 75 Kinder im Alter von 7 bis 14 Jahren eingeſchrieben. Das Schulgebäude ſoll auf einer ſchon ausgewählten Stelle in der Mitte der drei Kolonien erbaut werden. Das Projekt muß nun noch dem Generaldirektor der Kolonien zur Einſicht vorgelegt werden; dieſer ſoll auch der entſcheidende Richter bei allfälligen Zer-

würfnissen zwischen dem Lehrer und der Schulkommission sein. Der einzige Haken, den dieses Unternehmen hat, ist die Schwierigkeit, einen Lehrer zu finden, und ich hege in der Tat Zweifel, ob dies gelingen werde.

Unsere Kolonisten sind auch im Begriff, eine gemeinsame Konsumgesellschaft zu gründen. In Anbetracht der hohen Preise, mit denen die Lebensmittel bezahlt werden müssen, kann man den Unternehmungsgeist der Leute auch in dieser Hinsicht nur rühmen. Frau Würstling drückt mir ihre vollkommene Zufriedenheit über ihre Lage aus. Da ihr Kind noch zu klein ist, soll die Taufe auf einige Zeit verschoben werden und alsdann in Quino stattfinden, wohin ich später Alle zu einem Gottesdienst zusammenrufen will.

Wenig entfernt liegt das Haus des Kolonisten Schurter aus Unterstraß (Zürich). Er zählt in seiner Familie sechs kleine Kinder. Es ist dies sicher eine schwere Bürde für einen Mann, welcher sich nur durch seine Händearbeit ernährt. Das Häuschen hat ein sehr bescheidenes Aussehen. Das erste Zimmer dient als Küche; man feuert in deren Mitte auf dem nackten Boden. Die Kinder schlafen in einem anstoßenden Raume, in einem langen, schmalen Bette, ähnlich den Schlafvorrichtungen auf den Schiffen.

Dieser Kolonist hat viel darunter gelitten, daß er im Mai, also während der Regenzeit, hier angekommen ist. Man sollte stets entweder im Oktober oder im No-

Digitized by Google

vember anlangen können, da man sich dann viel leichter einrichten kann. Die Kolonisationsverwaltung hat sich ihm gegenüber sehr freigibig gezeigt, indem sie ihm 14 Monate lang das Monatsgeld ausbezahlt hat. Auch Frau Schurter sagt mir, die ersten zwei Jahre seien eine schwere Zeit. Sie erträgt indes die jetzigen Schwierigkeiten mit vieler Ausdauer und hofft gewiß mit Recht auf eine schönere Zukunft. „Wenn man uns nur die nötigen Sämereien liefern würde!" sagt mir mein Gastwirt; „das würde uns in der ersten Zeit eine große Erleichterung sein!"

Ich habe eine sehr angenehme Unterhaltung mit dieser wackern Familie gehabt; mein Besuch hat ihr große Freude bereitet. Überall zeigt es sich deutlich, daß das ferne Vaterland noch nicht vergessen ist.

Es bleibt mir nun noch übrig, den in der Nachbarschaft wohnenden Kolonisten Joray aus Moutier-Grandval zu besuchen. Wie groß ist mein Erstaunen, das Gerüst eines stattlichen Gebäudes vor mir zu sehen, auf dessen Giebel, nach alter Schweizersitte, ein großer Blumenstrauß aufgepflanzt ist! Zwei Männer sind eben an dem Neubau beschäftigt. Die ganze Familie hat sich bald versammelt, und Herr Joray begrüßt mich mit den Worten: „Sie haben sehr wohl getan, uns zu besuchen. Unsere Lage ist vielfach falsch geschildert worden. Jene Klagen stammen von Leuten, die ihrer Lebtage Faullenzer waren und vergebens hofften, es auch hier

Digitized by Google

bleiben zu können! Denn wer ſich hier beklagt, iſt, mit einem Wort geſagt, ein Tagdieb. Wir müſſen allerdings viel arbeiten; doch das iſt immer der Fall, wenn man es zu etwas bringen will. Die Verwaltung iſt ſehr nachſichtig: ſie hat mir bereits zweimal Sämereien geſchickt und ließ mich auch die wenig tauglichen Ochſen, die ich anfangs bekommen hatte, gegen beſſere austauſchen. Auch Andere haben ähnliche Vergünſtigungen erhalten."

Nachdem wir zuſammen ein Gläschen Kirſch getrunken haben, führt mich Herr Joray in ſeinen Gemüſegarten. Derſelbe liegt etwas tiefer als das Wohnhaus, am Ufer des Fluſſes, ſo daß das Waſſer deſſelben durchzuſickern vermag. Dieſes Muſterſtück von einem Garten macht dem Beſitzer alle Ehre.

Wie alles Gemüſe zeichnet ſich hier beſonders auch der Blumenkohl durch Größe und Vorzüglichkeit aus. Zur Seite liegt ein Kartoffelacker; ich ziehe eine Pflanze aus und muß geſtehen, daß ich noch nie ſo viele Knollen an einer Wurzel ſah. Die Kartoffel, die bekanntlich aus hieſigem Lande ſtammt, hat hier einen ungemein feinen Geſchmack, der unſern europäiſchen Arten durchaus abgeht. Ich hätte große Luſt, eine Anzahl ſolcher Prachtkartoffeln nach Europa zu bringen; doch iſt dies mit gar zu vielen Umſtänden verbunden.

Die prächtige Ordnung, in der ſich der Garten befindet, iſt mir ein guter Beweis dafür, daß ſeine Beſitzer

arbeitsame Leute sind. Wir machen einen Spaziergang durch die Weizenfelder. Herr Joray ist mit vollem Recht stolz auf sein Getreide! Diese stattlichen Ährenfelder anzusehen ist eine wahre Freude. „Wie bringen Sie es denn zu solchen schönen Resultaten?" frage ich ihn. „Durch Arbeit! Sehen Sie, jenen Kartoffelacker zum Beispiel habe ich nicht nur zwei Mal umgegraben, wie man es gewöhnlich zu tun pflegt, sondern vier und fünf Mal; eine solche Arbeit ist erforderlich bei einem Boden, der zum ersten Male bepflanzt worden ist!"

Überhaupt zeigt es sich, daß mein Gastwirt ein regsamer Mann ist: „Wenn mich früher irgend ein Geschäft nach Traiguen rief, pflegte ich oft bei meinen Nachbarn alles Geflügel, das zu bekommen war, zusammenzukaufen. Ich machte damit in der Stadt stets ein ganz hübsches Geschäft."

Diese Familie ist ohne Zweifel die am besten gestellte, welche ich bis heute angetroffen habe. Ich setze voraus, daß Herr Joray mit einigen Geldmitteln hiehergekommen ist, zumal er davon spricht, bereits einen Teil des angrenzenden Staatsbodens ankaufen zu wollen. „Ein großer Fortschritt wäre es, wenn regelrechte Straßen existirten! Bis jetzt geht ein jeder kreuz und quer, wie es ihm beliebt, und dadurch entstehen oft kleine Reibereien. Es ist zu bedauern, daß die Verwaltung nicht gleich anfangs den Straßenbau in die Hand genommen hat." Auch Frau Joray teilt die Zufriedenheit ihres

Digitized by Google

Gatten. Da derselbe nun auch für die Erziehung der Kinder (sie haben deren fünf) zu sorgen im Begriff ist, bleibt ihr gar nichts mehr zu wünschen übrig.

Es befindet sich in unserer Gesellschaft unter andern ein lediger Berner, der als Zimmermann hier arbeitet. Ich glaube kaum, daß er sich je eine unabhängige Stellung schaffen wird; dazu braucht es in Chile, wie bei uns, mehr Gewandheit und Fleiß als er an den Tag legt.

Mit einbrechendem Abend nehme ich Abschied von unsern Leuten. Bei meiner Rückkehr grüße ich im Vorbeigehen alle diese Kolonisten nochmals und unterhalte mich auch mit einem Polen, sowie mit einer französischen Familie.

Alsdann kehre ich bei Michelot nochmals ein. Wie sich der junge Mann anschickt, mich nach Traiguen zu begleiten, drängt ihn seine Frau, sich mit einer Pistole zu bewaffnen. Sie hält dies, sei es mit Recht oder Unrecht, für eine durchaus notwendige Vorsichtsmaßregel. Nachdem ich den Leuten einen zweiten Besuch versprochen habe, nehme ich Abschied.

Unterwegs teile ich Herrn Michelot mein freudiges Erstaunen mit, das der heutige Tag wachgerufen hatte. „Wo sind sie denn, diese Unglücklichen, von denen man bei uns so viel spricht?“ frage ich ihn. — „Seien Sie versichert,“ antwortet er, „diejenigen, die hier unglück-

Digitized by Google

lich sind, werden es durch ihre eigene Schuld! Wer arbeitet, kann sein sicheres Auskommen finden. Ein großes Krebsübel haben wir unter unsern Leuten, es ist die Trunksucht; Sie werden sich noch genügend davon überzeugen können!" — „Ich muß gestehen," sage ich darauf, „das Leben eines Kolonisten hat zwar viel Anziehendes; aber bereuen Sie es dennoch nicht, bei der guten Bildung, die Sie genossen haben, in ein Land gekommen zu sein, wo das Trachten nach materiellem Gewinne alles andere überwiegt?" — „Durchaus nicht!" erwiedert er, von Tag zu Tag freue ich mich immer mehr, jenen Entschluß gefaßt zu haben. Was für eine Zukunft hätte ich zu Hause als Büreauangestellter gehabt? Hier habe ich vor allem die große Genugtuung, mein eigner Herr und Meister zu sein. Diese Unabhängigkeit ist mir so teuer, daß ich dafür gerne alles übrige in den Kauf nehme. Mein jetziges freies, abwechslungsreiches Leben entspricht so vollkommen meinen Neigungen, daß ich gar nicht mehr an meine frühere Stellung in Genf zurückdenken mag."

Das war nun mein erster Besuch auf den Kolonien. Welchen Gesammteindruck erhalte ich davon?

Trotz einiger wenig wichtiger Mißstände muß ich gestehen, daß mir das Leben des Kolonisten in einem günstigen Lichte erschienen ist. Bei denjenigen, die unbemittelt eingewandert sind und vom ersten Tage an auf ihrer Hände Arbeit angewiesen waren, zeigt sich auch

heute noch eine gewiſſe Ärmlichkeit: die Kleider ſind oft in ſchlechtem Zuſtand; die Wohnungen laſſen viel zu wünſchen übrig, und doch leidet darunter das tägliche Leben nicht ſonderlich.

Ich habe hier alle die Mängel angetroffen, mit denen der Koloniſt in jedem neuen Lande zu kämpfen hat: die geringe Bequemlichkeit, die große Einſamkeit, und vor allem das Fehlen der Schulen. Wenn aber der Koloniſt ſein Leben dennoch erträglich findet, ſo geſchieht dies vermöge des materiellen Erfolges, womit ſeine ſchwere, aber geſunde Arbeit von Jahr zu Jahr in größerem Maßſtabe gekrönt wird. Ich kann nicht umhin, zu geſtehen, daß der Geſammteindruck, den ich erhalten habe, ein ſehr günſtiger iſt.

Digitized by Google

Die Kolonie Quechereguas.

Quechereguas und Victoria sind die beiden zuerst gegründeten Kolonien in dieser Gegend. Ich zögere nicht länger, auch diesen meinen Besuch abzustatten. Ihre Bewohner leben nun bereits seit drei Jahren in Chile.

Zwei derselben, Herr Baillod aus Provence (Waadt) und Herr Marius Bornand aus Ste.-Croix, sind in mein Hotel gekommen, um mich zu einem Besuche bei ihnen abzuholen.

Gleich nachdem wir die Stadt verlassen haben, schlängelt sich die Straße am Abhange eines Hügels hinauf. Es ist ein wahrhaft halsbrechender Weg, und ich

Digitized by Google

muß mich fragen, ob es in der Regenzeit möglich ist, mit den zweirädigen Fuhrwerken diesen steilen Abhang hinunter zu fahren, ohne daß der Wagen von Zeit zu Zeit einen Purzelbaum macht. „Es ist eine heillose Aufgabe," sagen mir meine beiden Führer, „im Winter hier hinauf und hinunter zu kutschiren. Die schwer beladenen Wagen sinken oft so tief in den Kot ein, daß wir sie gar nicht mehr herausziehen können; am schlimmsten sind wir jedoch daran, wenn ein Rad bricht. Doch da in kurzer Zeit eine regelrechte Straße gebaut werden soll, so wird der Verkehr leichter werden. Sie sehen dort eine bereits fertiggebaute Strecke." Ich erkenne in der Tat in einiger Entfernung eine Straße, welche am Abhange des Hügels eingesprengt ist und jedenfalls bald gangbar sein wird.

Wir durchreiten nun einen lichten Wald. Herr Bornand macht mich auf ein kleines Kreuz aufmerksam, das auf einem Baumstumpf befestigt ist. „Dieser Baum, den Sie dort liegen sehen, ist auf gerichtlichen Befehl umgehauen worden," erzählt er mir. „Das Kreuz ist ein Andenken an die zahlreichen Mordtaten, die hier schon verübt worden sind. Die Übeltäter pflegten sich in der weiten Höhlung des Baumes zu verbergen um sich von dort aus auf ihre Opfer zu stürzen." Ich muß gestehen, daß der Anblick dieses Kreuzes ein ganz schauerliches Gefühl in mir erweckt hat.

Endlich befinden wir uns auf der Höhe des Hü-

Digitized by Google

gels. Die weite Ebene, die sich vor uns ausdehnt, ist mit prächtigem Getreide bedeckt. Stattliche Kornfelder, wenn sie auf die Sichel des Schnitters warten, bieten immer einen erfreulichen Anblick. Welch' schöner Zukunft sieht ein Land entgegen, das solche Schätze hervorzubringen vermag!

Bläuliche, mit dichtem Walde bewachsene Hügel bilden den Horizont, und es macht mir lebhafte Freude, mich wieder in einer Berggegend zu befinden. Die Wohnungen unserer Landsleute liegen in der ganzen Ebene und auf den Hügeln zerstreut.

Wir begegnen vielen Kolonisten, welche sich in die Stadt begeben. Längs der verschiedenen Flüsse entfaltet sich' obwohl dieselben jetzt ausgetrocknet sind, eine überaus reiche Vegetation. Zahllose Blumen von wunderbarer Form und Farbe sind in das üppige Grün gesät. Ich erwähne hier eine prächtige, weiß und rot gefleckte Clematis von der Größe einer Handfläche.

Am Saum des Waldes sehen wir plötzlich ein Indianerlager. Sie rufen uns beim Vorübergehen ihren Gruß zu: „Mai-mai, mai-mai!"

Wir reiten nun querfeldein und gelangen zu einer mit Zweigen bedeckten Hütte, worin eine Indianerin das Mittagsessen kocht.

In einer Talebene erkennen wir ein Häuschen mit einem Strohdach, die Wohnung des Kolonisten Schifferli von Döttingen (Aargau). Auf das Gebell der Hunde er-

Digitized by Google

ſcheint eine Frau. „Sie ſind alſo der Herr Pfarrer, den wir erwarten;“ ruft ſie vergnügt aus, „wir freuen uns recht herzlich, Sie zu ſehen!“ Die arme Familie iſt letzthin von einem ſchweren Unfall betroffen worden: Während des Brotbackens hat der Wind einen Funken nach dem neugebauten Hauſe hinüber getragen. In wenigen Minuten ward dasſelbe, ſo wie auch der Schweineſtall, eingeäſchert. Es hat dieſer Verluſt wie es ſcheint, dieſe Leute ſo ſchwer getroffen, daß ſie längere Zeit brauchen werden, um ſich davon zu erholen.

Wir folgen nun dem abſchüſſigen Ufer eines Fluſſes und gelangen zur Familie Luchzinger aus Luzern, einer der größten in Quechereguas. Alle drücken mir ihre Freude über mein Kommen aus.

Wir halten eine kleine Umſchau in Haus und Hof. Im hübſch eingerichteten Stalle befindet ſich eine Herde wohlgenährter Kühe, welche zu meiner Überraſchung auch die bekannten Glocken tragen!

Mehrere Zimmerleute ſind mit dem Bau eines neuen Hauſes beſchäftigt, von welchem einige Zimmer bereits fertig eingerichtet ſind. Es wird dasſelbe ein recht hübſches Ausſehen gewinnen. Im Styl unſerer Schweizerhäuschen erbaut, ruht dasſelbe wie jene auf einem Holzſockel, welcher es vollſtändig vom Boden iſolirt. Es iſt dies hier eine um ſo zweckmäßigere Bauart, als die Talmulde während der Regenzeit ſehr feucht ſein ſoll.

Die Niederlaſſung der Familie Luchzinger hat eine

Digitized by Google

beträchtliche Ausdehnung. Sie umfaßt im Ganzen circa 300 Jucharten. Da sie zu beiden Seiten eines tiefeingeschnittenen Flusses liegt, wurde sie um einige Hektaren vergrößert.

„All' dieser Boden, den Sie jetzt mit Weizen bewachsen sehen," sagt mir der Besitzer, „war noch vor drei Jahren mit dichtem Wald bedeckt. Wir haben fürwahr im Schweiße unseres Angesichtes arbeiten müssen, bis das ganze Gebiet urbar war. Die ersten Jahre sind immer recht schwer, und erst jetzt haben wir etwas weniger Arbeit." Ich vernehme zu meinem Erstaunen, daß Herr Luchzinger schon vor zwei Jahren einen kleinen Weinberg angelegt hat. Er ist sehr stolz auf den Erfolg, den er bereits erzielt hat. Wie ich mich überzeuge, sind die Reben schon recht kräftig und tragen bereits einige Trauben. „Das nächste Jahr hoffen wir die erste Weinlese halten zu können," sagt mir Herr Luchzinger. In der Schweiz könnte man von einer dreijährigen Rebe allerdings noch keine solchen Früchte erwarten. In Anbetracht des guten Gedeihens der Pflanzen sollte man wirklich das Aufblühen der Weinkultur erwarten dürfen. Indes wird erst die Zeit entscheiden, ob die Fröste nicht zu vielen Schaden anrichten, und ob die Qualität überhaupt eine befriedigende sein wird.

Auf der entgegengesetzten Seite des Hügels liegen ausgedehnte Anpflanzungen von Kartoffeln, Mais, Bohnen und Weizen. Das Gut, auf dem wir uns befinden,

Digitized by Google

ist durch einen starken Haag eingefriedigt. Jeder Kolonist ist verpflichtet, seine Besitzung mit einer Umzäunung zu umgeben.

Ich kehre erfreut über das Gesehene in's Haus meines Gastwirts zurück und beglückwünsche ihn wegen seines schönen Erfolges. Ein Kolonist, der wie Herr Luchzinger von einer Schaar erwachsener Kinder umgeben ist, hat dadurch einen großen Vorteil vor den andern.

Wir beratschlagen die Art und Weise, wie ich am besten unsere sämmtlichen Leute besuchen könne, ohne jemanden zu vergessen. Ich beschließe, zuerst die französischsprechenden Kolonisten aufzusuchen, welche meistens am entgegengesetzten Ende der Kolonie wohnen. Nachher werde ich mich in Begleitung eines jungen Luchzinger zu den deutschsprechenden begeben. Ich nehme von dieser liebenswürdigen Familie Abschied. Unser Weg führt uns so steil bergauf, daß wir uns in die Schweiz versetzt glauben. Nichtsdestoweniger kommen unsere Pferde nur selten aus dem gewohnten Galopp.

Von der Höhe des Hügels genießen wir einen überraschenden Rundblick über die verschiedenen Hügelketten. Ich begreife leicht, daß man in einer solchen Gegend, die so vielfach an das Vaterland errinnert, kaum das Heimweh kennt.

Nach einem raschen Ritt gelangen wir in das von den französischen Kolonisten bewohnte Gebiet. Zu unserer Rechten sehen wir auf einer kleinen Erhöhung einige

Digitized by Google

Hütten, welche das Fort von Quechereguas bilden vor; uns liegt ein großes Tal, auf dessen beiden Abhängen man von Zeit zu Zeit Kolonistenwohnungen sieht. „Dort sehen Sie unser Haus," sagt Herr Baillod, indem er mir auf der entgegengesetzten Seite ein ziemlich großes Gebäude bezeichnet. In wenigen Minuten haben wir dasselbe erreicht. Frau Baillod ruft mir zu: „Ihr Besuch ist ein wahres Fest für uns Alle; Gott möge Sie für Ihren Entschluß segnen! Nach drei Jahren haben wir nun endlich einmal einen Besuch aus unserer Heimat!"

Auf dem Tisch steht das Mittagessen bereit, und Frau Baillod bietet mir zu meiner großen Überraschung Waadtländer Bricelets (Brezel) an.

Ich erhalte aus dem Gespräche mit meinen Wirten den Eindruck, daß auch hier der fleißige und verständige Kolonist sich eine schöne Stellung schaffen könne. Leider aber scheint es, als ob sehr viele gar nicht ernstlich nach einem solchen Ziele streben und darum auch oft in tiefes Elend geraten.

Die Wohnung, welche diese Leute jetzt inne haben, besteht aus einem einzigen Raume, wovon der eine Teil als Schlafzimmer dient, während auf der anderen Seite gekocht und gegessen wird. Indes ist alles auf äußerst geschickte und bequeme Art und Weise eingerichtet: An den Wänden entlang sind verschiedene Gestelle angebracht; in den Ecken befinden sich Schränke und Truhen,

Digitized by Google

die ganze Ausstattung, besonders der altmodige Herd mit dem Rauchfang, der Holztisch, die Bänke, u. s. f. erinnern lebhaft an die Bauernstuben in unsern Dörfern. Hinter dem Hause liegt eine kleine Veranda, die bald von einem Laubdach überwachsen sein wird. Die Familie pflegt im Sommer an diesem hübschen Plätzchen zu speisen.

Der an das Haus anstoßende Stall ist durch einen sehr geschickten Mechanimus verschließbar. Ein mächtig-großer Ofen ist in einiger Entfernung vom Hause aufgerichtet, so daß die Feuersgefahr möglichst vermieden ist. Ein mit einem Holzzaun eingefriedigter Garten enthält verschiedene einheimische Blumen und Gemüse.

Nur wenige Meter entfernt fließt der Rio, dessen Windungen wir von hier aus bis weit ins Tal hinauf verfolgen können. Weiterhin, auf dem Terrain, das vom Flusse überschwemmt zu werden pflegt, liegt der Küchengarten, in welchem eine hübsche Auswahl von Gemüsearten angepflanzt ist. Der Rasen längs dem Flusse zeigt die wundervollsten Blumen. Welche Mannigfaltigkeit in den Farben!

Meine Wirtsleute fragen mich um Rat wegen der Wahl des Bauplatzes für die neue, endgültige Wohnung. Das Baumaterial haben sie sich bereits verschafft; es liegt rings auf dem Boden zerstreut. Drei verschiedene Plätze empfehlen sich in gleicher Weise. Wir geben demjenigen den Vorzug, welcher die schönste Fernsicht bietet;

Digitized by Google

doch gerade dort zeigt ſich eine Unbequemlichkeit: das Trinkwaſſer müßte weither geholt werden. Hier ſoll ſpäter ein Gartenhäuschen gebaut werden, und in der Tat könnte man für ein ſolches keine ſchönere Stelle ausfindig machen. Auf dem Hügel, wo wir jetzt anlangen, verſprechen die Getreidefelder eine reiche Ernte.

„Sie hätten Ihren Beſuch auf keine beſſere Zeit verlegen können," ſagt Herr Baillod; „denn jetzt kommen Sie gerade rechtzeitig, um zu ſehen wie gut ſich unſere Arbeit lohnt. Dieſes Jahr fällt die Ernte ungewöhnlich gut aus, weit beſſer als im vorigen Jahre!" Wir gehen an einem prächtigen Garbenhaufen vorüber. Sobald die Leute mit dem Schneiden fertig ſind, wollen ſie das Dreſchen beginnen.

Drunten im Tale weidet eine Herde von Kühen und Ochſen unter der Aufſicht einiger Hunde. Die chileniſchen Hunde ſind nicht nur treue Hauswächter; ſondern ſie leiſten auch im Viehhüten vorzügliche Dienſte. Damit ich mich von der Geſchicklichkeit dieſer Tiere überzeugen könne, befiehlt Herr Baillod einem derſelben, er ſolle das Vieh heimtreiben. Der Hund eilt davon und erledigt ſich innerthalb weniger Minuten ſo geſchickt ſeines Auftrages, wie es kaum ein Hüterbub zu Stande gebracht hätte.

Da die Nachbarn auf meinen Beſuch zählen, ſchicken wir uns an, noch vor Anbruch der Nacht zu ihnen zu

gehen. Das nächstgelegene Haus auf dem jenseitigen Abhange gehört einem Franzosen; weiter unten sieht man eine Anzahl schweizerischer Niederlassungen. Ich mache dort meinen ersten Besuch und treffe eine Freiburger Familie, bestehend aus den Eltern und sechs Töchtern. Sowohl die Mutter als die Kinder haben ein kränkliches Aussehen. Es ist dies in der Tat leicht begreiflich; man braucht sich nur in der Wohnung umzusehen. Etwas Erbärmlicheres als diese Hütte habe ich noch kaum gefunden. Die Wände bestehen aus flüchtig aneinandergefügten Dielen; überall finden sich mehr als handgroße Lücken, und von allen Seiten kann der Wind eindringen. Bei dieser scheinbaren Armut jedoch soll dieser Kolonist mehrere Tausend Franken auf der Bank angelegt haben. Sieht er denn nicht ein, daß eine gesunde, arbe.tsfähige Familie ein wertvolleres Kapital wäre? Glücklicherweise wird das neue Haus bald bezogen werden können. Dasselbe ist ein wenn auch wenig geräumiges so doch hübsch eingerichtetes Gebäude.

Unserer Unterhaltung wohnt auch ein junger Arbeiter aus Moudon bei. Seine Aussichten hier zu Lande sind jedenfalls keine rosigen, zeigt er sich doch so unbeholfen, daß man ihn weit besser nicht hätte auswandern lassen. Nirgends so sehr, wie in einem neuen Lande, muß man sich selbst zu helfen wissen.

Der zweite Besuch gilt einer Familie Klein aus Zürich. Ich habe dort nicht nur das letztgeborne Kind zu

Digitized by Google

taufen, sondern auch noch eine Ehe einzusegnen, und zwar in spanischer Sprache. Der Sohn ist im Begriff eine Chilenin zu heiraten. Durch ausdauernden Fleiß hat sich diese Familie eine recht hübsche Stellung zu schaffen gewußt. Sie vermehrt ihre Einnahmsquellen noch dadurch, daß einige Familienglieder auswärtige Beschäftigung suchen: der Vater wie auch einer der Söhne pflegen auf einer benachbarten Farm zu arbeiten. Sie sind alle glücklich und zufrieden mit ihrer jetzigen Lage, soll dieselbe doch um Vieles besser sein als ihre frühere in der Schweiz.

Als wir unsern Weg wieder aufnehmen, treffen wir mit einem französischen Kolonisten zusammen, dem ich einen Besuch versprechen muß. Am Abend versammeln sich eine Anzahl Nachbarn im Hause meines Gastwirtes, und ich unterhalte mich mit ihnen bis spät in die Nacht hinein. „Im ganzen befindet sich jeder arbeitsame Kolonist in guten Verhältnissen," sagen sie mir. „Der Boden ist ausgezeichnet, das Klima ebenfalls, und die Sicherheit des Landes läßt jetzt kaum noch etwas zu wünschen übrig. Das eine, was uns noch fehlt, sind die Kapitalien. Wieviel könnte derjenige anfangen, welcher eine gewiße Summe zur Verfügung hätte. Mein Gastwirt hat die Überzeugung, daß eine Mühle auf seinem Besitztum die glänzendsten Geschäfte machen müßte. Ein anderer rühmt den Holzreichtum der Wälder und hält dessen Ausnützung für eine ungemein einträgliche Ar-

Digitized by Google

beit. Die Frauen behaupten, daß ein Ladengeschäft einen großen und sichern Gewinn abwerfen würde. Die Ziegel- und Holzfabrikation sollen gleichermaßen einträglich sein, aber allerdings nur für sachkundige Leute. Es haben leider Viele die fixe Idee, man könne hier anfangen was man nur wolle, man brauche das betreffende Handwerk gar nicht ernstlich erlernt zu haben. Solche Leute beklagen sich alsdann gewiß ungerechtermaßen über ihren Mißerfolg. Es ist sicher, daß in diesem der Kolonisation erst unlängst übergebenen Gebiete, alles Mögliche anzufangen ist. Das Geld hat darum einen ganz ungewöhnlich hohen Wert.

Unsere Gesellschaft wächst noch immer mehr an. Unter den Neuhinzukommenden befindet sich ein Franzose, der mir zu meinem Ergötzen erzählt, in welchem Lichte die Protestanten bei den Chilenen stünden: „Als Sie vorbeigingen und mein chilenischer Arbeiter vernahm, Sie seien ein protestantischer Pfarrer, sagte er zu mir: „Nicht wahr, die Protestanten sind die Wilden, welche jeden Donnerstag das Krucifix prügeln bis sie vom Herrgott Geld bekommen?“ — Die Chilenen sind in der Tat in ihrer Unwissenheit nur mit den Indianern vergleichbar.

Nachdem wir unsere Zusammenkunft durch einen Gottesdienst abgeschlossen haben, drücken alle mit rührenden Worten den Wunsch aus, für bleibend einen Pfarrer in ihrer Mitte zu haben. „Muß man denn ein

Digitized by Google

Heide und Neger sein, bis man daheim Interesse an den Leuten in der Fremde gewinnt?" fragt Frau Baillod. Wer weiß, wenn unsere Auswanderer Schwarze wären, hätten sie es hier in dieser Beziehung vielleicht besser!

Am folgenden Morgen, eben als ich mich auf den Weg machen will, langt hier ein Schaffhauser namens Ott an, ein sehr einsichtiger Kolonist aus hiesiger Gegend. Da er für die nächste Zeit abwesend sein muß, will er mich noch kurz begrüßen. Er dankt mir im Namen aller seiner Nachbarn für das Interesse, daß ich für sie an den Tag lege: „Wir waren hoch erfreut, als wir in den Schweizerzeitungen lasen, Sie hätten sich dazu enschlossen, uns zu besuchen. Sie haben den allerrichtigsten Weg eingeschlagen, um unsern Leuten in der Heimat die Augen zu öffnen. Nicht jeder kann und soll auswandern. Um hier auf einen grünen Zweig zu kommen, sind ganz besondre Fähigkeiten nötig, und wer die nicht besitzt, der tut besser, wenn er zu Hause bleibt! Sie werden sehen, in welch' trauriger Lage sich hierzulande die Faullenzer und die Trinker befinden." Als ich ihm sage, ich wolle mich einige Tage hier aufhalten und den Besuch durch eine allgemeine Kolonistenversammlung im Fort abschließen, verspricht er mir, derselben ebenfalls beiwohnen zu wollen, da seine Abwesenheit nur wenige Tage dauern werde.

Die Kolonie Quechereguas erstreckt sich über ein aus-

Digitized by Google

gedehntes Gebiet, das vom Rio Ereguas in zwei Hälften getrennt wird. Die Schweizer sind in zwei verschiedenen Gruppen näher zusammen gerückt; die weniger zahlreichen französischen und deutschen Kolonisten sind über das ganze Gebiet zerstreut.

Der erste Besuch gilt heute wieder einem Freiburger mit Namen Pauchard. Derselbe hat ebenfalls eine zahlreiche Familie. Die ersten fünf Monate, hat er unter einem Bretterverschlage zugebracht, da sein Haus noch nicht gebaut war, und soll während diese Zeit mit den benachbarten Chilenen durchaus keine Unannehmlichkeiten gehabt haben. Er erzählt mir ferner: „Ich habe an ein Freiburger Blatt einen Brief abgesandt, um die Verläumdungen zu widerlegen, welche über uns in Umlauf gesetzt worden sind, und um gleichzeitig noch einigen Aufschluß über unsere Lage zu geben; mein Brief wurde jedoch nicht angenommen!“

Ich erkläre ihm die Sache, indem ich ihm sage: „Die Zeitung war wohl darauf bedacht, die Auswanderung nicht noch weiter zu befördern; denn dieselbe ist ohnehin auf dem Punkt, ein Krebsübel für den Staat zu werden.“

Wir begegnen alsdann einem andern Freiburger, dem letztes Jahr sämtliches Getreide verbrannt sein soll und zwar, wie er sagt, auf böswilliges Anstiften. Der Verlust soll sich auf mehr als 2000 Franken belaufen ha-

Digitized by Google

ben. Es wurde ihm derselbe jedoch zum Teil wieder ersetzt, indem ihm verschiedene Chilenen neue Sämereien liehen und die Kolonieverwaltung sein Pensionsgeld noch einige weitere Monate ausbezahlt hat. Zudem wurde unter den Kolonisten zu seinen Gunsten eine Kollekte veranstaltet.

Dieser Kolonist, ein tätiger Mann, anerkennt vollkommen die Vorzüge, die Chile bietet, und dennoch bereut er es, die Schweiz verlassen zu haben. „Indem ich auswanderte glaubte ich meinen Kindern eine schöne Zukunft sichern zu können, und heute sehe ich nun ein, daß ich mich schwer getäuscht habe. Ich werde meinen Kindern ein Vermögen hinterlassen, das ist wohl wahr; dafür aber werden sie keinen Schulunterricht genossen haben. Für unsere jungen Leute wird in dieser Beziehung gar nicht gesorgt; denn in den Kolonien kümmert sich kein Mensch um die Schulen." Dieses Geständnis enthält eine ernste Wahrheit. Es möge sich jeder, der an's Auswandern denkt, die Sache reiflich überlegen!

Zur Seite des Weges befindet sich die bescheidene Hütte eines andern Freiburgers, der ebenfalls Grund hat, sich zu beklagen. Die Heimatsgemeinde hat seinen Bruder aus dem Irrenhaus zurückgezogen und ihn nach Chile gesandt. Schon auf der Herreise hat der Kranke seiner Umgebung viele Besorgnis verursacht. Kaum hier angelangt, ergriff er die Flucht und zieht nun zweck- und ziellos im Lande umher. Wie läßt sich die Handlungs-

Digitized by Google

weise jener Gemeinde rechtfertigen? Zum mindesten wäre es am Platz, daß man den unglücklichen Irrsinnigen auf ihre Kosten wieder zurück schickte.

Wenige Schritte entfernt machen wir vor der Hütte eines Italieners halt, dessen Frau, eine Chilenin, mich mit den Worten empfängt: „Ihr der ein Gringo seid (Schimpfname, den die Chilenen dem Ausländer geben), sagt mir einmal, ist es wahr, daß wir das Land verlassen müssen, um den Gringos Platz zu machen?" Sie fürchtet nähmlich, daß ihr Schwager dieses Schicksal haben werde.

Diese Frau führt mich zur Wohnung einer Schweizerfamilie, die ich ganz besonders zu sehen wünsche.

Eine elende Strohhütte, trauriger als die Wohnung eines Indianers, dient ihr als Behausung. Der unglückliche Vater ist eine wahre Plage für alle, die sich mit ihm abgeben müssen. Er soll in der Schweiz ein beträchliches Vermögen auf liederliche Weise durchgbracht haben. Jetzt führt er hier ein zweckloses Leben. Gerade er ist einer von denjenigen, die sich am lebhaftesten beklagen. Ich kann ihm keinen Trost geben, sondern muß diejenigen bedauern, die mit ihm zusammen leben müssen.

Nicht weit davon entfernt ist die Wohnung eines jungen verheirateten Mannes, den ich jedenfalls mit Recht unter diejenigen Landsleute rechne die uns keine Ehre machen. Hütte und Felder befinden sich im traurigsten Zustande. Er behauptet, man hätte ihm seine

Digitized by Google

Ländereien nicht richtig zugemessen, er habe nur achtzehn Hektaren erhalten. Ich vernahm später aus sicherer Quelle, daß dies eine Lüge sei. Als ich bei unserer Schlußversammlung die Sache vorübergehend erwähnte, hat sich der Betreffende bei den ersten Worten aus dem Stube gemacht.

Unter den Kolonisten, die ich noch besuchte, nenne ich Zehnder aus Döttingen. Derselbe besitzt ein sehr ausgedehntes Gut. Er beschäftigt sechs Arbeiter und erntet nicht weniger als 300 Fanegas (Sack) Korn! Er ist mit Ochsen, Kühen, Pferden, und vor allem mit Kindern reich gesegnet. Diese letztern erzählen mir von ihren Reitkünsten. Eines derselben, ein fünfjähriges Mädchen, reitet ohne Unterbrechung und im Galopp von Traiguen bis hieher, eine Entfernung von mehr als 20 Kilometern. Man ist eben im Begriff, ein neues Haus fertig zu bauen; dasselbe trägt auf dem First den üblichen Blumenstrauß. Zehnder lebt hier der ehrgeizigen Zuversicht, mit der Zeit noch eben so reich zu werden, wie der Gemeindeammann seines Heimatdorfes.

Nachher kehren wir bei Wikki aus Luzern ein. Sein stattliches Haus steht auf einer kleinen Hochebene und hat sicher eine der schönsten Lagen des ganzen Landes.

Als wir dem Fuß des Berges entlang durch eine, auch meinem Führer unbekannte Gegend reiten, gelangen wir plötzlich zu einer Indianerniederlassung. Die Hunde der Indianer sind ganz unheimlich bissige Tiere;

Digitized by Google

der bloße Anblick von Fremden genügt, um sie in Wut zu bringen. Die Sache ist gar nicht ohne Gefahr. Die Hunde pflegen sich mit den Zähnen an den Poncho anzuhängen und durch ihr Gewicht den Reiter aus dem Sattel zu werfen. Das erschreckte Pferd pflegt tolle Seitensprünge zu machen, und ein Unfall erreignet sich dann nur zu leicht. Am einfachsten erwehrt man sich der unruhigen Tiere indem man Feuer gibt.

Ein starker, getigerterH und sperrt uns den Weg, und, da mein Pferd stutzig wird, ziehe ich vor, den Feind nicht weiter zu reizen und einen Umweg zu machen.

In dieser Ecke wohnen die drei Brüder Conus (Freiburger), sämmtlich eingefleischte Junggesellen. Den einen derselben finden wir eben damit beschäftigt, den Teig zu kneten. Ich necke ihn ein wenig wegen seiner Hausfrauenrolle, die er da spiele und ermahne ihn ganz ernsthaft, solche Dinge einer wackern Frau zu überlassen, nur ja nicht etwa einer Chilenin.

Wir geraten immer tiefer in einen halbabgebrannten Wald hinein. Riesenhafte Bäume mit nackten, halbverkohlten Ästen starren in's Blaue. Der Waldboden ist mit dichtem Gesträuch bewachsen, in welchem der Bambus und der Laurus besonders häufig vorkommen. Nun befinden wir uns zu meiner Freude einmal in einem eigentlichen Urwald.

Eine Anzahl Indianerweiber geraten bei unserm Anblick in Schrecken und „schlagen sich seitwärts in die

Digitized by Google

Büſche.“ Eine Schaar knurrender Hunde folgt uns auf Schritt und Tritt. Auf einer Art Indianerweg gelangen wir an einen Bach, in welchem bunt durcheinander ein junges Volk von Indianern und Schweinen badet.

Auf der andern Seite fällt der Berg ſehr ſteil ab, ſo daß der Weg ſtufenartig eingegraben iſt. Unſere Pferde klettern geſchickt wie Affen den Abhang hinauf, und ich habe dabei die größte Mühe, mich im Sattel zu halten.

Wir kommen zum zweiten Male in ein Indianerdorf, deſſen Bewohner eben von den Hausgeſchäften auszuruhen ſcheinen. „Donde eſta el colono? fragen wir ſie, worauf der eine unter ihnen nach einem Hügel deutet, auf deſſen Höhe in der Tat ein Blockhaus zu ſehen iſt.

In dieſem Gebäude wohnt die Luzernerfamilie Bettig. Einſam und abgelegend wohnend, befinden ſie ſich gegenwärtig in doppelt ſchmerzlicher Lage, vor wenigen Tagen iſt ihnen ein Kind geſtorben, und in der Stube ſehe ich ein achtjähriges Mädchen, das am Knochenfraß leidet. Die junge Frau weint bittere Tränen, und ich tröſte ſie nach beſtem Vermögen. Welch' ſchönes Arbeitsfeld hätte hier ein Geiſtlicher, der ſein Amt mit opferwilliger Hingebung verſehen wollte! „Wir haben hier vielfach ſchwierige Verhältniſſe;“ ſagt mir der Koloniſt, „aber bei alledem gelangen wir doch zur Unabhängigkeit!“

Durch das hohe Gras reiten uns ein Freiburger und

Digitized by Google

ein Waadtländer entgegen, die, als ich sie zu Hause aufsuchen wollte, abwesend waren.

Der erstere, mit Namen Demierre, lebte zuerst vierzehn Jahre in Brasilien. Wiewohl er auch jetzt noch in ärmlicher Lage ist, zieht er doch seine jetzige Stellung der frühern vor. Er ist ein gescheiter, anstelliger Mann; das beweist allein schon die Brücke, die er sehr geschickt über den nahen Fluß zu schlagen gewußt hat; ferner hat er sein Besitztum durch eine Menge von Obstbäumen bereichert. Er führt mich auf eine kleine Erhöhung, die früher den Indianern als Begräbnisstätte gedient hat. Die Gräber derselben sind von Chilenen herausgescharrt worden. Die letztern hofften nämlich, die Schätze auffinden zu können, mit denen die Araukaner ihre toten Caciquen (Häuptlinge) zu bestatten pflegen. Zahlreiche Särge, ausgehöhlte Baumstämme, liegen auf dem Boden umher.

Die Indianer pflegen je zwei und zwei Tote in denselben Baumstamm zu legen, damit keiner allein die große Reise über den Ozean zu machen habe. Nach ihrem Glauben nämlich liegt der zukünftige Aufenthaltsort der Toten jenseits der Meere. Die heutigen Indianer haben die rührend unbefangene Ansicht, die mächtigen Getreideschiffe, die von dieser Küste wegfahren, brächten ihren Ahnen stets neue Nahrung.

Wenn ein Cacique stirbt, so wird er mit seiner ganzen Rüstung zu Grabe gelegt, mit Sporen, Steigbügeln ꝛc. Diese Gegenstände sind stets aus Silber gearbeitet; denn

Digitized by Google

der Indianer berührt niemals das Gold. Dasselbe ist ihm ein verfluchtes Metall, hat doch seiner Zeit das Gold der Incas die Spanier in's Land gelockt!

Wir weichen diesmal den vielen Indianerhütten aus und reiten querfeldein nach dem hübschen Heim eines Zürcher Kolonisten. Schon seit langer Zeit haben seine Leute keine Nachrichten mehr von ihm erhalten. Ich lese ihm einen Brief seiner geängstigten Eltern vor, worauf er mir sagt: „Ich werde meiner Mutter schreiben, sobald ich einmal reich bin." — „Und wenn sie nun vorher stirbt? — „Ja, daran habe ich wirklich gar nie gedacht! ruft er ganz überrascht aus.

Ein wunderschöner Sonnenuntergang beleuchtet die Landschaft mit den prächtigsten Farben. Unser Ritt zu dieser Abendstunde bietet einen um so höhern Genuß, als gerade die jetzige Gegend sehr an unsere schöne Schweiz errinnert.

Da ich vernehme, daß der Oberaufseher der Kolonie ein Schweizer ist, mache ich mich auf den Weg, ihn zu besuchen. Herr Villiger ist ein Berner der früher lange Zeit in Lausanne gelebt hat. Er kann mich besser als alle andern über die Verhältnisse in hiesiger Kolonie unterrichten. Ich vernehme von ihm in wenigen Augenblicken eine Menge nützlicher und interressanter Einzelheiten. Frau Villiger teilt mir in tiefer Trauer den Verlust ihres zehnjährigen Kindes mit; es sei ihr dasselbe nach ganz kurzer Krankheit entrissen worden. Sie fühlt

Digitized by Google

sich sehr verlassen hier zu Lande, weil ein jeder so gänzlich auf sich selbst angewiesen ist. Von der Wohnung des Herrn Villiger aus, einem recht stattlichen Gebäude, hat man eine Aussicht auf das ganze Tal. Nach einer kurzen Umschau im Garten nnd in der nächsten Umgebung machen wir einen kleinen Spaziergang durch die Weizenfelder. Wir sehen dort im Stroh eine kleine Spinne, wie sie in dieser Jahreszeit sehr häufig ist. Bei ihrem äußestr giftigen Biß zeigen sich, auch in kleinerm Maßstabe, die gleichen Symptome wie beim Biß unserer Kreuzotter. Erst nach mehreren Tagen und nach anhaltenden Schmerzen ist man wieder völlig hergestellt.

Bei Luchzingers wartet mir die Hausfrau, als gute Luzernerin, mit einen Fenz auf. Im Laufe des Gesprächs erzählt mir Herr Luchzinger einen Unfall, der ihm seiner Zeit begegnet ist: „Eines Tages stellten sich sechs Chilenen bei mir ein und verlangten Unterkunft. Meine Söhne waren abwesend und ich selbst trug den Arm in der Binde. Die Kerle hielten sich lange auf. Wie ich mich auf eine Holzbank in der Nähe des Bettes setzte, nahm der eine bei mir Platz und begann sich auf spanisch mit mir zu unterhalten. Ohne daß ich es bemerkte, hatte er sich dieses Beiles bemächtigt, welches gewöhnlich dort hinten neben der Türe liegt. Plötzlich zog er dasselbe aus seinem Poncho heraus, und bevor ich mich bewegen konnte, hatte er mir einen so heftigen Schlag auf den Kopf versetzt, daß ich bewußtlos nieder-

sank. Der Schurke hieb noch einige weitere Male auf mich ein, in der offenbaren Absicht, mir den Garaus zu machen. Als die Frauen um Hilfe riefen, machten sich die Kerle davon. Das Alles geschah am heiterhellen Tage! Es brauchte lange Zeit, bis ich mich wieder völlig erholt hatte; denn wenn die Wunden auch nicht gefährlich waren, so hatte dies Ereignis doch meine Nerven auf lange hinaus erschüttert. Er zeigte mir darauf eine Machete (Hackmesser), das die Schurken zurückgelassen hatten.

Ich vernahm später, dieser in vielen Beziehungen so musterhafte Kolonist habe eben auch jenes Verbot gegen den Schnapshandel überschritten. Sein Heim soll so ziemlich für die ganze Umgegend das „offene Haus" sein. Wer anders ist da zu tadeln als eben unser Landsmann selbst? Ich erfahre übrigens, daß noch verschiedene der besten Kolonisten sich gleiches zu Schulden kommen ließen.

Bis hieher habe ich beinahe durchweg nur Wohlstand und Zufriedenheit bei den Kolonisten gesehen. Ich bitte darum meine Freunde, mir nun endlich zu zeigen, wo das große Elend wohnt, von dem man in der Schweiz ein so trübes Bild entwirft; es ist mir offengestanden mehr daran gelegen, die Unglücklichen als die Glücklichen zu sehen. „Gerade in dieser Gegend soll ihr Wunsch zur Genüge erfüllt werden!" geben sie mir zur Antwort.

Digitized by Google

Ich mache mich mit einem Sohne der Familie Luchzinger auf den Weg, und wir gelangen nach kurzem Ritte zur äußerſt beſcheidenen Hütte eines jungen Deutſchen aus Frankfurt. Derſelbe beklagt ſich darüber, die Koloniſationsverwaltung habe verſchiedene Punkte des Vertrages durchaus nicht gehalten. Ich lade ihn ein, an unſerer künftigen Verſammlung im Fort teil zu nehmen.

Wie wir durch eine bewaldete Talmulde reiten, treffen wir am Ufer des Fluſſes ein fünfjähriges Mädchen, das dort mit ſeinem jüngeren Brüderchen ſpielt. „Wo wohnt dein Vater?“ frage ich das Kind. „En la Caſa,“ antwortete es auf ſpaniſch, denn die Kinder unſerer Koloniſten vergeſſen oder vielmehr vernachläſſigen ihre Mutterſprache! Sicher wird ſich in wenigen Jahren eine völlig chileniſirte Generation herausgebildet haben.

Die meiſten Auswanderer wähnen, die Verbannung daure nur eine gewiſſe Reihe von Jahren; ſpäter könne man dann mit einem hübſchen Vermögen heimkehren. Dies entſpricht nun durchaus nicht dem gewöhnlichem Sachverhalt. Jeder Menſch iſt an das Land gekettet, in dem er geboren wurde. Unſere hier gebornen Landsleute werden kein anderes Vaterland als Chile kennen, und deshalb auch dort bleiben; die Eltern aber werden ihre Kinder nicht verlaſſen. So ſind alſo die Auswanderer ein definitiver Verluſt für unſer Land! Es möge jeder, der auswandern will, dieſes Wort beherzigen!

Digitized by Google

Wir gelangen zu einem St. Galler, der in letzter Zeit viele ſchwere Prüfungen zu beſtehen hatte. Für's erſte beklagt er den Verluſt ſeiner Gattin, ferner iſt ihm während ſeiner Abweſenheit die Hütte abgebrannt und bei dieſem Unglücksfall hat er auch ein kleines Kind verloren.

Von hier geht die Reiſe durch üppig bewachſenes Sumpfland zur Niederlaſſung einer Bernerfamilie (Loofli). Wir machen auf deren Einladung hin einen kleinen Halt. Die Hausfrau zählt mir ihr ganzes Inventar von lebenden Gütern auf: achtzig Hühner, dreißig Schweine, elf Stück Hornvieh und zwei Pferde. Aus allem, was ich vernehme, lacht die vollkommenſte Zufriedenheit. Man erzählt mir auch hier in beredten Worten vom überſtandenen Elend während der erſten Jahre.

Während wir uns miteinander unterhalten, läuft ein Nachbar außer Athem herbei mit der Nachricht, das Kornfeld eines gewiſſen Koloniſten ſtehe in Flammen. Die eingewanderten Europäer haben noch nicht gelernt, die Vorſichtsmaßregeln anzuwenden, an welche die Eingebornen gewöhnt ſind: dieſe pflegen nämlich jeden Zigarrenſtummel oder halbausgelöſchtes Zündhölzchen ꝛc. ſorgſam in den Boden hinein zu treten. Ein einziger, in ein reifes Kornfeld fallender Funke genügt oft, um das größte Unheil anzurichten.

Der Bote, der uns jene Nachricht bringt, iſt ein junger Mann aus Baſel, der ſeine Gattin nicht dazu be-

wegen konnte, ihm nach Chile zu folgen. Ich bedaure ihn aufrichtig; denn ein alleinstehender Mann hat hier immer eine trostlose Existenz.

Die Hitze ist heute so überwältigend, daß unsere Reittiere ihren Galopp mäßigen und nur noch im Schritt und mit gesenktem Kopfe gehen. Wir machen daher um so lieber im Kreise der deutschschweizerischen Kolonisten halt.

Nachdem wir uns im Schatten eines großen Baumes gelagert haben, lese ich ihnen die von ihren Verwandten erhaltenen Briefe vor. Der eine der Anwesenden, ein Solothurner, ist höchst erstaunt, daß man zu Hause seine Frau für tot halte, während sie sich hier in bester Gesundheit befindet. In jedem Briefe beklagt man sich über langes Stillschweigen von Seiten der Ausgewanderten. Indes, wenn man die Schwierigkeiten kennt, mit denen der Briefverkehr von und nach diesen Gegenden verbunden ist, so läßt sich jene scheinbare Gleichgültigkeit einigermaßen entschuldigen. Es fehlt den Leuten hier nur zu oft an Papier, Tinte und Zeit; man verschiebt sodann das Briefschreiben von heute auf morgen bis ungeahnt ganze Monate verflossen sind. Ebenso oft kommt es vor, daß die Postsachen verloren gehen, oder unvollständige Adressen tragen. Man hat sich also gar nicht zu verwundern, wenn viele Briefe für immer unbeantwortet bleiben.

Ich besuche nun eine Hütte nach der andern. Hier

Digitized by Google

herrscht in der Tat viel Elend! In den schmutzigen, hinfällig gebauten Wohnungen leben oft Menschen und Vieh zusammen in einem und demselben Raume! Die Frauen pflegen stets zu weinen, wenn ich mich nach ihrem Befinden erkundige. Der Fluch, der auf diesen Leuten lastet, ist die Trunksucht. Schon seit drei Jahren sind sie nun hier im Lande und könnten sich bereits in guten Verhältnissen befinden; statt dessen leben sie alle, vielleicht mit Ausnahme von zwei Familien, in der kläglichsten Armut. Es tut einem im Herzen weh, eine solche Verkommenheit ansehen zu müssen. In der einen Hütte finde ich den Familienvater krank auf dem Stroh liegend. Die Kinder, wie auch ihre Mutter sind mit Lumpen bekleidet. In der ganzen Wohnung findet sich auch nicht ein Hausgerät, nicht einmal ein Tisch oder eine Bank. Die beiden Töchter von 16 und 18 Jahren haben bei Chilenen in Dienst treten müssen. Sind diese Leute blind, oder wollen sie es geflissentlich nicht sehen, wie ihre Kinder dort den mannigfachsten Gefahren ausgesetzt sind?! Ich erfuhr bald, daß sowohl der Mann, ein Schuster von Beruf, als auch seine Frau ihr Lebtag nie gearbeitet hätten. Damit es „beim Alten" bleiben könne, halten sie hier ein geheimes Despacho. Wie man mir sagt, sollen sie tief in Schulden stecken, und die beiden Mädchen müssen in Tat und Wahrheit bei einem Gläubiger die Schulden der Eltern abverdienen.

Digitized by Google

Am meiſten ſind die Heimatgemeinden zu tadeln, die ihre hülfsbedürftigen Leute von dieſer Sorte hieher zu ſenden pflegen. Hätte ich nur die Vollmacht, es ſollte mir eine Freude ſein, ſolche Familien auf Koſten ihrer Gemeinden wieder heim zu ſpediren. Mit dem ſchmerzlichſten Eindrucke nehme ich von dieſer Niederlaſſung Abſchied. Das Elend in den neuen Ländern iſt ſtets ein viel tieferes als bei uns; denn dort finden ſich keine Hülfsvereine, auf die der Bedürftige ſich verlaſſen könnte. „Hilf dir ſelbſt!“ iſt ſtets das Loſungswort.

Ich bringe den Abend im Geſpräche mit zahlreichen Landsleuten zu. „Wir haben nicht jeden Tag einen Gaſt aus der Heimat,“ ſagen ſie zu mir; „Sie werden es darum auch begreifen, daß wir Ihren Beſuch genießen wollen!“ — Wie gerne gönne ich ihnen dieſe Freude! Mit welch' großem Segen könnte hier ein Geiſtlicher wirken, wenn er dieſe nach materiellen Gütern jagenden Menſchen auf etwas Höheres hinweiſen würde!

Digitized by Google

Die Verſammlung im Fort.

Das Fort von Quechereguas beſteht aus einer Anzahl von Strohhütten, die einigen chileniſchen Polizeiſoldaten als Wohnungen dienen. Sie liegen auf der Höhe eines kleinen Hügels und ſind mit einer Paliſſade aus Holz umgeben, wären indes durchaus nicht imſtande, die Gegend ernſtlich zu verteidigen. Zum Glück braucht jetzt das Land gegen keine Unruhen mehr geſchützt zu werden; denn ſeitdem der große Aufſtand der Araucaner zur Zeit des peruaniſch-chileniſchen Krieges unterdrückt worden iſt, geben die Indianer zu keinen Befürchtungen mehr Anlaß.

Das Fort enthält heute keine Garniſon mehr und hat

Digitized by Google

überhaupt ſeine frühere Bedeutung verloren. Auf das freundliche Entgegenkommen des Direktors hin, wurde uns ein ziemlich geräumiges Zimmer zur Verfügung geſtellt. Verſchiedene Boten waren nach allen Richtungen hin abgeſandt worden, um den Koloniſten die Stunde der Verſammlung anzuzeigen. Dieſelbe iſt nun recht zahlreich beſucht. Ich habe mehrere Taufen in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zu vollziehen und ferner einen Knaben und ein Mädchen von 17 Jahren zu konfirmiren. Das Abendmahl für die Proteſtanten und nachher der mehr allgemeine Gottesdienſt, an dem auch die Katholiken teil nahmen, haben, wie ich glaube, vielen Eindruck gemacht.

Nach beendigtem Gottesdienſte halten wir eine zweite Verſammlung, der ſämtliche Koloniſten, ohne Ausnahme, beiwohnen. Die Verhandlungen umfaſſen alle möglichen Fragen. Am eingehendſten wurde die Schulangelegenheit behandelt. Die Eltern leiden insgeſamt ſchwer darunter, ihre Kinder ohne ſittlichen Halt und in Unwiſſenheit aufwachſen zu ſehen. Ohne Übertreibung wird, wenn keine Beſſerung eintritt, in wenigen Jahren eine Generation aufwachſen, welche, was Mangel an Bildung betrifft, mit den Chilenen auf gleiche Stufe geſtellt werden muß. Damit ſind dann wahrlich die Vorzüge des jetzigen Lebens teuer aufgewogen! Mögen doch die Erfahrungen dieſer Leute den zukünftigen Auswanderern eine Lehre ſein!

Digitized by Google

Um diesem schwer empfundenen Mangel abzuhelfen, sind die Kolonisten geneigt, auf ihre Kosten eine Schule zu errichten, und bitten mich, für dieselbe ein Reglement auszuarbeiten.

Ferner sprechen sie alle den Wunsch aus, man möchte doch etwas für die religiöse Erziehung ihrer Kinder tun. „Unsere Kinder sind schlimmer dran als die Heiden!“ ruft einer der Anwesenden verzweifelt aus.

Es werden noch andere mehr lokale Fragen erörtert. Ich schließe alsdann die Versammlung, indem ich die Kolonisten zur Einigkeit unter einander auffordere. Wir trennen uns mit der Voraussicht, uns in Traiguen nochmals zu treffen.

Quechereguas zählt mehr als hundert Familien und ist die älteste und jedenfalls fortgeschrittenste Kolonie unserer Landsleute. Der Unterschied zwischen dieser und den bereits besuchten ist ein sehr großer. Das dritte Jahr ist nämlich ein wichtiger Zeitpunkt für den Kolonisten: er hat sich vollständig eingerichtet und ist somit jener dringenden Arbeiten der zwei ersten Jahre ledig. Einmal auf diesem Punkte angelangt, kann er das angefangene Werk nach Belieben und mit mehr Muße fortsetzen.

Das Innere der Wohnungen habe ich meistenteils besser eingerichtet gefunden; die Gärten sind sorgfältiger bepflanzt; der Getreidebau wirft einen größeren Nutzen ab; Hühnerstall und Coral sind reichlicher angefüllt —

Digitized by Google

kurzum, man sieht überall, daß die Leute um einen tüchtigen Schritt vorwärts gekommen sind. Man trifft schon an vielen Orten eine gewisse Behaglichkeit oder selbst einen wahren Wohlstand, und auf den Gesichtern kann man deutlicher den Ausdruck der Zufriedenheit lesen.

Neben dem erfreulichen Bilde der materiellen Verhältnisse zeigen sich aber gerade jetzt in Bezug auf das geistige Leben die Schattenseiten immer schärfer. Bei der allmäligen Muße, die nunmehr der Kolonist hat, beginnt er das Für und das Wider seiner Lage abzuwägen und erkennt nun deren Lücken: die Vernachlässigung der sittlichen Erziehung der Jugend, den Mangel an Schulen, an gesellschaftlichem Leben und überhaupt an all dem, was früher Herz und Geist erquickte. Mehr als ein Kolonist bereut darum auch, die Heimat verlassen zu haben; denn erst jetzt weiß er, was seine freiwillige Verbannung für ihn zu bedeuten hat.

Ich machte ferner die Beobachtung, daß hier die Faulenzer, Trunkenbolde und die Unbeholfenen entschieden übler dran sind, als in ihrer Heimat. Daß man es doch glauben möchte: nur der intelligente, rührige und nüchterne Mann darf hier auf Erfolg rechnen!

Die Schweizergemeinden, welche geglaubt haben, ein gutes Werk zu tun, indem sie den Ausschuß ihrer Familien hier herüber sandten, haben sich schwer verrechnet. Art läßt nicht von Art — auch in Chile nicht! Zudem

Digitized by Google

laufen dieſe Unglücklichen hier Gefahr, ihres Landbeſitzes verluſtig zu werden. Ich werde es nie vergeſſen, in welch' trauriger Lage ich jene, der Trägheit und Trunkſucht ergebenen Familien angetroffen habe! Ich hege nur den einen Wunſch, es möchte dort ein Geiſtlicher gegen dieſes ſittliche Verderben ankämpfen!

Digitized by Google

Die Kolonie Chanco.

Ein Besuch bei den Maputsch Indianern.

Um einige schweizerische und andere Kolonisten aufzusuchen, hatten wir uns vor einigen Tagen vorgenommen, einmal zu Fuß einen Spaziergang durch die Umgegend zu machen. Ein Waadtländer aus Mezieres, namens Jordan, holt mich ab, damit ich zu Hause sein Kind taufen möge. Herr Beguin leistet uns Gesellschaft und hat sich als Jagdliebhaber mit einer Flinte versehen.

Unser Weg führt nach einer schwachen halben Stunde auf die Höhe des Hügels, der sich am Südende über der Stadt erhebt. Unser Jäger erlegt hie und da eine Beute; das Wild versteckt sich mit Vorliebe im dichten

Digitized by Google

Gebüsch. Die Vogelwelt soll seit der Kolonisation weniger zahlreich sein. Die Kolonisten scheinen nicht einzusehen, daß es ihnen zum Nutzen gereichen würde, diese Tiere etwas mehr zu schonen.

Der häufigste unter den einheimischen Vögeln ist eine Art Weihe mit weiß und braun gestreiftem Gefieder, und lautem und unangenehmem Geschrei.

Ein besonders interessanter Vogel ist der gespornte Sperber. Derselbe hat am Grunde der Flügel einen rosaroten, zwei Centimeter langen Knochen, der sich äußerst scharf zuspitzt. Sobald der Raubvogel sein Opfer erjagt hat, durchbohrt er ihm mit jener feinen Spitze die Hirnschale. Ferner kommen die Chorroyes (Papageien) in großer Menge vor. Die Schwärme sollen öfters so dicht sein, daß die Sonne förmlich verfinstert werde; es entstehe bei ihrem Flug ein Geräusch, ähnlich wie bei einem Hagelwetter. Sie pflegen sich zu gewissen Jahreszeiten auf die Felder niederzulassen und alsdann unter der Sommersaat großen Schaden anzurichten. Ihr Fleisch ist ungemein zart.

Ich will hier gleich noch einige weitere Bemerkungen über die chilenische Tierwelt einschieben: Das Lama oder Guanaco, das ehemalige Zugtier zur Zeit der Incas, trifft man heutzutage nur noch selten in den abgelegenen Tälern der Anden. Die Jagd auf dasselbe ist sehr schwierig; denn diese Tiere wissen sich auf die unzugänglichsten Felsspitzen zu flüchten. Da der unbe-

Digitized by Google

wachsene Boden im Gebirge mit äußerst scharfen Steinen übersät ist, sieht man sich genötigt, die Füße der Jagdhunde mit Ledersohlen zu schützen. Einige amerikanische Jäger, die während mehrerer Tage in den Anden der Lamajagd oblagen, versicherten mich, dieselbe sei ermüdend wie keine andere. Die Lama besitzen trotz ihrer beträchtlichen Größe die Behendigkeit unserer Gemsen und wissen aller List des Jägers zu spotten.

In der Ebene kommt eine Wildziegenart, das Guamul, ziemlich häufig vor. Allgemein bekannt ist das Puma, der chilenische Löwe. Er erreicht zwar nur die Größe eines mittelgroßen Hundes, fällt indes nicht selten die Stuten an. Er beißt seinem Opfer in erster Linie die Ohren ab, vermag es aber auch öfters zu töten. In der Kolonie Quechereguas, wo das Puma hie und da da getroffen wird, soll ein solches seinerzeit drei chilenische Kinder, darunter ein Mädchen von zehn Jahren getötet haben

Der Fuchs ist im ganzen Lande verbreitet und hat es auch hier vornehmlich auf die Hühner abgesehen. Sein Fell ist für den Kürschner von keinem Wert, wie dies übrigens bei allen südamerikanischen Tieren der Fall ist.

Der Riese unter den hiesigen Vögeln ist der Condor, deren ich auf meiner Reise über die Anden mehrere gesehen habe. Um denselben einzufangen, lockt man ihn durch irgend ein Aas in ein Gehege und wirft ihm im Au-

Digitized by Google

genblick, wo er seinen Flug wieder aufnehmen will, den Lazzo über den Kopf.

Die zahlreichen Rebhühner werden oft mit dem bloßen Stock gejagt. Nachdem man sie wiederholt aufgescheucht hat, sind sie so ermüdet, daß sie schließlich auf dem Boden erwischt und getötet werden können.

Ich erwähne noch kurz die ebenfalls häufig vorkommenden Schnepfen und Drosseln und schließe diese kurze Abschweifung mit der Notiz, daß der Colibri oder Picaflor hier durch mehrere Arten vertreten ist.

Die Ländereien von Chanco, die wir zu besuchen beabsichtigen, liegen in einer Talmulde, so daß man deren Häuser erst in nächster Nähe wahrnimmt. Einige chilenische Maurer sind eben im Begriff, für meinen Begleiter das neue Haus zu bauen. Ich lasse hier eine kurze Beschreibung des hier üblichen Bauverfahrens folgen: zuerst wird ein Gerüst aus viereckigbehauenen Balken aufgestellt, welches die einzelnen Räume des Baues von einander trennt. Dasselbe ruht entweder auf dem bloßem Boden, oder auf einem ein bis zwei Fuß hohen Holzsockel. Es wird mit Adobes (Plättchen aus gewöhnlicher, an der Sonne getrockeneter Erde) ausgemauert. Die Dicke der Wände richtet sich nach den Bedürfnissen. Das Dach besteht fast durchweg aus Brettern, manchmal aus bloßer Strohlage; nur selten werden galvanisirte Zinkplatten verwendet.

Digitized by Google

Der Keller fehlt in der Regel. Der Preis eines Hauſes, wie ich eines vor mir habe, ſoll ſich auf circa 400 Peſos oder 2000 chileniſche Franken belaufen, nach unſerm Geld etwas mehr als 1000 Franken. Backſteine aus gebrannter Tonerde trifft man nur ſelten; denn ſie ſind ſo teuer, daß nur Reiche ſie anſchaffen können.

Während wir die Ankunft der Nachbarn abwarten, halten wir eine Umſchau auf dem Gute. Herr Jordan hofft, dieſen Sommer mehr als 250 Säcke Getreide zu ernten. Da der Preis eines Sackes 20 chileniſche Franken beträgt, ſo iſt das Reſultat gewiß ein ſchönes zu nennen; indeſſen darf der Leſer nicht vergeſſen, daß dies das Einzige iſt, was der Koloniſt erntet, und daß derſelbe daraus den ganzen Familienunterhalt zu beſtreiten hat.

Auf unſerm Spaziergange gelangen wir auf eine kleine Anhöhe, auf welcher der mit dürrem Baumgeäſt eingehegte Friedhof der Familie liegt. Herr Jordan war ſamt ſeinen Eltern hiehergekommen; denn dieſelben wollten durchaus die neue Heimat ihres Sohnes beſichtigen. Er verlor aber ſchon in Traiguen ſeinen Vater und kurz nachher hier, auf dem Gute, auch die Mutter.

Sodann begeben wir uns zu einem Nachbarn, der gleichfalls mit ſeinen jetzigen Verhältniſſen zufrieden iſt. Außer 250 Säcken Weizen, rechnet er noch 100 Säcke Kartoffeln ernten zu können. Seine Familie iſt in Trauer; denn drei Kinder, darunter ein zwölfjähriger Knabe, ſind

Digitized by Google

ihr rasch nach einander durch den Tot entrissen worden. Der Vater erzählt mir, er sei früher sehr arm gewesen und habe sich schon seiner Kinder wegen durchaus eine unabhängige Stellung zu schaffen gesucht. Da er ein arbeitsamer, nüchterner Mann ist, darf er wohl einer schönen Zukunft entgegensehen.

Nachdem ich die Taufe vollzogen habe, sehen wir uns noch etwas die benachbarte Gegend an. Man genießt hier einen wunderbaren Ausblick auf die Anden, deren schneebedeckte Höhen in prächtigem Sonnenglanze strahlen.

Wir durchschreiten einige stattliche Kornfelder und gelangen zur wilden Schlucht des Rio Chanco. Dieselbe hat eine Tiefe von mehr als 400 Fuß. Der diesseitige Abhang ist mit riesigen Bäumen bewachsen; die andere Seite ist vollkommen vegetationslos.

Einer meiner Begleiter sagt mir, dieses Tal sei ein Lieblingsversteck der Indianer; von Chilenen höre ich die Sage, es seien irgendwo in der Schlucht große Schätze vergraben. Die bisherigen Untersuchungen haben jedoch noch nichts an's Licht gebracht. Man überblickt von hier aus mehrere malerische Krümmungen des Rio Chanco; das Tal zieht sich zur Rechten gegen die Ebene hin.

Der Boden ist mit fremdartigen Blumen überdeckt, wie ich sie anderswo noch nie gesehen habe. Tausende von bunten Schmetterlingen flattern um uns herum.

Wir bemerken im Grase eine kleine, dunkelgraue

Digitized by Google

Schlange, die zweite, die ich hier antreffe; leider gelingt es uns nicht, sie einzufangen. Der Weg führt weiter durch einen Wald von dickstämmigen Bäumen, deren Rinde derjenigen unserer Eichen ähnlich ist.

Auf dem Heimwege nach der Stadt kommen wir zu den von Franzosen bewohnten Konzessionen und machen dort einen kleinen Halt. Eine ältere noch sehr rüstige Frau sagt uns, sie sei geradezu entzückt von der Schönheit dieses Landes.

Auch hier fällt es mir auf, daß sich die Franzosen stets recht bequeme Häuser einzurichten pflegen, während die übrigen Kolonisten sich oft mit den allereinfachsten begnügen.

Die verschiedenen Niederlassungen sind hier unter sich durch eine regelrechte Landstraße verbunden, die sich bis Traiguen fortsetzt.

Unterwegs kommen wir zu einem Indianerdorf und sehen eben einen barfüßigen Kerl mit langem, schwarzem Kopfhaar über die Straße schwanken. Allem Anschein nach ist er der Häuptling des Stammes. Wie er uns sieht, steht er still, oder versucht wenigstens, still zu stehen. Nach einigen unverständlichen Worten bittet er uns: „Geben Sie etwas Tabak!“ Gegen einige Cigarretten erhalten wir die Erlaubnis, uns in seiner Hütte umzusehen. Eine in Carminrot gekleidete Frau führt ihren besoffenen Mann in eine heuschoberartige runde Hütte. Dann gehen wir auf einen rechteckigen, mit

Digitized by Google

Bambus und Stroh bedeckten Bau zu, welcher der Versammlungsort des ganzen Stammes zu sein scheint. Von der Öffnung aus — eine Türe gibt es natürlich nicht — sehen wir einige zwanzig Männer, Weiber und Kinder, die sich alle am Schnaps gütlich getan haben. Sie glotzen uns mit unsäglich stumpfsinniger Miene an. Einer aus dem Haufen kommt uns zitternd und mit ungeheuchelter Ehrerbietung entgegen. Wir erraten, daß er uns für Regierungsabgeordnete hält, die eine Inspektion vornehmen wollen. Er beeilt sich, seine Persönlichkeit in ein günstiges Licht zu stellen und sagt: „Ich braver Mann, ich!“ Wir geben ihm einige Cigarren, worauf er sich sofort wieder beruhigt. Offenbar hat er aus unserem freundlichen Entgegenkommen geschlossen, daß wir keine von den gefürchteten Herren seien.

In einer Ecke liegt ein kleines Kind, das bis zum Ersticken in sein Wickelzeug eingeschnürt ist. Eine alte Hexe bindet das Kind in ein Strohgeflecht und nimmt den ganzen Wisch auf den Rücken.

Die Kleidung dieser Leute zeichnet sich durch möglichst schreiende Farben aus und erscheint unseren Augen vielleicht gerade darum sehr malerisch. Während wir dieses bunte Bild ansehen, kommt ein Stammesgenosse angeritten. In seinen Steigbügeln hat nur die 'große Zehe Platz — so ist es bei den Indianern Sitte — um so größer sind die Sporen, die er an den nackten Füßen trägt. Man bekommt sofort den Eindruck, daß der Mann

nicht wenig stolz auf dieselben ist. Unsere Unterhaltung mit den Indianern will auf die Länge nicht gedeihen; denn ihr spanischer Wortschatz ist ein sehr beschränkter.

Die reichern Indianerweiber tragen höchst originelle Schmuckgegenstände an sich: halbmondförmige Ohrringe von maßloser Größe und Halsketten aus fein verarbeiteten Silberplättchen. Ein besonders merkwürdiger Zierrat ist die Stecknadel, womit sie den über Schultern und Brust geworfenen Shawl anheften: die Nadel selbst ist über einen Fuß lang; ihr Kopf hat die Größe eines ansehnlichen Apfels, oben drauf ist ein kleines Kreuz angebracht. Das Modell zu diesem Schmuck soll das spanische Wappen (Globus mit Kreuz) geliefert haben.

Die Zahl der Indianer ist in rascher Abnahme begriffen. Es ist vor allem die Trunksucht, die unter diesen Leuten schreckliche Verheerungen anrichtet. Immerhin bleibt ihnen eine gewisse Erinnerung an ihre große Vergangenheit: „Wir jetzt nichts mehr, aber früher wir sehr stark," belehrt mich einer aus der Gesellschaft. Nach der Versicherung derer, welche die indianische Sprache kennen, soll dieselbe ein sehr reiches und schöngebautes Idiom sein. Der Reisende lernt davon gewöhnlich nur den Gruß, das: „Mai-mai."

Wir kehren längs des Flusses, auf einem schmalen Weg, in die Stadt zurück, höchst erfreut über unsern genußreichen Spaziergang.

Digitized by Google

Die Kolonie Traiguen.

Meinem Versprechen gemäß, schicke ich mich heute an, die Kolonie Traiguen zu besuchen, wo sich zwar nur etwa ein Dutzend Schweizerfamilien niedergelassen haben. Ein Zürcher, namens Diener, ist mein Führer. Bei brennender Sonnenhitze reiten wir über eine Ebene hin, der das ausgetrocknete, gelbe Gras das Aussehen eines großen Stoppelfeldes verleiht. Unterwegs begegnen wir einem jungen Mann von europäischen Äußern, der sich uns als ein gewisser Bouvier aus Freiburg zu erkennen gibt.

Die ganze Umgegend von Traiguen ist abgeholzt;

Digitized by Google

überall blickt man in eine unabsehbare Ebene hinaus. Die Wohnungen, die wir aufsuchen, liegen in einem kleinen Talkessel verborgen.

In dieser abgelegenen Gegend sehen wir das Gerüst eines Hauses, das gewiß recht stattlich ausfallen wird. Das Baumaterial liegt ringsum auf dem Boden zerstreut. Der Besitzer, namens Rathgeb, aus Dietikon (Zürich), empfängt uns mit ächtschweizerischer Herzlichkeit. Er ist ein einsichtsvoller Mann, und ich kann nach kurzer Unterhaltung sehen, daß ich einen ernstmeinenden tüchtigen Kolonisten vor mir habe.

Bei einer Umschau auf den benachbarten Feldern erhalte ich die Überzeugung, daß der Boden von ganz ausgezeichneter Qualität ist. Mein Gastwirt ist nicht ohne Geldmittel hieher gekommen; das beweisen sein geräumiges, gut eingerichtetes Haus und die verschiedenen Nebengebäude. Man führt mich in ein hübsch möblirtes Zimmer, wo ich die Frau des Hauses antreffe. Mein Besuch verursacht ihr um so größere Freude, als ihr nun die Gelegenheit geboten ist, ihr Kind taufen zu lassen. Ich fühle es heraus, daß es hier den Eltern oft schwer fällt, ihre Kinder ungetauft aufwachsen zu sehen. „Mir kommt es immer so vor, als ob wir den Kleinen gegenüber unsere Pflichten versäumten," sagte mir letzthin eine Mutter.

Ich lasse Herrn Rathgeb selbst sein vieles Unglück erzählen, das ihm im hiesigen Lande begegnet ist:

Digitized by Google

„Ich hatte im Jahre 1883 die Schweiz verlassen und bezog alsdann im März 1884 dieses Gut. Ich wußte sehr wohl, daß man es hier nur durch fleißige Arbeit zu etwas bringen kann und hatte mich darum nach besten Kräften angestrengt. Meine mühevolle Arbeit ist aber durch Diebstähle aller Art übel gelohnt worden. Zuerst verlor ich 4000 Adobes. Ich hatte dieselben für den Neubau meines Hauses angefertigt und sie unter einem Bretterverschlag aufgeschichtet. Nun wurde mir gerade während der Regenzeit alles nicht niet- und nagelfeste Holz weggestohlen, und die Adobes gingen durch das Regenwasser sammt und sonders zu Grunde. Ich ward dadurch genötigt, den Bau um ein Jahr zu verschieben. Ferner hatte ich seiner Zeit für 60 Franken Saatkartoffeln angekauft, die mir gleich darauf nebst vielem Gemüse gestohlen worden sind. Während meiner Abwesenheit sind gelegentlich ein Faß, ein Quantum Wäsche nebst einem vollständigen Anzug verschwunden. Alsdann kamen ein Paar Ochsen an die Reihe und schließlich zwei Pferde, von denen ich das eine kurz zuvor für 40 Pesos (200 Fr.) gekauft hatte. Diesem Diebstahl mußten mein Sohn und ich am hellen Tage mit eigenen Augen zusehen. Wir arbeiteten auf dem Felde; das besagte Pferd weidete in unserer Nähe und war nach hiesigem Brauch an den Vorderfüßen festgebunden. Wie von ungefähr kam ein Chilene des Wegs und ging auf das Pferd zu. Mein Sohn und ich er-

Digitized by Google

kannten sofort die Absicht des Kerls und rannten nach dem Tier hin. Mit der richtigen Schelmenpraktik hatte der Chilene aber den Strick, womit das Pferd gebunden war, bereits entzwei gehauen, und im nächsten Augenblick jagte er mit seiner Beute davon. Seither verdoppelte ich die Vorsichtsmaßregeln; aber trotzdem wurden mir nochmals die Kartoffeln und das Gemüse vom Felde weggestohlen. Eine Anzahl Bretter, die mir mein Nachbar geliehen hatte, bekam ich nie mehr zu sehen. Von dem vielen Holz, das mir aus meinem Walde gefällt und weggetragen worden ist, will ich gar nicht reden. Ich habe berechnet, daß mir diese Dieberei schon einen gesammten Schaden von mehr als 200 Pesos (1000 Fr.) verursacht hat, und das genügt allein schon, um einem die Freude an der Arbeit zu nehmen. Ich hatte aber zudem noch Mißgeschick anderer Art: Einer meiner Nachbarn war der denkbar verkommenste Säufer, der für seine Familie nichts als Prügel hatte. Als seine Frau starb, nahmen wir ein $3\frac{1}{2}$ jähriges Kind, das wir schon früher gepflegt hatten, in unser Haus, mit der Absicht, es mit unsern Kindern zu erziehen. Um mich für meine Auslagen zu entschädigen, hatte man mir eine Kuh gegeben. Knall und Fall verlangte mir nun die Verwaltung das Kind zurück, da eine chilenische Frau dasselbe zu adoptiren wünsche. Mit dem Kinde wurde mir aber auch die Kuh weggenommen und mit der Kuh auch ihr Kalb. „Ich solle vom Vater des Kindes eine

Digitized by Google

Entschädigung verlangen," hieß es; doch die Leute wußten nur zu gut, daß dies eine Unmöglichkeit sei; denn der betreffende Nachbar war von seinem Gute vertrieben worden, und kein Mensch wußte, wo er stecke. Sie sehen, das Mißgeschick verläßt mich nie."

Ich frage ihn, weshalb er überhaupt ausgewandert sei.

„Nach dem Tode meines Vaters hatte ich das Heimwesen übernommen und war auf dem Punkte, mit meinem Schicksal zufrieden zu sein, als der Blitz in mein Haus schlug und dasselbe gänzlich niederbrannte. Es war dies eben in der Zeit, als die Kolonisation in Chile in Aufschwung kam. Nachdem ich Gelegenheit gehabt hatte, mich mit einem Landsmann zu besprechen, der aus Valparaiso zurückkam, beschloß ich, Hab und Gut zu verkaufen und hieher auszuwandern." — „Und was ist nun der Gesammteindruck, den das hiesige Leben auf Sie macht?" frage ich ihn. „Sie bedauern wohl hieher gekommen zu sein und sind überzeugt, daß Sie vorteilhafter zu Hause geblieben wären?" — „Lassen Sie mich Ihnen meine Meinung sagen: Chile ist ohne Zweifel ein Land, das eine schöne Zukunft hat; denn vor allem ist sein Boden sehr fruchtbar. Ein jeder arbeitsame Kolonist darf demnach auf Erfolg rechnen, aber nur unter der Hauptbedingung, daß er nicht wie ich bestohlen wird. Hätte ich Alles voraus sehen können, was meiner wartete, ich würde wahrlich auf die Auswanderung verzichtet haben. Das Leben des Kolonisten hat aber

auch noch andere Schattenseiten. Sie sollten sehen, was hier der Winter zu bedeuten hat! Ununterbrochen, Tag und Nacht, fällt strömender Regen, so daß die Wege vollständig ungangbar werden; dabei tobt der Sturm mit einer Heftigkeit, von der man sich in der Schweiz gar keine Vorstellung macht. Bei all' diesem Unwetter wohnen wir in leichtgebauten, unbequemen Häusern! Wie schmerzlich habe ich in jenen Zeiten die Heimat mit ihrem Familienleben und den heimeligen, sichern Wohnungen entbehrt! Mit dem Geldverdienen ist nicht alles gemacht; man hat noch andere Bedürfnisse; das fühle ich von Tag zu Tag deutlicher!"

„Sie würden also zweifelsohne Niemanden zur Auswanderung ermutigen?" frage ich ihn weiter. — „Soviel ist sicher: man kann viel dafür und dagegen reden, und daher würde ich die Verantwortung nicht auf mich nehmen, nur kurzweg zu sagen: Kommt!"

Nachdem ich die Taufe vollzogen habe, machen wir uns wieder auf den Weg und gelangen in ein hübsches Talgelände, wo sich überall der größte Bodenreichtum zeigt. Wir treffen nacheinander auf Berner, Luzerner, Schwyzer, Urner und Waadtländer, die durchwegs mit der Ernte beschäftigt sind. Ein ziemlich bejahrter Schwyzer (Hauser) erzählt mir, es seien ihm unlängst ein Paar Ochsen gestohlen worden. — „Und jetzt wundert sich die Verwaltung darüber, daß ich meine Felder vernachläs-

sige!“ sagt er mir gutmütig, indem er sich ein Pfeifchen anſteckt.

Wir durchreiten einen Wald von ganz ungewöhnlich ſtarken Bäumen. Mehrere Hunde, die man für toll halten könnte, laufen hinter uns drein. Nachher treffen wir einen Koloniſten, der eben Gras mäht. Er führt uns in ſeine Wohnung, wo alles dafür ſpricht, daß ſie das Heim eines ausgemachten Trinkers iſt. Ein tätiger Mann lebt hier im dritten Jahr niemals in ſolch ärmlichen Verhältniſſen! Die Mutter erzählt mir weinend, ſie habe während des hieſigen Aufenthaltes vier Kinder verloren. — Wenige Tage vor meiner Rückkehr erfahre ich, daß dieſem Koloniſten das Gut entzogen worden ſei. Anſtatt ſeinen Boden ſelbſt zu bearbeiten, ließ er ihn zur Hälfte von den benachbarten Chilenen bebauen. Bevor die Verwaltung auf die angedeutete Weiſe verfuhr, hatte ſie ihn zu wiederholten Malen vergeblich gewarnt.

Das Loos dieſer unglücklichen Familie, vor allem das der ſieben Kinder, iſt wahrlich bejammerungswürdig. Der Vater kam am Abend vor meiner Abreiſe zu mir, um meine Hilfe zu erbitten. Ich verſprach, am folgenden Morgen mit ihm den Direktor der Koloniſationsverwaltung aufzuſuchen. Wer ſich zur verabredeten Zeit nicht einſtellte, das war unſer Landsmann.

Man ſpricht hier viel von einem ſchrecklichen Morde, der vor kurzem in der Nachbarſchaft verübt worden iſt.

Digitized by Google

Zwei friedliche Leute, ein gewisser Kamer samt Frau, soviel ich weiß aus Zug gebürtig, wurden tot in der Asche ihrer abgebrannten Hütte aufgefunden. Alle bisherigen Untersuchungen sind erfolglos geblieben. Es waren einige Chilenen, sowie auch der Kolonist, von dem ich zuletzt gesprochen, verhaftet worden, mußten jedoch aus Mangel an Beweismitteln wieder frei gelassen werden. Auch hier war Geldgier das Motiv des Verbrechens. Kamer hatte nämlich kurz vorher einige Ochsen verkauft.

Wir kommen zu einer mitten in prächtigen Mais- und Kartoffelpflanzungen gelegenen Hütte, vor welcher sich mehrere chilenische Kinder herumbalgen.

Dicht daneben liegt das Gut eines jungen, unverheirateten Mannes, dem gleichfalls wegen seiner Trägheit der Verlust seines Besitztums droht. Wie kann es überhaupt jemandem einfallen, sich hier als Junggeselle niederzulassen? Für ihn muß die Existenz inmitten dieser Einsamkeit beinahe unerträglich werden. Er hat nebst den vielen Feldarbeiten auch noch die Hausgeschäfte zu besorgen.

Zum Abschluß des heutigen Koloniebesuches ist mir noch eine Überraschung seltener Art aufgespart. Auf dem andern Talabhang sehe ich eine Gruppe von Häusern, unter denen das eine das Aussehen einer Werkstatt trägt. Ich vernehme, daß letzteres einem „Franzosen," namens Louis, gehört. Ich setze voraus, daß es diesem Mann eine Freude sein wird, einen französischsprechen-

Digitized by Google

den Gast zu begrüßen, hört er doch in seiner ganzen Umgebung nur die deutsche Sprache. Ich trete ein und befinde mich in einer regelrechten Wagnerwerkstatt, in welcher der Meister eben an der Arbeit ist. „Woher sind Sie?" frage ich von ungefähr. — „Ich bin Schweizer, und zwar Waadtländer." — „Das bin ich auch; aus welcher Gemeinde sind Sie gebürtig?" — „Aus Chavornay." — „Aus Chavornay?" frage ich erstaunt. „Ich wußte nicht, daß von dorten jemand in Chile sei." — „Das heißt, ich bin nicht aus Chavornay selbst, sondern aus einem kleinen Dorfe weiter oben, aus Corcelles." — „Das wird ja immer interessanter! Was sagen Sie dazu, daß ich nun gerade der Pfarrer von Corcelles bin?" — Ich erinnere mich, gehört zu haben, zwei Brüder, Zimmerleute von Beruf, seien aus meiner Gemeinde nach Chile ausgewandert. Ich hatte dieselben indes nicht gekannt und besaß auch ihre Adressen nicht. Der seltsame Zufall, durch den wir uns nun getroffen haben, vergrößert noch unsere gegenseitige Freude.

Wie wir abermals bei der Wohnung des Herrn Rathgeb vorbei reiten, ist die Nacht bereits angebrochen. Ich will mich nicht länger mehr aufhalten und rufe den Leuten ein „auf Wiedersehen in Traiguen" zu.

Die hauptsächliche Schattenseite dieser Kolonie sind die häufigen Diebstähle. Dieselben sind darum so zahl-

Digitized by Google

reich, weil die Stadt in der Nähe liegt, und weil ringsum sehr viele Chilenen wohnen. Man leidet übrigens in allen Kolonialstaaten unter dieser Schelmerei: In den Vereinigten Staaten und in Australien ist dieselbe vielleicht noch schlimmer als hier. Das Übel wird sicher in dem Maße abnehmen, als sich die Bevölkerung vermehrt und die Diebe weniger leicht entwischen können.

Von einer gutorganisirten Polizei, wie wir sie in der Schweiz haben, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Am zweckmäßigsten wäre es, wenn sich die Kolonisten untereinander verbinden und gemeinsam ihre Interessen wahren würden. Zum mindesten erwüchse ihnen daraus mehr Vorteil, als aus den gegenseitigen Zänkereien!

Da ſich unſere Kolonien in mehr als einer Beziehung gleichen, müßte es mit der Zeit ermüden, wenn ich ſie alle gleich einläßlich behandeln wollte. Ich werde mich darum fürderhin nur noch bei denjenigen Punkten aufhalten, welche die bezügliche Niederlaſſung charakteriſiren.

Die Kolonie Quino.

Wir erfahren heute, wie ſchwierig es iſt, ſich auf einer unabſehbaren Ebene zurecht zu finden, wo ſich weit umher kein Orientirungspunkt zeigt. In dieſem Falle iſt, wie auf dem Ozean, der Kompaß der einzig richtige Wegweiſer, und den habe ich nun gerade mitzunehmen vergeſſen. Mein Begleiter, Blatter aus Zürich, und ich machen darum einen ganz beträchtlichen Umweg.

Endlich, an einem Waldſaum, ſehen wir einige von Chilenen und Indianern bewohnte Hütten. Ein Araucaner bezeichnet uns die Richtung, die wir einzuſchlagen haben. Bald zeigt uns ein dichtes Gebüſch, daß wir uns in der Nähe des Fluſſes befinden.

Digitized by Google

Nachdem wir denselben überschritten haben, können wir durch ein lichtes Gehölz hindurch die Häuser von Quino erblicken.

Der Kolonist, der unsern Besuch erwartet, wohnt noch etwa zwei Kilometer von hier. Es ist ein Aargauer, aus Mellikon, namens Zumstein. Auf einer kleinen Erhöhung über dem Flusse sehen wir sein beinahe fertiggebautes, neues Haus.

Wie wir in den Garten eintreten, kann ich an einem kleinen Kreuz erkennen, daß der Tod auch in dieser Familie seinen Einzug gehalten hat. Die Mutter erzählt mir klagend, wie unsagbar schmerzlich es sei, für sein eigenes, liebes Kind die letzte Ruhestätte graben zu müssen. Nie und nimmer werde sie jene grausamen Stunden vergessen.

Auch hier hatten die Leute unter dem Viehdiebstahl zu leiden. Es war einigen Dieben vermöge ihrer unvergleichlichen Frechheit gelungen, eine Anzahl der Heckenpfähle des Corral herauszuziehen und denselben zu plündern. Zumstein ist nun durch Schaden klug geworden. Ich sehe eine hübsche Kuh, die jetzt nicht nur durch eine schwere Kette, sondern auch noch durch ein mächtiges Vorhängeschloß diebsicher gemacht ist.

Es versammeln sich allmälig eine größere Zahl von Nachbarn bei uns, Luzerner (Felder), Aargauer (Weibel) und andere, mit denen ich mich bis nach Mitternacht

Digitized by Google

unterhalte. Sie drücken mir alle ihre Zufriedenheit mit der jetzigen Stellung aus. Alle ohne Ausnahme scheinen mir arbeitsam und mäßig zu sein; es ist eben jeder seines eigenen Glückes Schmid.

Allem Bisherigen zuwider höre ich von Herrn Zumstein, daß sich die benachbarten Chilenen ihm gegenüber sehr dienstfertig benommen hätten. Als nämlich Zumstein noch keine Kuh besaß, hatten ihm die Chilenen während mehrere Monater täglich Milch verabreicht, ohne dafür irgend welchen Gegendienst annehmen zu wollen.

Ich erkundige mich unter anderm nach der Art und Weise, wie man hier den Boden bearbeite, und wie man bei der Aussaat verfahre. Das erste Pflügen des Bodens heißt das barbecho. Drei Monate später wird nochmals, und zwar quer zur vorigen Richtung, gepflügt; das ist das cruzado (gekreuzt), dann erst wird gesät. Man hat die Erfahrung gemacht, daß auf bisher unbebautem Boden, die Ernte gerade dann reich auszufallen pflegt, wenn verhältnismäßig nur wenig ausgesäet worden ist. In keinem Fall beträgt die Aussaat mehr als 55 Kilogramm per Hektar. Viele Neuankommende, die sich nicht nach den Anweisungen der hier bereits erfahrnen Leute gerichtet haben, konnten sehen, daß man in Chile mit dem europäischen Saatverfahren nur eine spärliche Ernte erzielt. Der hier zu Land gebräuchliche Pflug ist ein äußerst einfaches Machwerk, das aber besser als jedes andere zur hiesigen Bodenart paßt. Er besteht

Digitized by Google

aus einer Art Holzbalken, in den eine ebenfalls aus Holz gearbeitete Pflugschaar eingekeilt ist.

Das Pflügen ist insofern eine langwierige Sache, als die beiden Ochsen, die vorgespannt werden, nur ungefähr vier Stunden per Tag zu gebrauchen sind, und da ein Mann ohne zu ermüden acht Stunden arbeiten kann, so sollte man nothwendigerweise zwei Paar Ochsen besitzen.

In früher Morgenstunde mache ich an dem ziemlich entfernt liegenden Flusse meine Toilette, so wie ich mir es hier habe angewöhnen müssen. Das Wasser ist diesmal ungewöhnlich rein. Das üppige Gesträuch bildet ringsum malerische Lauben. Im Flußbett sieht man glänzende Glimmer liegen, ein sicheres Anzeichen für die Gegenwart von Kupfer.

Da einige Chilenen und Indianer eben mit dem Getreideschneiden beschäftigt sind, so will ich ihnen einmal zusehen. Man arbeitet allgemein im Accord und zwar bezahlt man per Tarea einen Schnitterlohn von 4 bis 5 Franken. Ein Schnitter bringt gewöhnlich per Tag eine Tarea zu Wege, kann aber auch, wenn er besonders geschickt ist, das Doppelte ausrichten.

Man sagt mir, die Arbeit werde sehr sorgfältig verrichtet, so daß sich mancher Europäer ein Beispiel daran nehmen könnte.

Die rechte Hand, in welcher der Schnitter die Sichel

Digitized by Google

hält, ist zum Schutze mit einer Art Lederhandschuh bekleidet.

Das Korn wird in kleinen Büscheln auf halber Höhe der Halme abgeschnitten und dann nachher in Garben zusammen gebunden. An einer besonders kräftigen Pflanze zähle ich selbst mehr als 61 Halme, die alle aus einem einzigen Saatkorn gewachsen sind. Zumstein versichert mich, er habe schon an einer einzigen Pflanze 68 schöne, wohlgeformte Ähren getroffen. Die letztern sind stets sehr lang und enthalten oft bis 120 Körner. Wenn der Transport nicht ein so umständlicher wäre, würde ich gerne ein Büschel solch schönen Weizens mit mir nach der Schweiz nehmen.

Man kennt hier vier verschiedene Weizenarten, den trigo americano, negro, linaso und tachuelo, von denen der erstere, der amerikanische, der geschätzteste ist. Sein Korn ist größer, aber leichter als das unserer Getreidearten. Man erntet bei weitem nicht mit jener Sorgfalt, von der man mir gesprochen hat; denn auf dem Boden sehe ich sehr zahlreiche Ähren und Körner herumliegen. An das Ährenlesen denkt hier niemand.

Wenige Schritte von uns entfernt drischt ein Luzerner seinen Weizen, und zwar mit dem Flegel. Er sagt mir, er halte diese unsere alte Methode immer noch für die beste.

Etwas in der Höhe über dem Flusse liegt die Besitzung eines Freiburgers aus Chery, namens Pittet.

Digitized by Google

Seine jetzige Stellung sei um vieles besser als die frühere in der Schweiz, versichert er mich. In seinem, mit einem Kranz hübscher Bäume umgebenen Haus genießt man eine prächtige Aussicht nach dem Hintergrund des Tales. Mächtige Robles (Eichen) wiegen ihre Wipfel hoch in der Luft; einige dicke Stämme liegen auf dem Boden, andere geschwärzte und verkohlte stehen noch aufrecht.

In Begleitung des Herrn Pittet ritt ich an's jenseitige Ufer des Quino hinüber. Das Wasser reichte den Pferden bis an den Bauch und die Tiere hatten folglich ganz energisch gegen die Strömung anzukämpfen. Wie gewöhnlich verfolgen uns auch jetzt wieder die sämtlichen Hunde der Nachbarschaft.

Wir gelangen nun endlich zu drei jungen Männern aus Ste-Croix, die auf gemeinsame Rechnung ihr Gut bewirtschaften, es sind die Herren Margot, Widmer und Jaccard. Ihr früherer Associe, Herr Cuendet aus Auberson, den ich bereits in Angol kennen gelernt habe, ist ebenfalls anwesend. Derselbe anerbietet sich, mich zukünftig auf meinen Ausflügen zu begleiten. Da er Land und Leute sehr gut kennt, ist mir seine Begleitung doppelt angenehm.

Das lange, weite Gebäude ist in mehrere Räume abgeteilt, von denen der eine, die Küche, vorderhand der Fenster entbehrt; derartigen Luxus schafft man sich erst allmälig an. Durch eine Öffnung in der Hauswand

Digitized by Google

kann man leicht den Corral überwachen, welcher sich längs der ganzen Wohnung hinzieht.

Ich habe meine herzliche Freude an dieser glücklichen Vereinigung dreier junger, lebenslustiger Freunde. Mit einer unzerstörbaren Heiterkeit setzen sie sich über all die kleinen Unannehmlichkeiten ihrer Stellung hinweg. Fürwahr, die vier Tage, oder vielmehr die vier Abende, die ich in ihrem Kreise zubrachte, werden eine meiner schönsten Reiseerinnerungen sein! Am meisten gibt das Küchenwesen Anlaß zum lachen, eine jede Woche spielt ein anderer die Küchenmeisterrolle. In jener allgemein gefürchteten Zeit, wo der anerkannt ungeschickteste an der Reihe ist, kommt manche mißratene Suppe auf den Tisch, für die der Koch ganz redlich ausgelacht wird.

Ich kann nicht umhin, meine Gastwirte ob ihrer brüderlichen Eintracht zu rühmen. „Glauben Sie ja nicht, daß wir immer so friedfertigen Herzens sind," sagt mir der eine, „doch wir zanken uns hie und da, das beste ist nur, daß sich ein jeder schon während des Zankens wieder auf den baldigen Frieden freut."

Es waren in der Tat schöne Stunden, die wir miteinander am Herdfeuer verlebt haben! Wie mußte ich von Herzen lachen, als ich allmälig das ganze gelungene Mobiliar dieser Junggesellenwirtschaft zu sehen bekam! Nie werde ich sie vergessen, jene schauerlichschöne Kaffeemühle mit dem gewaltigen Griff und jenen alten Filzhut der als Blasebalg dient! Allen jungen unverheirate-

Digitized by Google

ten Auswanderern gebe ich den wohlgemeinten Rat, das Beiſpiel des beſagten Kleeblattes nachzuahmen. Was auch dieſen Leuten mangelt, das ſind die Bücher und die Zeitungen. Ich benutze hier die Gelegenheit, meine Leſer zu verſichern, daß ſie ihren Verwandten und Freunden in Chile dadurch die allergrößte Freude bereiten, wenn ſie ihnen von Zeit zu Zeit irgend etwas zur Lektüre ſenden. Die Übermittlung iſt weder koſtſpielig, noch ſonſt mit Schwierigkeiten verbunden.

In der Nähe befindet ſich die Wohnung eines franzöſiſchen Ehepaars aus der Umgegend von Grenoble. Es ſind ſchon ältere Leute, die alles aufbieten, um ſich möglichſt ſchnell ein Vermögen zu ſchaffen und mit demſelben in ihre Heimat zurückkehren zu können. Der Mann hat ſich nebſt dem Feldbau noch eine weitere Erwerbsquelle zu eröffnen gewußt; er fabrizirt Holzkohlen.

Ihr hübſches Haus iſt, wie man es hier ſelten ſieht, in zwei Zimmer abgetrennt, die beide den Luxus eines Holzbodens aufweiſen.

Der Küchengarten, welcher im kleinen Tal zur Seite des Rio Quino angelegt iſt, leidet dies Jahr unter der Trockenheit. Die Ufer des Fluſſes ſind von dichtem Gebüſch beſchattet, das ſich aus Laurus, wilden Orangenbäumen und Bambus zuſammenſetzt.

Trotzdem meine drei Freunde keine allzugroße Zeit auf den Gartenbau verlegen, ſo lohnt ſich doch ihre Arbeit ſehr gut. Sie haben ſich in geſchickter Weiſe

Digitized by Google

ihre Arbeiten geteilt. Im Sommer, zur Zeit der Ernte, pflegen die drei zusammen eine Dreschmaschine zu mieten. Sie ziehen mit derselben von Gut zu Gut und übernehmen das Dreschen gegen eine Entschädigung von 8% des verarbeiteten Weizens. Sie sollen auf diese Art ein sehr hübsches Geschäft machen. Gewöhnlich verlange man hier als Drescherlohn ein Zehntel des Getreides.

Der erste Besuch auf unserm Rundgang gilt einigen Waadtländern.

Wir gelangen zu denselben, nachdem wir auf einer stattlichen Brücke über den Quino gesetzt und einen schattigen Wald durchritten haben. Der eine dieser Kolonisten, ein gewisser Schuster Jaccard, hat als zweite Frau eine junge Chilenin geheiratet, die, wie man mir sagt, der Mutterpflicht an den sieben unerwachsenen Kindern ihres Mannes sehr gut nachkommt.

Unter anderm teilt mir ein Waadtländer, Garin aus Etoy, mit, es sei ihm gelungen, von seiner Kuh Milch zu erhalten, auch ohne daß ein Kalb bei ihr stand. Dieses Resultat wurde dadurch erzielt, daß man der Kuh ihr Junges entzogen hat, bevor sie dasselbe gesehen. Hier zuland ist es nämlich nur dann möglich, die Kuh zu melken, wenn man dieselbe durch die Anwesenheit eines Kalbes dahin täuscht, daß sie meinte dasselbe zu nähren; bei uns zeigen auch die Eselinnen die nämliche Eigentümlichkeit. Ebenso ist bekannt, daß die Äthiopier,

Digitized by Google

um ihre Kühe melken zu können, zur Liſt greifen, ein mit Stroh ausgeſtopftes Kalb unter das zu melkende Tier zu ſtellen. Die „Strohkälber“ ſollen dort ein ſtändiger Handelsartikel ſein.

Unter den weitern Familien fällt mir eine ganz beſonders durch ihre nachläſſige Bekleidung auf. Die bereits erwachſenen Söhne tragen als Hoſen ein Flickwerk von bunten Lumpen, die ihnen nur anzukleben ſcheinen. Die Mutter und die beiden Töchter ſind ebenfalls unordentlich gekleidet. Auch das Innere und Äuſſere der Wohnung entſpricht voll und ganz dem Ausſehen ihrer Inſaſſen. Überall ein trauriges Bild von Trägheit und Unordentlichkeit!

Da ich vernehme, daß man die Abſicht hatte, den Leuten ihre Beſitzung zu entziehen, ſo ſuche ich dieſelben nochmals zur Arbeitſamkeit zu ermahnen. Indeſſen ſind ſie nun durch ein doppeltes Mißgeſchick völlig entmutigt: der Vater iſt wegen eines wertloſen Stück Landes mit einem Nachbarn in Streit geraten, und von demſelben halbtotgeſchlagen worden. Am Tag meiner Abreiſe ſoll ihnen die ganze Ernte abgebrannt ſein. Der Schlag trifft ſie um ſo ſchwerer, als das Getreide bereits zum Voraus verſchachert war.

Ein Freiburger, ein ſehr origineller Patron, lobt mir ſeine jetzige Stellung. Das gleiche tut auch ſein Nachbar, ein Franzoſe, der ſich einen äußerſt hübſchen Gar-

Digitized by Google

ten angelegt hat, derſelbe würde einem Liebhaber alle Ehre machen.

Dieſe beiden Koloniſten ſtehen im Rufe, ungemein fleißige ausdauernde Arbeiter zu ſein.

Wir bringen den Abend in der Wohnung einer Wittwe Montandon aus Neuenburg zu, wo ich ein Kind zu taufen hatte. Herr Montandon, einer der ausgezeichneteſten Koloniſten, iſt ſeiner Familie unter den traurigſten Verhältniſſen entriſſen worden. Glücklicherweiſe wohnt ein Bruder der Wittwe in der Nachbarſchaft, dem die Leitung der Geſchäfte übergeben werden konnte. Desgleichen haben auch die übrigen Nachbarn ihre Hilfe angeboten, indem ſie den Bau eines neuen Hauſes beſorgt haben, das eines der hübſcheſten der ganzen Kolonie ſein ſoll.

Am einen Ende von Quino wohnt ein gewiſſer Schiffel aus Biel. Derſelbe macht mit ſeinem Schmiedehandwerk ſehr gute Geſchäfte und hat mehr Arbeit als, er und ſeine Geſellen bewältigen können. Ein guter Schmied kann ſich hier leicht ein Vermögen machen.

Es bleibt mir noch übrig, die Familie Gingins aus Eclepens (Waadt) aufzuſuchen. Sie iſt ſehr zahlreich und wohnt vor der Hand, da ſie erſt vor kurzem angelangt iſt, in einer weiten Bretterbude.

Der Corral iſt reichlich angefüllt. Nachdem ich das unlängſt auf der Kolonie geborne Kind getauft hatte, hielten wir eine Umſchau auf der mehr als 300 Jucharten haltenden Beſitzung. Der Boden iſt von vorzüg-

Digitized by Google

licher Qualität, so daß Herr Gingins bald drei bis vierhundert Säcke Weizen wird ernten können.

Wir sprechen längere Zeit über die Heimat. „Wenn ich die Schweiz verlassen habe," sagte er mir, „so tat ich es vorzüglich, um meine Söhne vor den Versuchungen unserer ewigen Volksfeste zu retten."

Ich käme nicht zu Ende, wenn ich noch von den vielen Familien im Besonderen reden wollte, die ich in Quino besucht habe. Ich füge als Schlußbemerkung mit Freuden die Tatsache bei, daß ich hier nur sehr wenige schlechte Elemente unter den Kolonisten angetroffen habe. Überall zeigten sich Zufriedenheit und Wohlstand, als die wohlverdienten Früchte einer eifrigen Arbeit. Es muß zwar beigefügt werden, daß sowohl die Bodenbeschaffenheit, als auch der übrige Charakter des Landes der günstigen Lage des Kolonisten ganz bedeutenden Vorschub leisten. Quino liegt auf einer nur spärlich mit Bäumen bewachsenen Ebene und es hat in Folge dessen der Kolonist mit dem Urbarmachen des Landes keine große Arbeit. Der Pflug kann beinahe überall angesetzt werden; nirgends sind ernstere Vorbereitungen für die Bepflanzung zu treffen. Damit ist die ausgiebige Ernte erklärt, von der ich oben gesprochen habe.

Doch es hat alles seine zwei Seiten. Dieser bisher unbebaute Boden verliert sehr rasch seine Fruchtbarkeit. Nach drei aufeinanderfolgenden Ernten bedarf er mindestens sechs Jahre zur Erholung. Um dieser Eventua-

Digitized by Google

lität auszuweichen, sät man stets nur einen Bruchteil des Gebietes an. Nachdem dieser erschöpft ist, bebaut man einen zweiten u. s. f. Daraus geht hervor, daß von den 40 Hektaren, die dem Kolonisten zugeteilt werden, höchstens 15 auf einmal nutzbar gemacht werden können.

Unsere Leute haben den Kern der Sache herausgefunden. Mehrere unter ihnen gehen bereits darauf aus, dem Boden durch Düngen nachzuhelfen.

Indessen die größten Plagen für die Landwirtschaft sind hier die Fröste und die Trockenheit. Die Nächte sind in Quino stets sehr frisch, wenn nicht geradezu kalt. Am Morgen macht einen der kalte Wind schlottern. Gerade gestern, mitten im Sommer, war ein frostiges Nebelwetter. Wie um vieles rauher muß die Witterung während der Regenzeit sein!

Trotz dieser Nachteile steht es aber doch fest, daß diese Kolonie einer glänzenden Zukunft entgegen sehen kann. In wenigen Jahren wird das jetzige, kaum dreißig Hütten zählende Dorf Quino eine ansehnliche Stadt sein. In Voraussicht der günstigen Gestaltung der Dinge hat sich darum auch mancher Kolonist von der Verwaltung einen Sitio (Bauplatz) anweisen lassen, um sich so des großen Vorteils zu sichern, den mit der Zeit der Bodenbesitz in der Stadt mit sich bringen wird. Unter der Leitung eines Franzosen, Herrn Matthey, soll hier in kurzer Zeit eine Schule gegründet werden. Der besagte junge Mann trägt sich noch mit einigen andern

Projekten, die alle den Zweck haben, die Koloniſten unter ſich zu vereinen. Quino beſitzt ſchon heute Poſt und Telegraph; auch wird es nicht mehr lange dauern, bis die Eiſenbahn hier durchfahren wird. Alsdann läßt die raſche Entwicklung des Ortes nicht mehr auf ſich warten.

Digitized by Google

Die Kolonien Salto, Pua und Quillem.

Ein dichter Nebel bedeckt diesen Morgen die Landschaft und gibt ihr ein herbstliches Aussehen. Ich warte ab, bis sich derselbe verteilt hat und mache mich dann in Begleitung meines treuen Mentors, Herrn Cuendet, auf den Weg.

Nachdem wir einen großen Umweg gemacht und ziemlich viel Zeit verloren haben, gelangen wir in eine baumreiche Ebene, in der die Niederlassung der Familie Lombard aus Genf liegt. Die Eltern sind schon bejahrte Leute. Es macht immer einen peinlichen, ja schmerzlichen Eindruck auf mich, wenn ich jemanden sehe, der am

Abend seines Lebens noch in die weite Welt hinaus getrieben wird. Diesmal ist mein Bedauern zwar unbegründet, denn ich finde die ganze Familie in bester Zufriedenheit mit ihrem Loose. Die Mutter, trotz ihres Alters eine rüstige, tätige Frau, rühmt mir mit wohlbekannter Genfer Zungengeläufigkeit die diesjährige Ernte, die Ergibigkeit des Gemüsegartens. Am höchsten aber schätzt sie die Unabhängigkeit, in der sie jetzt durch den eignen Haus- und Grundbesitz gelangt seien. Der einzige Dorn im Auge ist ein Nachbar, ein früherer französischer Notar, welcher seinen alten Zankgeist in die Kolonie mitgebracht haben soll. Die Leute finden übrigens viele Leidensgefährten, denn die Eintracht fehlt den Kolonisten fast überall.

Wir suchen schon seit längerer Zeit vergebens nach der Waadtländer Familie de la Harpe. Wie wir zu einigen, am Flusse gelegenen Hütten kommen, frage ich einen Chilenen nach dem „colono suizo." Er bezeichnet uns eine ferne Flußkrümmung. Unterwegs sehe ich auf dem gegenüberliegenden Abhang einen kleinen Buben, den wir anrufen, und der alsbald den Fluß durchwatet, um uns den Weg zu zeigen.

Die Niederlassung der Familie de la Harpe liegt hart am Rio Quino. Ich glaube, ich hätte den Herrn des Hauses unter Tausenden als einen Waadtländer erkannt! Er ist wohl mit Recht zufrieden mit seiner Lage, beträgt doch sein Grundbesitz mehr als hundert Hektare.

Digitized by Google

Die nächſten Schweizer, die wir antreffen, iſt eine Familie Pagnard aus St.-Imier. Sie ſind eben im Begriff, ihren Weizen zu ſchneiden. Angeſichts der prächtigen, reichen Kornfelder, die ich überall antreffe, begreife ich ſehr gut die Freude, welche unſere Koloniſten an ihrer Arbeit haben.

Von ungefähr kommen wir zu einer chileniſchen Hütte, mit deren Bewohnern mein Führer bekannt iſt; er hat letzthin den Vater dieſer Familie ärztlich behandelt. Die hier übliche Heilmethode gegen äußerliche Verletzungen beſteht darin, daß der Verwundete in eigner Perſon an ſeinem Leibe herumſchneidet, und mehr als einmal habe ich es mitangeſehen, wie Indianer und Chilenen den verwundeten Körperteil mittelſt eines groben Sackmeſſers zurechtgeſchnitten haben. Man würde ſich vergeblich bemühen, dieſe Leute von ihrem Verfahren abzubringen. „Wir haben es immer ſo gemacht, warum ſollte es nun auf einmal nicht mehr vom Guten ſein?“ gaben ſie mir zur Antwort.

Die Telegraphenſtangen dienen uns als Wegweiſer. Wir ſteuern direkt auf dieſelben zu und halten uns von jetzt an zu ihrer Seite. In der Ferne ſehen wir einen dichten Landſtrich, das Ufer des gegenwärtig ausgetrockneten Rio Pua. An demſelben wohnt die Familie Pantillon aus Bully (Freiburg), die ſich in guten Verhältniſſen befindet. Wie hatten aber die beiden Großel-

tern in ihrem vorgerückten Alter noch eine solche Reise unternehmen können!

Wir sehen voraus, daß wir heute sehr lange zu reiten haben werden; denn die Besitzungen sind über eine weite Ebene hin zerstreut.

Von einen gewissen Monnard aus Daillens (Waadt) erfahre ich, sein Ackerboden sei so schlecht, daß gar nichts darauf wachsen wolle. Um ihn zufrieden zu stellen, anerbietet sich die Verwaltung, ihm weitere 50 Jucharten von derselben Qualität abzutreten! Ich muß indessen betonen, daß dies das einzige Mal ist, daß ich eine derartige Klage zu hören bekomme, denn sonst rühmt man überall die Fruchtbarkeit des Bodens.

Wir suchen umsonst die Wohnung des Kolonisten Vougaz, die irgendwo im Gehölz versteckt sein soll und verlieren dabei viel kostbare Zeit. Zwei Chilenen, die wir über die Ebene galoppiren sehen, führen uns auf falsche Fährte. Ich verzichte recht ungern darauf, jene Kolonisten zu begrüßen. Wir reiten also ziemlich nach allen Seiten hin und begegnen dabei einigen chilenischen Fuhrwerken, deren Führer, nach ihren Blicken zu schließen, uns nicht hold sind. Auf dem gegenüberliegenden Flußufer sehen wir einen kleinen Knaben, der das Vieh hütet; auch aus dem ist nichts herauszubringen. Der Zufall hat uns gut geführt; denn wir entdecken am Waldsaum einige chilenische Wohnungen und weiterhin eine Kolonisten-Ansiedelung.

Wir kommen zu einer Wohnung, vor welcher drei Kinder spielen, die wahrscheinlich als Hauswächter zurückgelassen wurden. „Wo ist dein Vater?“ frage ich das älteste unter ihnen.— „Er ist gestorben.“ —„Wie heißt Du?“ — Keine Antwort. „Bist Du ein junger Schweizer?“ — „Ja.“ — „Wo ist Deine Mutter?“ — „Sie ist am Ernten.“ Herr Cuendet hebt den Kleinen zu sich auf's Pferd und wir reiten den Hügel hinunter durch einen prächtigem Wald, in welchem die Apfelbäume sehr zahlreich sind und beinah zusammenbrechen unter der Last ihrer Früchte. Nach vielem Kreuz- uud Querreiten entdecken wir eine Gruppe von Kolonisten, die mit dem Aufladen der Garben beschäftigt sind. Unser kleiner Führer bezeichnet uns seine Mutter. Als die unglückliche Witwe, Frau Hirt, aus dem Kanton Aargau, vernimmt, daß mich ihre Angehörigen gebeten hätten, sie aufzusuchen, bricht sie in Tränen aus. Wie übel ist hier eine Familie dran, die ihren Ernährer verloren hat! Frau Hirt nimmt vorderhand die Unterstützung ihrer Nachbarn in Anspruch. Sie gedenkt ihr Gut beizuhalten, um so für die Zukunft ihrer Kinder sorgen zu können.

Wir begrüßen auch einen Luzerner, der ebenfalls mit der Ernte beschäftigt ist. Aldann reiten wir im Grunde eines kleinen Seitentales den gegenübergesetzten Abhang hinauf. Unterwegs lassen wir unsere Pferde in dem hohen, kräftigen Grase weiden. Oben angelangt, sehen wir eine zweite Ebene vor uns, gleich ausgedehnt wie die, welche

wir soeben durchritten haben, doch bereits gepflügt, „barbechirt“ wie man hier sagt.

Zur Linken, auf einem kleinen, spitzen Bergkegel erheben sich einige Indianerhütten, die einzigen Wohnungen, die man von hier aus erblicken kann.

Zahlreiche Schmetterlinge beleben die Luft; es befindet sich unter denselben ein Exemplar, das uns wegen seiner großen, silberglänzenden Flügel ganz besonders gut gefällt. Ich bedaure ungemein, keine Zeit zu haben, eine Sammlung dieser schönen Raritäten anlegen zu können.

Um unsere Pferde wieder etwas aufzuwecken, schlagen wir einen tollen Galopp an, an dem auch die Tiere viel Freude zu haben scheinen. Dies Herumstreifen im fremden Lande, überhaupt das ganze abwechslungsvolle Leben, hat einen unvergleichlichen Reiz für mich.

Wie wir in einem Walde anlangen, der schon seit längerer Zeit den Horizont gebildet hat, befinden wir uns plötzlich inmitten einer chilenischen Niederlassung, deren Bewohner teils im Schatten eines Baumes Mittagsruhe halten, teils am Ernten sind. Wir fragen, wo die Eingewanderten wohnen, erhalten aber als Antwort nur Flüche. Der eine entschließt sich, etwas liebenswürdiger zu werden und bezeichnet uns einen fernen Punkt am Waldsaum. Wir finden dort verschiedene im Grünen verborgene Hütten. Ein sechs Schuh langer Mann mit rotem Bart stellt sich uns als Berliner vor. Wir unter-

Digitized by Google

halten uns einige Zeit mit ihm. Sein Corral, ein Gehege aus dürren Ästen, ist mit zahlreichem Vieh angefüllt; desgleichen zeigt auch das gut bestellte Haus, daß sich dieser deutsche Kolonist eines behaglichen Wohlstandes erfreut. Er versichert mich unter anderm, es seien von Seiten der Kolonisten viele wohlbegründete Reklamationen an die Verwaltung gerichtet worden, ohne daß man ihnen Gehör geschenkt hätte. Es ist fürwahr nicht das erste Mal, daß ich dies höre!

In einiger Entfernung vor uns reitet ein Mann, den wir gerne einholen möchten, um uns nach dem Weg zu erkundigen. Ohne Zweifel hält uns derselbe für verdächtige Gesellen, denn plötzlich gibt er seinem Tier die Sporen. Wir tun das gleiche und jagen nun alle drei in wildem Galopp in den Wald hinein, immer durch die gleiche Distanz von einander getrennt. Auf diese Weise gelangen wir, wie auch unser Vorreiter, zur Wohnung eines Berners, namens Schneeberger. Der junge Mann, den wir verfolgt haben, entpuppt sich als ein Appenzeller, den ich bisher vergeblich aufgesucht habe. Derselbe ist seinen besorgten Eltern noch jede Nachricht schuldig geblieben. Der Kummer der Seinigen rührt diesen Menschen wenig, sagt er doch offen heraus, er sei entschlossen, nicht heim zu schreiben. Da er konsequent gefaulenzt hatte, war ihm sein Gut entzogen worden. Er arbeitet nun bald hier bald dort bei den Kolonisten, vertrinkt aber vorweg, was er verdient. Solche Leute, die

nie dazu kommen, sich eine feste Stellung zu schaffen, sind hier zu Land nur zu häufig. Sie führen ein unstätes Vagabundenleben, das ihrer Trägheit, Trunksucht und sonstigen sittlichen Verkommenheit allen Vorschub leistet. Ein Ende mit Schrecken pflegt nicht auszubleiben!

Das Land mitten im Walde, das Schneeberger bebaut, ist ziemlich ausgedehnt und lohnt die Arbeit durch eine reiche Ernte. Diese Gegend soll ein ganz ungewöhnlich rauhes Klima haben. In Folge der häufigen Fröste ist man stets genötigt, zu wiederholten Malen zu säen, um eine Ernte erzielen zu können. Am empfindlichsten gegen die Kälte sind die Bohnen und Kartoffeln; der Weizen und die Erbsen widerstehen eher. Sobald auch die letztern erfrieren, dann ist sicher alles verloren.

Unsere Gastwirte haben eine ansehnliche Schaar kleiner Kinder, die mit der Zeit jedenfalls dem Vater die jetzige Aufgabe um vieles erleichtern werden. Die Leute sind mir recht dankbar dafür, daß ich sie bei meinem Besuche nicht übersehen habe. Nachdem wir uns etwas gestärkt, nehmen wir Abschied in der Voraussicht, uns in Traiguen nochmals zu treffen.

Zur Seite in einem kleinen, dichtbewaldeten Tale, schlängelt sich der Rio Quillem. Nachdem wir heute stets die Sonnenhitze zu spüren gehabt haben, ist uns der Ritt durch den Wald eine wahre Erholung. Wir müssen uns oft durch dichtes Gebüsch Bahn brechen, dann wieder jagen wir über Baumstämme hinweg, die

Digitized by Google

mitten in unserm Weg liegen. Mehr als einmal verlieren wir unseren undeutlichen Pfad. Eine Lichtung kündet uns an, daß wir bald wieder in bewohnte Gegenden kommen werden und wie wir den Wald verlassen, liegt plötzlich die Stadt Quillem vor uns. Ringsherum erheben sich Baugerüste von neuen Häusern. Auch das rege Leben auf den verschiedenen Zimmerplätzen beweist, daß die Stadt in raschem Wachsen begriffen ist. Man ist allgemein der Ansicht, daß sie bald ein wichtiges Verkehrscentrum sein wird. Die Aufschriften an den verschiedenen Werkstätten u. s. f. tragen ebenso oft deutsche als chilenische Namen. Die Deutschen stellen für jedes neue Land ein großes Auswanderercontingent.

Wirtschaften sowohl als Getränkhandlungen sind hier in großer Zahl vorhanden. Inmitten der langen Hauptstraße kommen wir zu einem Kreuzweg und, da wir uns nicht orientiren können, gehen wir direkt auf das Quartel zu. Es ist eine längliche Erdgeschoßbaute, an deren Front eine Holzveranda angebaut ist. Der Majordomo (Unterdirektor der Kolonie), der hier wohnt, kommt uns entgegen und führt uns mit großer Liebenswürdigkeit in sein Bureau; dort zeigt er uns einen ausführlichen Situationsplan derjenigen Kolonien, die unter seiner Aufsicht stehen.

„Sie haben noch einen weiten Weg von hier bis zu den Schweizerniederlassungen," sagt er mir, „Sie werden gut tun, wenn Sie den Besuch auf morgen verschieben

Digitized by Google

und bei mir übernachten.“ Ich danke ihm für seine Gastfreundschaft, sage ihm indes, es sei mir daran gelegen, noch den heutigen Abend mit meinen Landsleuten zubringen zu können. Im fernern frage ich ihn um seine Ansicht über unsere Kolonisten. „Sie halten sich im Allgemeinen sehr gut,“ sagt er mir, „es befinden sich höchstens einer oder zwei unter ihnen, denen ich ihr Gut zu entziehen genötigt sein werde.“

Wir setzen auf einer Holzbrücke über den Fluß hinweg und kommen zu einer von Preußen bewohnten Häusergruppe. Da ich weiß, wie es allen diesen vereinsamten Leuten zur Freude gereicht, wenn sie wieder einmal ein neues Gesicht sehen, so mache ich auch bei ihnen einen kurzen Halt.

Unser Pfad zieht sich den Hügel entlang, dann folgen ununterbrochene kleinere Erhöhungen, die bald felsig und nackt, bald mit einer reichen Waldvegetation bedeckt sind. Überall herrscht die tiefste Einsamkeit. Nur von Zeit zu Zeit hört man das Geplätscher des nahen Flusses oder die Stimmen fremdartiger Vögel.

Wo sich das Tal erweitert, beginnt das der Kolonisation überlieferte Gebiet. Vorerst sehen wir etwas abseits eine Anzahl Indianerhütten. Es ist dies die Ansiedlung des Pehuenche-Stammes, welcher im Jahre 1870 aus Argentinien nach Chile auszog, um hier eine Zuflucht zu finden vor den vielen Mißhandlungen, die er drüben zu erdulden hatte.

Digitized by Google

In einem zweiten Indianerdorfe ſehen wir einen rieſiggroßen Araukaner ſeinen Weizen wannen nach der hier allgemein üblichen Weiſe. Er ſchöpft das Getreide mit einer Holzſchaufel und ſchleudert es möglichſt hoch in die Luft; die Spreu wird weggeblaſen und das Korn fällt nieder.

Wie bereits angedeutet, kann man mit einem Indianer keine lange Unterhaltung pflegen; immerhin wurde unſere Frage: „Wo iſt Theiler?“ verſtanden. — „Amigo, Amigo Theiler,“ iſt die Antwort. Dieſer Wilde ſcheint geradezu ſtolz zu ſein, einen Europäer ſeinen Freund nennen zu dürfen.

Wir ſchlagen die von ihm bezeichnete Richtung ein. Der Fußweg umgeht einen Hügel, der ſich vorgebirgartig in's Tal hinaus erſtreckt. Nun erblicken wir am Abhang eine Häuſergruppe. Einige in der Nähe ſpielende kleine Kinder erſchrecken über unſer plötzliches Erſcheinen und ſagen uns, ihre Eltern ſeien am Ernten. Die hier niedergelaſſene Familie heißt Boo und iſt aus dem Aargau gebürtig. Dieſe Leute ſind in tiefer Trauer: Vor kurzer Zeit iſt ihnen ihr älteſter zwölfjähriger Sohn in Folge eines Falles vom Pferde geſtorben.

Wir ſuchen nun Herrn Theiler aus Richtersweil auf, bei dem ich den Abend zuzubringen beabſichtige. Die Frau des Hauſes iſt ſchon darum über meinen Beſuch erfreut, weil nun ihr Kind getauft werden kann. Wir

begrüßen alsdann einen Freiburger, und weiterhin verſchiedene St. Galler (Koppelt) und Luzerner (Scherer).

Wir verabreden, daß ſämtliche Taufen bei Theilers abgehalten werden ſollen; zudem ladet dieſer Koloniſt für heute Abend alle ſeine Nachbarn zu ſich ein.

Während ich die letzteren erwarte, gehe ich etwas in der Beſitzung umher und finde ſie in einem ganz ausgezeichneten Zuſtande.

Die Ausſicht erſtreckt ſich über die Wälder hinweg bis weit in die Berge hinein. Das feurige Licht der untergehende Sonne verleiht der waldreichen Landſchaft ein geheimnisvolles Anſehen. Wie ich durch den Garten gehe, ſehe ich in einer Ecke ein kleines Kreuz. Auch dieſe Familie hat ein Kind verloren.

Die Sterblichkeit unter den aus Europa mitgebrachten Kindern iſt ſehr groß, faſt jede Familie hat in ihrem Garten ein Grab.

Unſere Verſammlung geſtaltet ſich zu einem wahren kleinen Feſt und dauert bis ſpät in die Nacht hinein.

Der Boden ſoll hier durchweg ausgezeichnet ſein, ſo daß alles in wahrem Überfluß wachſe. Ich erwähne auch des Koloniſten, der ausgetrieben werden ſoll und höre, daß derſelbe ein ausgemachter Säufer ſei, deſſen Entfernung nur erwünſcht ſein könne. Die Diebſtähle ſollen hier weniger häufig als anderwärts vorkommen, beſonders ſeitdem keine Chilenen mehr in unmittelbarer Nachbarſchaft wohnen. Die Indianer ſeien ganz angenehme

Digitized by Google

Nachbarn, die man vielen andern vorziehen müsse. Am allermeisten fehlt den hiesigen Leuten das gesellschaftliche Leben. „Wir sind so von aller Welt abgeschlossen, daß wir unsere Zeitungen, wenn sie überhaupt anlangen, immer mit einer wahren Gier lesen."

Ich fürchte, daß gerade die Kolonie Quillem noch auf lange Zeit der Schulen wird entbehren müssen; schon darum, weil die einzelnen Kolonisten weit auseinander wohnen und weil im Winter die Wege kaum gangbar sind.

Ich bedaure, daß ich diese Leute nicht auch bei unserer Versammlung in Traiguen werde begrüßen können. Da nur Herr Theiler ein Pferd besitzt, so wird er der einzige sein, den ich noch einmal sehen werde.

Digitized by Google

Die Kolonie Nillol und Galvarino.

Der Verkehr von und nach Nillol ist ein sehr unbedeutender. Alle, die wir bisher gefragt haben, waren des Weges unkundig und kannten oft nicht einmal Nillol dem Namen nach. Es scheint uns so, als ob wir dem Lauf des Rio Quillem zu folgen und ihn später zu durchwaten hätten. Im Walde kreuzen sich die Wege nach allen Richtungen und es fällt doppelt schwer, sich zu orientiren. In einer Waldlichtung sehen wir zu unserer Rechten einige Wohnungen, in denen wir den Weg erfragen wollen.

Digitized by Google

Man spricht uns von einer zahlreichen Schweizerfamilie, die vor kurzem hier angekommen ist und deren Gebäulichkeiten im Innern des Waldes man zu sehen vermag. Es sind Berner aus Pruntrut. Ich finde im Ganzen elf Kinder, die zwei Brüdern angehören.

Als vorläufige Unterkunftsstätte ist ein Bretterverschlag errichtet worden, der in zwei in einander gehende Räume abgeteilt ist. Diese Leute haben sich hier noch nicht zurecht gefunden.

In einiger Entfernung liegt ein ausgedehnter Holzplatz, auf dem die Zweige und Äste auf dem Boden herum liegen. Wir sehen nun hier das beim Urbarmachen übliche Vorgehen. Sobald das Geäst genügend ausgetrocknet ist, wird das Ganze in Brand gesteckt, wobei alle die Riesen ihren Tod finden.

Bei einer Furt setzen wir über den tiefen Fluß hinüber, dessen Ufer mit dichtem Gebüsch von rot- und weißblütigen Waldreben eingefaßt sind. In diesem Walde zeigt sich überall eine unvergleichlich kräftige und üppige Vegetation.

Auf der Höhe eines Hügels, den wir ersteigen, liegen verschiedene Indianerhütten, von denen die eine noch im Bau begriffen ist. Ein Kranz von in den Boden eingepflanzten Stangen, die sich oben nähern, ist durch ein Geflecht aus grünen Zweigen zusammen gehalten. Hier drauf bindet man als Dach eine Stroh- oder Schilflage. Wenn diese Bedachung nicht vieles Ungeziefer

anziehen würde, ließe eine solche Wohnung nichts zu wünschen übrig.

Am andern Abhang des Hügels sehen wir die kreisförmige Rennbahn der Indianer. Die indianischen Volksspiele bestehen in Wettläufen zu Pferd sowohl, als auch zu Fuß. Sie sollen sehr sehenswürdig sein und ich bedaure lebhaft, denselben nicht beiwohnen zu können.

Wir fragen den einen Indianer, der die Schweine hütet, nach dem Weg für Nillol; der angesprochene kennt jedoch nicht einmal den Namen der Kolonie. Ohne allen Zweifel haben wir uns ganz und gar verirrt, denn wir sehen nun in weiter Ferne, und zwar bedeutend links, die Berge von Nillol. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als dem Fluß entlang zu unserm Ausgangspunkt zurück zu kehren; dabei versuchen wir lange vergebens, den Rio zu überschreiten.

Plötzlich begegnen wir einen altem Indianer, der uns indes keinen weitern Aufschluß geben kann; er weist uns zur nämlichen Furt, auf der wir bereits heute morgen den Fluß überschritten haben. Nach einstündigem Ritt sehen wir uns zwischen zwei Rios eingezwängt, die beide unüberschreitbar zu sein scheinen.

Wir sind ganz ernstlich bedroht, diese Nacht unter freiem Himmel zubringen zu müssen. Es wäre dies ein kleines Reiseabenteuer, an dem ich eigentlich nicht wenig Spaß gehabt hätte. Wir gelangen zu einer Stelle, wo der Rio einen hübschen Wasserfall bildet. In der

Mitte desselben erhebt sich ein Felsen, auf dem prächtige, mit Blüten beladene Fuchsia wachsen. Welch' lauschiges Plätzchen!

Nach endlosem Hin- und Herreiten können wir endlich eine Gruppe von Indianernhütten entdecken, wo man uns die zum Übergang günstigste Flußstelle zeigt.

Wir hatten schon seit längerer Zeit die Waldregion verlassen und befanden uns in einer hügeligen, baumlosen Gegend, als wir in einer Talmulde auf eine Menge von kleinern Häusern stoßen. Nach dem, was man uns sagt, liegen die Niederlassungen der Schweizer auf dem entgegengesetzten Talabhang.

Die erste Hütte, die wir dort erreichen, bewohnt ein Waadtländer aus Taillens, und seine neun Kinder. Dieser Herr Fontannaz teilt mir mit, er sei nun schon zum zweiten Mal auf ein neues Gut versetzt worden, stets unter dem Vorwande, man habe sich in der Anweisung der Niederlassung getäuscht. Auf diese Weise sei er genötigt worden, sich wiederholt einzurichten. Ich entsetze mich in der Tat über dieses fahrlässige Vorgehen von Seiten der Verwaltung und sage daher zu meinem Landsmann: „Wenden Sie sich an die Behörden. Sie haben entschieden darauf Anspruch, als Neuankommender behandelt zu werden!" Als ich später dem Direktor in eigner Person den Fall vorlegte, versprach er mir, jener Reklamation billiges Gehör schenken zu wollen. Ich bin wirklich neugierig, ob dieses Versprechen

Digitized by Google

gehalten worden ist. Übrigens ist die besagte Familie trotz ihres Mißgeschicks zufrieden.

Am zweiten Kolonisten, einem Freiburger aus Bulle, habe ich um so größeres Interesse, als er es lebhaft bereut, in dieses Land gekommen zu sein. „Man hält uns auf alle Weise zum Besten," sagt er mir, „es ist die höchste Zeit, daß man die Auswanderung zu unterdrücken anfängt!" Wie ich indeß seiner Rede auf den Grund gehe, höre ich zu meinem Erstaunen, daß alle Punkte des Vertrages durchaus eingehalten worden seien. Sein Monatsgeld ist ihm sogar von 75 auf 93 Franken erhöht worden.

In dem benachbarten, ebenso baumlosen Tale haben sich ein halbes Dutzend Waadtländer Familien aus Vallorbes und Ste-Croix niedergelassen. Ich besuche sie der Reihe nach und habe wiederholt die Taufe vorzunehmen. In jedem Hause halte ich einen kurzen Gottesdienst.

Auf dem ersten Gut wohnt die Familie Grobet. Die Mutter geht an der Krücke, denn sie hat, so erzählt sie mir, den Fuß gebrochen, als ein Sturmwind das Wohnhaus umgeworfen hat. Seit ich wieder in die Schweiz zurückgekehrt bin, hat noch ein zweites Unglück diese Frau getroffen: ihr Gatte wurde ermordet; die Verbrecher konnten bis jetzt noch nicht ausfindig gemacht werden.

Zur linken liegen auf einem kleinem Plateau die Ländereien der Familie Truan, deren Wohnhaus das ganze Talgelände beherrscht.

Den längsten Aufenthalt mache ich bei der Familie Jaccard-Mermod aus Ste-Croix, welche sich am entgegengesetzten Ende der Kolonie niedergelassen hat. Sie versichern mich insgesamt ihrer Zufriedenheit. „In meinem letzten Briefe," sagt mir Herr Jaccard, „schrieb ich meiner Mutter, daß mir hier die Hausmiete und die Staatssteuer keine Sorgen macht!"

Diese einfachen Worte sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß bei uns zu Hause ein jeder, der sich auf seine Handarbeit verlassen muß, oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Das Tal bietet von hier aus einen reizenden Anblick! Sobald es mit der Zeit etwas reichlicher mit Bäumen bepflanzt sein wird, wird es ohne Zweifel einer der lieblichsten Gegenden des Landes sein. Herr Truan ist bereits mit gutem Beispiel vorangegangen: sein Haus ist von einem Kranz hübscher Obstbäume umgeben.

Ein Fußweg, der in den äußerst steilen Abhang längs des Flusses eingehauen ist, führt uns wiederum in ein kleines Tal, in welchem die Ländereien der Familie Banderet aus Neuenburg liegen. Dieselbe ist erst kürzlich hier angelangt und hat sich daher noch nicht vollständig eingerichtet.

Nicht weit davon entfernt wohnen die Dumont aus Cour bei Lausanne, deren hübsches und solid eingerichtetes Haus zwei Familien beherbergt. Hier zum ersten Mal finde ich ein endgültig abgegränztes Gut. Das Land

Digitized by Google

rings um die Gebäulichkeiten ist in musterhafter Weise nutzbar gemacht; der geräumige Garten mit dem prächtigen Gemüse, und weiterhin die reichen Getreidefelder verleihen dem Ganzen viel Ähnlichkeit mit einem Bauerngut in unserer Schweiz.

Überall wo ich heute hinkomme, wünschen die Leute sehnlichst einen Pfarrer zu haben. Wer weiß, ob nicht gerade durch einen solchen etwas mehr Eintracht unter die Kolonisten gebracht würde?

Herr Dumont Sohn schließt sich unserer Gesellschaft an. Wir ziehen miteinander den Fluß hinauf bis zu den obersten Niederlassungen von Nillol. Dort unterhalten wir uns einige Augenblicke mit ihren französischen Bewohnern und klettern dann einen steilen Abhang hinauf.

Sobald wir die Ebene erreicht haben, treiben wir unsere Pferde zu möglichst raschem Laufe an, um nicht zu spät an unser Ziel zu kommen.

Das Land, das wir jetzt durcheilen, ist eine weite Fläche, die unlängst urbar gemacht wurde. Die Gebirgskette zu unserer Linken endigt mit einem Ausläufer, der rings mit Getreide überdeckt ist, und deshalb den Namen Monte arado (gepflügter Berg) trägt.

Das ganze Gebiet, das wir übersehen, gehört einem einziger Besitzer an; hier wie andersorts sind die Großkapitalisten, die Alles an sich zu reißen pflegen, eine wahre Landplage. Das Gesetz, welches dem Einzelnen

Digitized by Google

verbietet, auf öffentlichem Verkauf sich mehr als drei Parzellen anzueignen, wird vielfach und mit Leichtigkeit umgangen. Man bringt seine Verwandten und Freunde und läßt dieselben auf seine eigene Rechnung ankaufen!

In einem aus Zweigen gemachtem Hüttchen sehen wir einen jungen Mann sitzen, der Wache hält über das Getreide. Es ist ein Indianer aus bester Familie, denn er ist der Sohn eines Cacique. Seine Erscheinung hat etwas ungemein bezauberndes; ich bewundere die Feinheit seiner Gesichtszüge und den intelligenten Blick.

Von der Höhe aus, wo wir nun sind, beherrscht unser Auge das ganze Land bis in weite Entfernung hin. Vor uns liegt in einem Talkessel die Kolonie Galvarino; zur Linken im Hintergrund Nueva Imperial, am Eingang des reichen Tales von Cautin.

Die untergehende Sonne erfüllt den Himmel mit den prächtigsten Farben; ein heftiger Abendwind stellt sich ein. Als dann die Nacht hereinbricht, lassen uns noch einige Lichter die Gegend von Galvarino erkennen.

Wir machen vor der Casa de los rusos halt, einem Geschäftshause, welchem ein junger Basler, namens Iselin, vorsteht. Ich habe ihm Grüße zu überbringen von Seiten seiner Familie. Er ist vollkommen zufrieden mit seiner Stellung und denkt durchaus nicht an die Rückkehr in's Vaterland.

Von hier haben wir noch drei Kilometer zu reiten, bis wir in der Altstadt ankommen. Es ist schon spät

Abends, als wir dort an die Türe des Doktor Jequier anklopfen. Dieſer junge, von der Univerſität Genf diplomirte Gelehrte iſt ſamt ſeinen Eltern hiehergekommen. Die letztern haben ſich als Koloniſten niedergelaſſen, er ſelbſt wohnt als Arzt in hieſigem Ort. Er erhält von Seiten des Staats eine Subvention und zudem hat man ihm einen doppelten Bodenanteil zugewieſen. Da er ſeit kurzer Zeit in Chile lebt, iſt er noch nicht dazugekommen, Spezialſtudien zu machen über die durch das hieſige Klima hervorgerufenen Krankheiten. Er kann mir nur eine Tatſache mitteilen, die ich ſehr bemerkenswert finde: Alle Verletzungen am Kopf, ſelbſt die allergefährlichſten, heilen hier ohne Zutat, wie durch ein Wunder; es verhält ſich ſonderbarer Weiſe mit Hand- und Fußkrankheiten gerade umgekehrt: die unbedeutendſte Schramme heilt tage- und wochenlang nicht. „Eines Tages," erzählt er, „kommt eine Frau zu mir, deren Hirnſchale eine Öffnung mindeſtens von der Größe eines Frankenſtückes hatte. Dieſe Wunde verhinderte ſie indes in keiner Weiſe daran, den mühvollſten Feldarbeiten obzuliegen."

Galvarino viejo (das alte Galvarino) beſteht alles in allem aus einem Cuartel mit einer Handvoll Soldaten und aus einigen wenigen Magazinen. Es herrſcht kein Zweifel, daß die Zukunft der Neuſtadt, Galvarino nuevo, angehört, welch letztere am entgegengeſetzten Ende des Tales liegt.

Wir ſind eben daran, eine Mineralwaſſerquelle zu

Digitized by Google

untersuchen, die auf dem Besitztum unseres Doktors sich befindet, als ein Nachbar, Bolomey aus Lutry, herbeikommt und mich zu einem Besuch bei ihm einladet. Ich finde dort ein solid gebautes Wohnhaus, nebst einigen Nebengebäuden, eine Schreinerwerkstatt, Backhaus, 2c. Am Abhang des Hügels wurde ein Weinberg angepflanzt, dessen Reben im Verhältnis zu ihrem Alter ungewöhnlich stark sind. Man übersieht von hier aus das ganze Tal; überall dehnen sich stattliche Weizenfelder aus.

Wir besuchen der Reihe nach eine Anzahl Schweizer und Franzosen, deren Güter auf dieser Talhälfte liegen. Eine wackere, alte Bernerin will es durchaus nicht glauben, daß meine Reise nur den einen Zweck habe, die ausgewanderten Landsleute aufzusuchen; sie bittet mich wiederholt, ich möchte ihr doch sagen, wo mein Besitztum liege. — „Ja nun, auf Treu und Glauben: in der Schweiz!“ sagte ich. Als sie vollends erfährt, daß ich bald wieder in die Heimat zurückkehren werde, fängt sie ganz bitterlich zu weinen an und überträgt mir alle Arten von Botschaften an ihre Angehörigen. Ich mache stets die Beobachtung, daß sich bei den Frauen das Heimweh noch weitaus am empfindlichsten einstellt; rührt dies nicht gerade daher, daß ihre Lebensaufgabe in der Fremde eine ganz besonders harte ist?

Auf eine Einladung hin bringe ich die Nacht bei der Familie Fren (Berner) zu.

Des andern Tages mache ich mich schon frühe auf den Weg, um die Eltern des Doktors zu begrüßen. Nachher durcheile ich in Begleitung eines Sohnes meiner Gastwirte alle die unzählbaren kleinen Taleinschnitte, in denen unsere Landsleute wohnen. Überall finde ich, wenigstens bei den tätigen Kolonisten, einen erfreulichen Wohlstand und zufriedene Gesichter. Die Häuser gefallen mir schon darum gut, weil es drinnen und draußen von allerhand gackerndem und schnatterndem Geflügel wimmelt. Frau Fren erzählt mir, die Hühner seien hier so zutraulich, daß sie die Eier mit Vorliebe in die Herdasche legen.

Ein Berner, namens Imboden, hatte sich hier eine Melkerei eingerichtet und auf derselben „Schweizerkäse" bereitet. Ich bedaure, vernehmen zu müssen, daß besagter Käser sein Unternehmen aufgesteckt hat.

Vor kurzem hat ein Zürcher (Essler) durch eine Feuersbrunst sein Haus verloren. Bis sich deren Lage wieder etwas bessert, muß die arme Familie in einem traurigen Schober Obdach suchen. Nebst allem Mobiliar sollen auch Wäsche und Kleider verbrannt sein. Wenn man an die hiesigen hohen Preise dieser Gegenstände denkt, so begreift man, daß der Verlust ein sehr empfindlicher sein muß.

Am Fuße eines Hügels sehe ich einige junge Leute, die im Begriff sind, das Getreide zu einem Haufen aufzutürmen und gleichzeitig die Tenne für die künftige Trilla in Ordnung zu bringen.

Digitized by Google

Die Trilla (das Getreidedreſchen) iſt ein charakteriſtiſcher Zug des chileniſchen Volkslebens. Ich will hier ein kurzes Bild von derſelben entwerfen: Die Garben ſind zu einem gewaltigen Haufen aufgeſchichtet, der ringsum in einer Entfernung von mehreren Metern mit einer Umzäunung von Äſten und Zweigen umgeben iſt. Das ſo eingeſchloſſene Stück Land iſt ſorgfältig feſtgeſtampft, ſo daß es eine möglichſt glatte Oberfläche hat. Nachdem das Getreide über dieſe Tenne ausgebreitet iſt, wird eine Herde von Stuten (manchmal über 60 Tiere) in die Einfriedigung hinein getrieben. Berittene Männer hetzen die Tiere vermittelſt einer langen Peitſche zu einem ſteten wilden Durcheinanderrennen an.

Die Trilla iſt der Ort, wo der chileniſche Reiter am glänzendſten ſeine Geſchicktheit an den Tag legen kann. Wer nicht mit eignen Augen dieſem feurigen Galoppiren zugeſehen hat, macht ſich keinen Begriff von den kühnen Reiterſtückchen, die hier gezeigt werden. Wenn gelegentlich eine der Stuten einen Fehltritt macht und zu Boden ſtürzt, ſo drängen und ſtoßen ſich alle andern wild durcheinander.

Die Trilla iſt das große Feſt für die chileniſchen Bauerngüter. Ringsum werden die Nachbarn eingeladen und Niemand verſäumt es, ſich einzuſtellen. Es wird dann lebhaft getanzt und getrunken, bis zuletzt gepoltert und geſoffen wird.

Digitized by Google

Da der Chilene die Stuten als Reittiere verschmäht, werden dieselben gleich wie Maschinen zum Dreschen ausgemietet.

Diese Art des Dreschens bietet indes die Unannehmlichkeit, daß das Korn sehr leicht von den unbeschlagenen Pferdehufen zerquetscht wird. Die Anwendung von Dampfdreschmaschinen kommt daher immer mehr auf. Es ist eine Frage der Zeit und das Trillafest wird nur noch in der Erinnerung fortleben.

Zur Erntezeit stehen die Stuten ungemein hoch im Preise, und man versichert mich, der Cacique der Nachbarschaft würde mein Reittier ohne Zögern in Tausch nehmen gegen den feurigsten Mustang-Hengst.

Bei einem Würtemberger benutze ich die Gelegenheit, dessen vielbesprochene Dreschmaschine in Augenschein zu nehmen. Der Erfinder ist nicht wenig durch unser Interesse geschmeichelt und setzt uns den Mechanismus seines Meisterwerkes auseinander; dasselbe ist nach dem Modell der bei uns gebräuchlichen Maschinen gearbeitet.

Von hier weg bis nach Galvarino-Nuevo gehören die Ländereien beinahe durchweg Schweizern an. Zwei Brüder (Berner), Schuhmacher von Beruf, finde ich sehr ärmlich logirt. Ihre Schwester überträgt mir verschiedene Aufträge für die Heimat. Ein Zürcher (Frei), der seine Frau in Vigo (Spanien) verloren hat, lebt hier als Wittwer mit fünf Kindern.

Es ist mir unmöglich, noch weiterhin alle die zahl-

Digitized by Google

reichen Familien zu nennen, die sich hier niedergelassen haben. Es finden sich unter ihnen Berner (Lichti, Lemp), Solothurner (Altermatt), Luzerner (Keller), Zürcher (Eichen), Thurgauer (Dünner, Eberhardt), und St. Galler (Egger, Bösch). Ich habe die Überzeugung, daß ihnen allen mein Besuch zur Freude gereichte.

Auf dem letzten Gut sind etwa ein Dutzend Landsleute, sämtliche aus der deutschen Schweiz, mit dem Dreschen beschäftigt.

Der eine, Geißner aus Langenthal, erzählt mir von einer Prellerei, die ihm begegnet ist: Er hat vor der Abreise bei seinem Auswanderungsagenten eine gewisse Summe hinterlegt und sucht bis jetzt vergebens, dieselbe wieder zurück zu bekommen. Ich anerbiete mich ihm, bei meiner Rückkehr die Sache in die Hand zu nehmen; ungeschickter Weise habe ich ihn später nicht mehr getroffen.

Im Cuartel ist eine Veröffentlichung angeschlagen, durch deren grobe Sprache sich die Kolonisten mit Recht verletzt fühlen. Da die einzelnen Güter durchweg noch nicht ausgemessen sind und dies zu endlosen Zwistigkeiten unter den Kolonisten führt, haben die letztern eine Petition eingereicht, auf die man ihnen nun mit einem Amtston antwortet, der der Verwaltung nicht zur Ehre gereicht.

Um dem Wunsche der benachbarten Kolonisten zu ent-

sprechen, wurde eine allgemeine Versammlung zusammen gerufen. Am bestimmten Tage sehen wir eine wahre Menschenmenge anlangen, zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen. Diejenigen von Nillol hatten sich schon während der Nacht auf den Weg machen müssen, um durch die langsame Fahrt mit ihren Ochsenwagen das Rendezvous nicht zu verfehlen. Diese Zusammenkunft hatte einen durchaus religiösen Charakter und glich in vieler Hinsicht den im amerikanischen Far West üblichen Meetings.

Ich hatte viele Taufen zu vollziehen; ebenso verlangten einige junge Leute, Knaben und Mädchen, konfirmirt zu werden. Dem hierauf folgenden Abendmahl wohnte die ganze Versammlung bei. Gewiß, es waren einige Gott und uns angenehme Stunden. Neben unsern Schweizern nahmen noch Franzosen, Preußen und Österreicher (Böhmen) Anteil.

Später erfuhr ich in Traiguen, daß unser Fest in Galvarino viel von sich sprechen machte. Ich erinnere mich in der Tat, daß auch zahlreiche Chilenen, durch die Neugierde angezogen, an unserer Versammlung teil nehmen wollten. Übrigens hatten wir auch den Kommandanten der Garnison und den Direktor der Kolonie in unserer Mitte. Dieser letztere, ein liebenswürdiger Greis, dankte mir mit wohlgesetzten Worten für das Interesse, das ich an den Angehörigen seines Verwaltungsbezirkes nehme.

Digitized by Google

Galvarino muß sicher unter die bedeutendsten Kolonien gezählt werden. Da sie durch die Cordilleren der Küste gegen die kalten Südwinde geschützt ist, hat sie ein ungewöhnlich mildes Klima, durch welches eine unvergleichlich vielfältigere Bodencultur ermöglicht wird. Die Weinrebe spielt hier sicher mit der Zeit eine große Rolle, denn die von einigen unserer Winzer angelegten Versuchspflanzungen lassen eine sehr gute Zukunft voraussehen. Es setzen darum auch unsere Leute viele Hoffnung in die kommenden Jahre.

Wie sich Herr Dumont von uns trennt, um wieder heimzukehren, schlagen wir die Richtung nach Quino ein. Da sich das Flußbett vielfach verändert, brauchen wir lange Zeit, um eine Furt zu finden.

Noch einmal, auf der Höhe der Hügel angelangt, werfen wir einen Blick auf das prächtige Panorama des Bezirkes Galvarino. Um vieles reicher und schöner noch erschiene das Land, wenn die Kolonisten Wälder, oder überhaupt mehr Bäume anpflanzen würden. An der Stelle der Verwaltung verspräche ich jedem Kolonisten einen Zuschlag von fünf Hektaren, sofern er sich verpflichtet, diesen Boden innerhalb eines gewissen Termines mit Bäumen zu bepflanzen, ich glaube, daß dieses Vorgehen auch für die übrigen wälderarmen Kolonien von Nutzen sein würde.

Nun sind wir wieder in einer unabsehbaren Ebene. Mehr als einmal, wenn der Weg gelegentlich durch

Digitized by Google

eine Hecke oder einen breiten Graben abgesperrt ist, haben wir wieder große Strecken rückwärts zu reiten. Die Klagen über die Unordnung im Straßenwesen sind in der Tat wohl begründet! Ein jeder Grundbesitzer kann sich das Recht nehmen, einen über seinen Boden führenden Weg gegen Fremde abzuschließen, ohne daß irgend jemand etwas einwenden kann.

Wir verlieren durch dieses Hin- nnd Herreiten sehr viel Zeit. Endlich erreichen wir die Farm Chuquem, am Fuße eines Hügels gelegen, der uns schon seit verschiedenen Stunden als Direktionspunkt gedient hat. Von da weg haben wir noch beinahe 20 Kilometer zu durchreiten, stetsfort in einer gänzlich unbekannten Gegend. Vermöge des Mondlichts können wir in der Nähe eines Baumes einen chilenischen Reiter sehen und an seiner Seite einen zweiten Mann, der auf dem Boden steht. Werden wir wohl zu Guterletzt noch angefallen werden? „Greifen Sie nach dem Revolver!“ ruft mir mein Begleiter zu. Glücklicherweise ist diese Vorsichtsmaßregel nicht von Nöten, denn die beiden Männer rühren sich nicht von der Stelle. Schon während des Tages haben wir uns mitten in einem Hohlweg einigen Chilenen gegenüber befunden, die mit ihrem unheimlichen Lazzo bewaffnet waren.

Von Zeit zu Zeit scheuchen wir einen „Schreier,“ oder auch ein Rebhuhn auf, durch dessen lärmenden Flug unsere Pferde immer wieder etwas aufgeweckt

werden. Übrigens vermeiden dieſe Reittiere mit einem wunderbaren Inſtinkt alle die vielen Hinderniſſe, die im Wege liegen. Sie machen auch nicht einen einzigen Fehltritt beim Durchreiten dieſes grobgepflügten Bodens oder des hohen Graſes. Keinen Augenblick werden ſie ſtutzig. Endlich ſind wir am Ziel, nach einem fünfzehnſtündigen, ununterbrochenen Ritt!

Digitized by Google

Victoria.

Victoria ist, wie ich bereits bemerkt habe, neben Quechereguas die älteste und zudem die bedeutendste aller Kolonien. Sie zählt gegenwärtig mehrere hundert Familien, die den verschiedensten Nationalitäten entstammen. An Flächeninhalt kommt sie ungefähr unsern kleinen Kantonen gleich und ist in Bezirke eingeteilt, welche jeweils die Namen ihrer Hauptflüsse tragen : Chanco, Tricauco, Colo, Dulmo, Quilciquo, Pua, Salto, Traiguen, u. s. f.

Da sie im Vorland der Anden liegt, schließt sie meistenteils ein Gebiet ein, das mit undurchdringlichen

Digitized by Google

Wäldern bedeckt ist, so daß das Urbarmachen des Bodens mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Es erscheint darum auch erklärlich, daß die Kolonisten gerade hier in der ersten Zeit, entweder indem sie auszogen, oder durch sonstige Unruhen ihre Enttäuschung bekundet haben. Die Einwanderer waren anfangs nicht nur zurückgeschreckt durch den Anblick dieses unbezwinglichen Waldes, der ihnen wie eine Kerkermauer erscheinen mußte, sondern sie waren auch entmutigt durch den Mißerfolg ihrer ersten Anpflanzungen; dies und jedenfalls auch der Mangel an der nötigen Ausdauer bewogen sie seiner Zeit, schaarenweise auszuziehen und Lärm zu schlagen über die schlimme Falle, in die man hier den Kolonisten locke. So ziemlich überall hatte man mir prophezeit: „In Victoria werden Sie viel Elend sehen!“ und so war ich denn darauf vorbereitet, manchen Unglücklichen anzutreffen.

Die Stadt Victoria hat bei weitem keine so günstige Lage wie Traiguen. Da sie auf einem hügeligen Gebiete erbaut ist, so steigen und fallen die Straßen in einem fort, wodurch der Verkehr per Fuhrwerk ein äußerst schwieriger wird.

Trotz des bescheidenen Aufschwunges, den Victoria bisher erlebt hat, trifft man doch schon regelrecht angelegte Straßen und öffentliche Gebäude, die dem Orte alle Ehre machen. Das Cuartel ist sehr geräumig, und auch das Spital, welches soeben vergrößert wird, gibt

Digitized by Google

ſich ein ganz hübſches Anſehen. Ferner beſtehen hier einige Filialen der bedeutenderen Geſchäftshäuſer. Eine Anzahl von Mühlen ſind in beſtändigem Betrieb. Die Schattenſeite der jungen Stadt ſind die zahlloſen Despachos, die man alle fünf Schritte vor ſich ſieht. Von einem anſtändigen Gaſthofe aber kann nicht die Rede ſein; wenn es ein rührіger, ſachkundiger Mann unternähme, dieſe Lücke auszufüllen, dürfte er auf einen ſichern Erfolg zählen. Die Bevölkerung iſt vorwiegend chileniſch, trotzdem ſich die Europäer in ziemlicher Zahl niedergelaſſen haben. Unter unſern hieſigen Landsleuten nenne ich Herrn Ruedi, einen Graubündner.

Niemand zweifelt daran, daß dieſe Stadt einer ſichern Zukunft entgegenſehen darf. Sobald ſie einmal durch die Eiſenbahn mit dem Norden verbunden iſt, wird ſie, Dank des Bodenreichtums der umliegenden Gegend, ein anſehnlicher Handelsplatz werden. Der Handel wird ſich namentlich über die aus den großen Wäldern gewonnenen Bretter, Kohlen u. ſ. f. und über die manigfachen Feldfrüchte erſtrecken. Noch während mehrerer Jahre kann alſo dieſer Ort ein ſchönes Arbeitsfeld genannt werden für jeden unternehmenden, energiſchen Mann. Ein geſchickter und fleißiger Handwerker hat hier gleichfalls ein leichtes Spiel.

Da ich von einigen in der Stadt angeſtellten Landsleuten davor gewarnt worden bin, mich hier in irgend einem der ſogenannten „Hotels“ niederzulaſſen, nehme

ich die Gastfreundschaft des Kolonisten Burnier aus Saron in Anspruch.

Wir reiten einen steilen Abhang hinunter und gelangen bald in einen Wald, dessen Baumstämme bis hoch hinauf von einer riesenhaften Dicke sind. Wir verfolgen einen Waldweg letzter Klasse; es gibt da oft Furchen, in denen man Verstecken spielen könnte. Ein ebenso lästiges Hemmnis für die Fuhrwerke sind die häufigen Wurzeln aller Art, die kreuz und quer den Weg überwuchern; nebst alldem geht es keine zehn Schritte eben fort. Mich wundert nur, wie diese Gegend im Winter aussehen mag, wenn alles ringsum überschwemmt ist! Nachdem wir durch einige Waldlichtungen geritten sind, kommen wir an einen Holzverschlag, auf dem eine große Zahl mannshoher Baumstämme noch stehen gelassen wurden. Hier können wir nun die erste Kolonistenwohnung sehen, und bald nachher ein ausnehmend hübsches Haus, das sich auf dem Rande einer kleinen Versenkung erhebt. Wir sind am Ziel. Die unvermeidlichen Hunde laufen uns bellend entgegen. Wir werden bald durch Herrn Burnier herzlich bewillkommt, und schon nach kurzer Zeit stellen sich die sämtliche Schweizer aus der Nachbarschaft ein, denn man hatte ihnen sofort meine Ankunft angezeigt.

Das zweite, endgültige Haus, das sich Herr Burnier erbaut hat, ist entschieden das schönste unter den Kolonistenwohnungen in Victoria und trägt, wie man es

Digitized by Google

hier selten trifft, ein solides Ziegeldach. An der Stelle des üblichen Corral sehe ich einen nach Schweizerbrauch eingerichteten Stall, in welchem sich eine Schaar prächtiger Kühe befindet. Die Pferde, die Schweine und das Geflügel sind in verschiedenen, alleinstehenden Nebengebäuden untergebracht. Haus und Hof zeigen, daß mein Gastwirt mit gewissen Geldmitteln eingewandert ist.

Das urbargemachte Land fällt vom Wohnhaus gegen den Fluß zu ab, es stehen auf demselben eine Menge wilder Apfelbäume. Eine Anzahl Taglöhner sind mit dem Ernten beschäftigt, sie laden die Garben auf einen Wagen, wie wir ihn zu Hause zu sehen gewohnt sind. In engem Kreis schließen dunkle Tannenwälder den Horizont ein. Eine unwillkürliche Traurigkeit befällt hier jedermann und auch ich werde mich glücklich fühlen, wenn ich wieder aus diesem finsteren Verließ herauskomme. Ein Jeder ist hier in sich gekehrt und schweigsam, auf allen Gesichtern ist der Ausdruck einer trostlosen Melancholie zu lesen. Wie könnte es anders sein, wenn man tagaus und ein nichts sieht, was Herz und Geist erquicken könnte? Der erste düstere Eindruck, den diese Gegend auf mich machte, bestärkte sich, je mehr ich hier herum reiste.

Wir haben heute eine geradezu eisige Kälte, und selbst im Winter, so sagt man mir, soll die Temperatur kaum eine niedrigere werden. Der Schnee bleibt hier, wie übrigens in den meisten Kolonien, nur höchst selten

Digitized by Google

liegen. Mit welcher Freude würden die Koloniſten unſern tiefen Schnee und unſere Winterfröſte vertauſchen gegen dieſen rauhen Sommer und milden Winter!

Frau Burnier führt mich alsbald zu ihren Eltern, der Familie Tollin, deren Wohnung in kurzer Entfernung auf dem gegenüber liegenden Abhange des kleinen Taleinſchnittes liegt. In der Tiefe des letztern holen ſich die Koloniſten ein ganz vorzügliches Trinkwaſſer.

„Wie herzlich freut es uns, Sie zu ſehen!“ rufen mir die Leute entgegen; es iſt leicht zu erkennen, daß ſie alle am Heimweh leiden.

Unſer zweiter Beſuch gilt einem Luzerner, der mir den ſehnlichen Wunſch ausdrückt, ſein Kind, das er in der Schweiz zurückgelaſſen hat, um ſich haben zu können. Er verſichert mich, er ſei mit ſeinem Schickſal zufrieden, und doch finde ich auch bei ihm jene ſchweigſame Verſchloſſenheit.

Herr Burnier macht ſich ein Vergnügen daraus, mich auf dem Rundgang dnrch die Kolonie zu begleiten. Auf einem ſchmalen, undeutlichen Wege dringen wir in den Urwald ein. Die Pferde haben die größte Mühe, ſich in dem Dickicht von Bambus und Geäſt aller Art Bahn zu brechen. Das Laubwerk der mächtigen Bäume bildet über unſern Köpfen eine geheimnisvolle Decke, und das Buſchwerk zur Seite bildet oft eine feſte Wand, durch die, ſo möchte man glauben, kaum eine Kanonenkugel zu dringen vermag. Nur im braſiliani-

Digitized by Google

schen Urwald befindet man sich in einer ähnlichen Wildnis. Wie viel Schweißtropfen kostet dem Kolonisten die Ausreutung solcher Wälder! Es ist eine wahre Herkulesarbeit zu nennen, wenn der Mensch einem derartigen Pflanzenschwall auf den Leib rückt. Das erste Urbarmachen wird in der Regel den Chilenen überlassen. Auch hier sollen sie an der Arbeit gewesen sein und noch sieht man keine Spur von dem schweren Tagwerk. Allein das Fällen der Baumriesen, die oft einen Durchmesser von mehreren Metern haben, muß einem schon unsäglich sauer ankommen, und doch ist dies erst der eine Schritt bei der langwierigen Arbeit.

Endlich gelangen wir zu einer Lichtung, auf der wir die ärmliche Hütte des Aargauers Horlacher finden. „Wir führen ein mühevolles Leben," sagt mir der junge Mann, dessen Kleidung deutlich die dürftigen Verhältnisse erraten läßt. „Selbst wenn wir vom Morgen bis zum Abend uns abmühen, kommen wir doch kaum sichtlich vorwärts, und, wer wie ich, nicht schon früher daran gewöhnt war, die Art zu führen, hat manche harte Nuß zu knacken. Mir scheint so, es wäre billig, wenn die Verwaltung den Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, etwas mehr Rechnung trüge, und uns ein wenig behülflicher wäre."

„Es wäre uns zum Beispiel von großem Vorteil, wenn uns statt einer Kuh deren zwei oder mehrere zugeteilt würden, zumal da wir der Kinder halber die Kuh-

Digitized by Google

milch kaum entbehren können." — Ich erkundige mich bei ihm nach dem Stand seiner diesjährigen Ernte. „Ich werde circa 20 Säcke Weizen erhalten," sagt er kleinlaut. — Das ist nun in der Tat bedenklich wenig, zumal wenn man erwägt, daß dieser Kolonist schon volle drei Jahre im Lande ist. Andersorts werden bekanntlich 250 bis 300 Säcke geerntet! Indes läßt sich Horlacher durch diesen spärlichen Erfolg nicht entmutigen, sondern hat vielmehr die Zuversicht, daß ihm die spätern Zeiten günstiger sein werden.

Der benachbarte Kolonist, ein Berner, beklagt sich hauptsächlich über das Klima. „Fast Jahr für Jahr zerstört uns der Frost die Aussaat, und wenn dies so fortgeht, so werden wir wohl unser Lebtag nicht aus dem Elend herauskommen." Ich biete Alles auf, um ihn etwas zu ermutigen und mache ihn in erster Linie darauf aufmerksam, daß man des jetzigen Mißerfolges halber die Hoffnung auf die Zukunft nicht fallen zu lassen brauche.

In diesem Landstrich wohnen noch einige fünfzehn walliser Familien, die sich alle durch eine ganz ungewöhnliche Arbeitsamkeit auszeichnen; woher es denn auch kommen mag, daß sie schon ein bedeutend ausgedehnteres Gebiet urbar gemacht haben, als dies bei den übrigen Kolonisten der Fall ist. Sie haben hier allerdings insofern ein weitaus leichteres Spiel, als sie schon seit jeher an schwere Arbeit gewöhnt waren. Der eine

Digitized by Google

unter ihnen lebt nun kaum anderthalb Jahre hier und ist dennoch mit seinen Arbeiten ebenso vorgerückt, wie diejenigen, welche bereits vor mehreren Jahren eingewandert sind. „Der gönnt sich kaum Zeit zum Essen und Trinken," sagt mir mein Führer, „ich glaube, wenn es anginge, er würde sogar die Nacht hindurch unausgesetzt arbeiten." — „Sie werden vielleicht aber dann auch bald unterm Boden sein!" sage ich zu diesem „Schaffer," Ich muß gestehen, daß ich hier zum ersten Mal in den Fall kam, jemanden von zu vieler Arbeit abzuhalten.

Hierauf habe ich eine längere Unterredung mit einer Gesellschaft von Kolonisten, die teils aus Preußen, teils aus dem Aargau gebürtig sind. Ihre nahe zusammengerückten Hütten bilden einen kleinen Weiler.

Sie empfinden es alle schmerzlich, daß sie ihre zahlreichen Kinder in keine Schule senden können. „Unsere Kleinen vergessen vorweg, was sie daheim in der Schule gelernt haben," sagt mir der eine. „Das Schreiben haben sie jetzt schon vollständig verlernt, und mit dem Lesen steht es nicht viel besser."

Also auch hier begegne ich der gleichen Schattenseite des Kolonistenlebens! Ein Auswanderer, der um seine Kinder besorgt ist, möge vor diesen Enttäuschungen und Sorgen gewarnt sein!

In einem abgelegenen Winkel stehen einige verlotterte Hütten, die jeden Augenblick einzufallen drohen. Als ich mit den Bewohnern verkehrte, wurde es mir alsbald

Digitized by Google

klar, daß ich es mit unverbesserlichen Faulenzern zu tun hatte.

Der Weg führt uns durch ausgedehnte Kornfelder, in denen eine Unmasse von Disteln wuchern. Dieses Unkraut ist keine einheimische Pflanze, sondern soll erst in neuerer Zeit durch die Engländer in Chile eingeschleppt worden sein. Jetzt ist es schon so sehr verbreitet, daß ich in Victoria kein einziges Kornfeld gesehen habe, das nicht unter diesem lästigen Gewächs leidet. Übrigens könne man dasselbe innerhalb Jahresfrist und ohne allzugroße Mühe ausreuten.

Immer von neuem erscheint es mir unbegreiflich, wie gut hier der Weizen inmitten der Wälder zu gedeihen vermag. Wie erstaunt wäre ein Schweizer Landmann, wenn er im tiefen Schatten der Baumriesen einen solch prächtigen Weizen sehen würde! Die Leute sind mit dem Schneiden bereits fertig; der Weizen liegt in kleinen Büscheln zum Einsammeln bereit.

Ich glaube, es dürfte nicht ohne Interesse sein, wenn ich hier eine kurze Beschreibung des Verfahrens folgen lasse, das beim Urbarmachen des Waldgebietes eingeschlagen wird.

Man beginnt das saure Werk mit dem Desmochar, dem Abschneiden des sämtlichen Geästes. Diese äußerst schwierige Arbeit wird in der Regel den chilenischen Taglöhnern überlassen, welche hiebei eine Geschicktheit und Ausdauer an den Tag legen, die den Europäer

erſtaunen machen. Die Äſte bleiben den ganzen Sommer über auf dem Boden liegen und trocknen während dieſer Zeit vollſtändig aus. An einem geeigneten, das heißt möglichſt windigen Tage, wird nun das dürre Holz in Brand geſteckt. Dieſe Quema (Feuersbrunſt) hinterläßt eine beträchtliche Schicht Aſche, in welche hinein ohne alle Vorbereitungen geſät wird.

Die erſte Ernte fällt durchweg ungemein reich aus. Im darauf folgenden Jahre pflegen die Koloniſten zweierlei Wege einzuſchlagen: Die Nachläſſigeren begnügen ſich damit, wiederum in den nämlichen Boden zu ſäen und ſomit nochmals die obenaufliegenden Nährſtoffe auszunützen; wer etwas mehr Fleiß an die Sache verwendet, bearbeitet den aſchenreichen Boden mit jenem hölzernen Pflug, den ich früher ſchon beſchrieben habe.

Es erſcheint ganz unglaublich, mit welcher Geſchicklichkeit die einheimiſchen Ochſen den Pflug zwiſchen den zahlloſen Baumtrünken hindurch ziehen. Ohne daß man ſie jemals antreiben müßte, winden ſie ſich geſchickt wie Katzen durch alle die Hinderniſſe hindurch. Demjenigen, der den Pflug führt, zumal wenn es ein Europäer iſt, kommt die Geſchicklichkeit des Zugtieres ſehr wohl zu ſtatten, denn er ſelbſt wüßte ſich jedenfalls nicht zu helfen.

Die zweite Ernte aus den gepflügten Acker kommt der erſten bei weitem nicht gleich, iſt aber doch keineswegs zu verachten. Im dritten Jahre werden die bisher

Digitized by

stehengelassenen Baumstämme gefällt und zu einem mächtigen Haufen aufgeschichtet. Da jeder anderweitige Gebrauch des Holzes zu kostspielig wäre, so wird es samt und sonders verbrannt.

Die Aussaat in solchen abgebrannten Waldungen wird Ros genannt.

Die Quema (Waldbrand) verursacht oft vielen Schaden, da sie manchmal trotz aller Anstrengungen nicht in die richtigen Grenzen eingeschränkt werden kann. Nicht weniger gefahrbringend sind die verkohlten Bäume, die wie bereits angedeutet, noch längere Zeit stehen gelassen werden. Bei den heftigen Stürmen bersten mitunter die dürren Äste und töten im Niederstürzen das Vieh, welches unter den Bäumen weidet.

Im Verlauf unseres Rundganges gelangen wir zu Herrn Schneider, der vor circa einem Jahre eingewandert ist. Trotz seines vorgerückten Alters und trotzdem er in der Schweiz in angenehmen Verhältnissen gelebt hatte, vermochte er dennoch der Auswanderungslust nicht zu widerstehen. Im Lauf des Gesprächs frage ich ihn, ob er es eigentlich nicht bereue, die Heimat verlassen zu haben. „Ich kann im ganzen mit meiner jetzigen Lage zufrieden sein," antwortet er; „denn der Boden ist wirklich zu ausgezeichnet, als daß wir nicht guten Mutes in die Zukunft sehen dürften, aber trotzdem wäre ich zu Hause geblieben, wenn ich zum voraus gewußt hätte, wie viele Entbehrungen man sich hier zuland auflegen

Digitized by Google

muß." — „Was hat Sie denn zum Auswandern bewogen?" Er nannte mir auf diese Frage hin einige Artikel, die in einer Schweizerzeitung erschienen seien und die ihn ganz besonders in seinem Entschlusse bestärkt hätten. (Ich habe seither jene Aufsätze durchgelesen, konnte aber nichts sonderlich Verlockendes darin finden).

Auf dem Gute des Herrn Schneider fließt eine prächtig klare Quelle, die der Besitzer in sein neues Wohnhaus zu leiten gedenkt. Dasselbe soll nächstens erbaut werden, und man ersucht uns, die Wahl des Bauplatzes zu treffen; doch da ist guter Rat teuer; denn in engem Umkreis schließen bewaldete Hügel den Horizont ein; einzig im Grunde des kleinen Tales ist der Wald auf eine Strecke weit ausgereutet.

In der Nachbarschaft wohnen drei junge Männer aus Ste-Croix, die ihren Boden auf gemeinsame Rechnung bepflanzen. Den einen unter ihnen, Herrn Junod, schätze ich für kaum mehr als 18 Jahre. Er sagt mir, er finde an seiner jetzigen Lebensaufgabe ungemein viel Gefallen. Ich muß bedauern, daß sich dieser junge Mann in den Wäldern von Victoria vergraben und sich nicht lieber in einer frohmütigeren Gegend niedergelassen hat.

Nicht weit weg wohnt die Familie Recordon aus Neuenburg, der ich specielle Grüße aus der Heimat zu überbringen habe. Um zu diesen Leuten zu gelangen, haben wir eine Ebene zu durchreiten, auf der eine Unmasse von Baumstämmen kreuz und quer herumliegen.

Digitized by Google

Unsere Pferde setzen in kühnen Sprüngen über die vielen Hindernisse hinweg. Weiterhin folgt ein Dickicht, das wir auf einem Indianerweg durchkreuzen, nicht ohne uns wiederholt an dem dornigen Gesträuch zu ritzen.

Mittem im Walde drin gelangen wir zu einem alleinstehenden Häuschen, dem wir uns nur behutsam zu nähern wagen, denn mehrere unheimliche Hunde halten vor demselben Wache. Der bissigste unter ihnen ist zum guten Glück an eine Kette gebunden; sogar sein Herr getraut sich kaum in dessen Nähe.

Auch hier finde ich Leute, die mit ihrer Lage zufrieden sind, trotzdem der Kolonist in Victoria mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat als andersorts.

Unter den Bäumen weidet eine Kuhherde, auf die der Besitzer, Herr Recordon, mit Recht stolz ist. Auch ihm sei, so erzählt er mir, schon wiederholt Vieh gestohlen worden.

Frau Recordon empfindet es schmerzlich, daß einem hier jede religiöse Erbauung mangle. Sie frägt mich, ob man denn in dieser Beziehung daheim für die hiesigen Schweizer nichts tun wolle.

Da die meisten unserer Landsleute früher mitten in einem regen gesellschaftlichen Verkehr gelebt haben, muß es ihnen hier doppelt schwer fallen, sich an ein so totes Waldleben zu gewöhnen. Schon wiederholt habe ich bezweifelt, daß die Genugtuung und Freude, die der

Digitized by Google

Koloniſt an ſeiner Unabhängigkeit und dem materiellen Gewinn hat, wirklich das vielfach Bittere ſeiner Lage aufwiege.

Nachdem wir einen tiefen Fluß durchritten haben, deſſen Waſſer den Pferden bis zum Bauch reichte, gelangen wir in eine Gegend, die faſt ausſchließlich mit Diſteln bewachſen iſt, die eine Höhe von mehr als drei Metern erreichen. Wir, und noch mehr die Pferde, haben viel unter den Stacheln dieſer Pflanzen zu leiden.

Endlich nimmt die Landſchaft wieder einen etwas freundlicheren Charakter an; auf die düſteren Wälder folgen nun größere Lichtungen und ſchließlich ſogar vollkommen baumloſe Weiden. In einem kleinen Tal wohnt eine beträchtliche Zahl von Genfern, Walliſern, Bernern und Aargauern bei einander. Da ich ſehe, daß ihnen mein Beſuch die lebhafteſte Freude bereitet, ſo bin auch ich doppelt froh, hier Einkehr gehalten zu haben.

Eine Genferin, die Frau Marechal, hat ſich ſo ausgezeichnet an das hieſige Leben gewöhnt, daß ſie, wie ſie mir geſteht, gar nie an die Heimkehr denke. In ähnlicher Weiſe verſichert mich ein Walliſer, den ich mit dem Ernten beſchäftigt finde, er ſei hier der glücklichſte Menſch. Nach all' den vielen trüben Geſichtern, denen ich bis jetzt begegnet bin, gereicht es mir zu nicht geringer Freude, wieder etwas lebensmutigere Leute anzutreffen. Ein Aargauer verſichert mich zwar, dieſes Chile reiche doch bei weitem nicht an unſere Schweiz hinan. Was ihm Mut

Digitized by Google

und Arbeitsluſt einflöße, das ſei die Hoffnung, bald in die Heimat zurückkehren zu können. Alle Achtung vor einer ſolchen Vaterlandsliebe!

Ich unterhalte mich längere Zeit mit einem Zürcher, namens Meyer, den ich nebſt den Seinigen mit der Ernte beſchäftigt finde. Ich vernehme von ihm, daß die früher ſo häufigen ſchlechten Elemente unter den Koloniſten ſich bedeutend vermindert hätten, ſo daß die jetzigen Bewohner von Victoria faſt durchweg achtbare Leute genannt werden dürfen. „Der dunkle Fleck, das iſt und bleibt die Trunkſucht," ſagt er mir. „Vor allem leiſtet die Stadt dieſem Laſter den mannigfachſten Vorſchub. Es gibt dorten Landsleute, die es recht eigentlich darauf abgeſehen haben, einen Jeden in's Haus zu locken und drinnen zu behalten, bis er betrunken iſt." — Schon früher hatte man mir wiederholt das Nämliche erzählt.

Ein Nachbar, ein Luzerner, ſagt mir, die Lage der Koloniſten habe ſich gerade in dieſem Jahre merklich gebeſſert, ſo daß die Leute berechtigtermaßen neuen Mut gefaßt hätten.

Ein anderer, der ſich offenbar im Charakter meines Beſuches täuſcht, bittet mich dringend, ich möge ihm aus ſeiner unglücklichen Lage heraushelfen. Die Verwaltung iſt im Begriff, ihm ſeine Konzeſſion zu entziehen und ihm Ländereien anzuweiſen, auf denen es ihm eher möglich ſein würde, ſeinem Gärtnerberuf obzuliegen. Seit den drei Jahren, daß dieſer beſchränkte

Digitized by Google

und ſtarrköpfige Menſch hier iſt, hat er in Folge einer unbegreiflichen Schrulle noch keine Handvoll geſät, trotzdem der Getreidebau hier die einzig richtige Kultur iſt.

Schon letztes Jahr hat ihn die Verwaltung wegen ſeiner Nachläſſigkeit gewarnt, ohne daß ſie damit etwas ausgerichtet hätte. Auf ſein Verlangen hin, ſchaue ich mich des genauern in ſeinem Beſitztum um und finde, daß dasſelbe eines der ſchönſten der ganzen Gegend iſt. Es iſt nur ſpärlich bewaldet, ſo daß man den Pflug ohne alle Vorbereitungen anlegen könnte.

Wie ich dort ankomme, finde ich die Frau im Begriffe, in einem großen offenen Topfe einen Brei zu kochen, den ich wirklich eher für Schweinefutter, als für das Mittageſſen der Familie angeſehen hätte.

Beſagter Faulenzer ſoll während des ganzen erſten Jahres ſeinen Penſionsgehalt bezogen haben, ohne daß er je etwas gearbeitet hätte. Eher für die Kinder als für die Eltern empfinde ich Mitleid, und es gelingt mir, zu bewirken, daß die Austreibung vorläufig aufgeſchoben werde. Ob man jenem Verſprechen nachgekommen iſt, weiß ich nicht; wenn dem auch ſo wäre, ſo iſt es immerhin noch eine Frage, ob der Koloniſt nun wirklich in beſſere Bahnen eingelenkt hat. Kann man es der Verwaltung verargen, wenn ſie oft ſtrenge Maßregeln ergreift? Von größtem Segen müßte hier die Wirkſamkeit eines Geiſtlichen werden, der dieſen Leuten ein aufrichtiger Freund und Ratgeber ſein wollte.

Es treibt mich, einmal allein und zu Fuß einen kleinen Spaziergang durch den Wald zu machen. Welche Fülle und Mannigfaltigkeit zeigt ſich in dieſer Vegetation! Die Flora weißt mehr als 3000 verſchiedene Arten auf. Unter den Bäumen des Hochwaldes nenne ich die Alerce, die eine Höhe von 40 M. erreicht und deren Stamm nicht ſelten einen Umfang von 5 M. hat. Das Holz dieſes Baumrieſen widerſteht der Feuchtigkeit vorzüglich und wird dieſer Eigenſchaft halber mit der Zeit ein wichtiger Ausfuhrartikel werden! Desgleichen erreicht der Roble, eine Buchenart, eine ſehr beträchtliche Größe; es iſt dies der einzige chileniſche Baum, der ſeine Blätter nie verliert. Der Maiten iſt eine Art Trauerweide, deren Zweige ſich zu mächtigen Knäueln zuſammenballen, die oft dicker ſind als der Stamm ſelbſt; der Baum erhält dadurch, ein ſehr eigenartiges Ausſehen. Der Rauli liefert ein ockerrotes Holz, das von den Tiſchlern ſehr geſucht iſt. Der Canelo hat wegen ſeiner weißen Rinde viele Ähnlichkeit mit unſerer Birke. Noch viele andere Bäume, die ich hier aufzuzählen unterlaſſe, zeichnen ſich durchweg durch ungewöhnliche Dimenſionen aus.

Längs der Flüſſe wächſt der Bambus, deſſen Stengel eine Höhe von 10—12 M. erreicht. Ferner trifft man überall die Cypreſſen, Myrten, den wilden Laurus und die baumähnliche Fuchſia. Weder die Blumen noch irgend welche Pflanzen haben hier einen Wohlgeruch. Es

Digitized by Google

fällt einem dies ebenso sehr auf, wie die Tatsache, daß man in Chile niemals einen Vogel singen hört. Ferner bemerke ich nebenbei, daß man hierzuland nirgends eine Humusschicht antrifft, weil die Bäume fast durchweg ihre Blätter nicht verlieren.

Wie vieles gibt es in diesem Urwald zu bewundern! Es müßte ein unvergleichlicher Genuß sein, einige Tage nach Herzenslust in dieser neuen und interessanten Welt herumzuschweifen.

Wie ich zu meinen Gastfreunden zurückkehre, sprechen mir Frau Burnier und ihre Mutter den wärmsten Dank aus dafür, daß ich durch meinen Besuch ihre Männer wieder einmal in eine lebensfreudigere Stimmung versetzt habe. „Hätten wir doch jemanden, der uns von Zeit zu Zeit die trüben Gedanken zu verscheuchen käme!“ sagen mir diese Frauen.

Bei meinen verschiedenen Zusammenkünften mit diesen Leuten kann ich in der Tat beobachten, daß sich ein jeder in eine enge Welt von melancholischen Gedanken vergraben hat. Ich lasse deshalb nichts unversucht, diesen Schwarzsehern die guten Seiten, die ihr Land hat, vor Augen zu führen und suche sie zu überzeugen, daß sich ihre schwere Arbeit, wenn auch nicht heute schon, so doch gewiß später, reichlich lohnen werde.

Die Kolonie Victoria zählt bei weitem zu viele Einwohner, als daß ich dieselben alle einzeln aufsuchen könnte, bei denjenigen aber, die ich in bedrängter Lage

wußte, habe ich, wenn immer möglich, einen kurzen Halt gemacht.

Im beſondern war es mir noch daran gelegen, die meiſtenteils aus der deutſchen Schweiz ſtammenden Bewohner von Quilciquo zu beſuchen. In Begleitung eines gewiſſen Spörri unternehme ich den längern Ritt nach jenem Bezirke.

Unterwegs treffen wir mit einem Zürcher zuſammen, welcher Heizer einer Dreſchmaſchine iſt. Nebſt dem vielen ſonſtigen Unglück, das ihm ſchon begegnet iſt, hat er während ſeines hieſigen Aufenthaltes bereits mehrere Kinder verloren. Trotz alldem bereut er es nicht, ausgewandert zu ſein; denn ſein Mechanikerberuf verſchafft ihm ein ſehr hübſches Einkommen.

Wir gelangen zu einer Stelle, wo ein Chilene unter freiem Himmel eine Art Despacho eingerichtet hat, indem er auf einem Tiſch eine Auswahl von Liqueurs zum Verkaufe bereit hält. Ich unterhalte mich hier mit einigen Koloniſten, meiſtens St.-Galler, die hergekommen ſind, um einem ihrer Freunde bei der Ernte behülflich zu ſein.

Wie wir unſern Weg fortſetzen, haben wir während längerer Zeit eine Schaar von berittenen jungen Chilenen vor uns, die als Arrieros (Viehtreiber) eine Ochſenherde vor ſich hintreiben. Schon wegen des dichten Staubes, der durch dieſe Reiſegeſellſchaft aufgewirbelt wird, ſuchen wir aus ihrem Bereiche zu kommen und

geben deshalb unſern Pferden die Sporen. Sobald uns jedoch die Chilenen galoppiren ſehen, machen ſie ſich einen Spaß daraus, ihre Reittiere und Ochſen in gleicher Weiſe aus dem ruhigen Marſche aufzujagen, ſo daß wir nun alle bunt durcheinander dahin rennen. Plötzlich ſtürzt einer der Ochſen zu Boden und gleichzeitig auch der unmittelbar dahinter ſich befindende Reiter ſamt ſeinem Tiere. Das Pferd ſpringt ſchon im nächſten Augenblicke wieder auf die Füße und hat während dieſes Zwiſchenſtückes den kleinen Schlingel nie vom Rücken verloren.

An einem Waldſaume ſehen wir eine Reihe großer Feuer flackern. Es iſt dies der Ort, wo die aus der Hauptſtadt kommenden Arbeiter ihr Lager aufgeſchlagen haben. Durch die Anweſenheit dieſer Leute iſt die Gegend für den Reiſenden keine ſonderlich ſichere geworden. So zum Beiſpiel haben dieſe Vagabunden, um den Fremden einen ſchlechten Streich zu ſpielen, einen mächtigen brennenden Holzblock quer über den Weg gelegt, ſo daß mit Leichtigkeit ein gefährlicher Waldbrand entſtehen könnte.

Trotzdem es ſchon ſpät und dunkel geworden iſt, begrüßen wir doch noch einige in dieſer Gegend wohnende Landsleute, Schwyzer und Solothurner. Wir durchreiten alsdann noch verſchiedene Rios und erreichen endlich das Haus meines Führers. Seine 17 und 18 Jahre alten Söhne kommen uns zu Pferde entgegen, ſie bemei-

ſtern ihre Reittiere bereits mit der Geſchicklichkeit eines Vollblutchilenen. Am meiſten aber bin ich überraſcht, als ich die beiden Brüder unter einander ſpaniſch reden höre, denn in der Tat, ich hätte nicht geglaubt, daß drei Jahre allein ſchon einen ſolchen Einfluß ausüben könnten!

Die in dieſem Landſtrich liegenden Niederlaſſungen zeichnen ſich vor den übrigen ſehr günſtig aus, ſo auch ganz beſonders diejenige meines Gaſtwirtes.

Der meiſtenteils unbewaldete Boden kann ohne große Mühe urbar gemacht werden und gibt, da er durch die benachbarten großen Wälder ſtets in richtigem Maße feucht gehalten wird, eine ganz vorzügliche Ernte. Als Viehfutter werden mit Vorliebe die Luzerne und Eſpar-ſette angebaut; ſie erreichen eine nach unſern Begriffen ganz erſtaunliche Höhe. Das Gemüſe, wie Kohl, Bohnen u. ſ. f., wächſt beinahe ohne Pflege. Ferner hat dieſer Diſtrikt den Vorteil, daß die Diſtel nur ſehr ſpärlich vorkommt, weshalb denn auch der Boden um vieles leichter urbar gemacht werden kann.

Die höher und ſtufenartig über dem Rio Traiguen gelegenen Anſiedlungen haben wie diejenigen von Quino den Nachteil, daß ſie in Folge des Mangels an Wäldern unter der Trockenheit zu leiden pflegen. Dennoch lobt mir ein aus dem Aargau gebürtiger Koloniſt, namens Berner, die Qualität des Bodens.

Fürderhin will ich nun den Leſer nicht mehr ermüden

durch die Aufzählung der vielen Unſrigen, die ich beſucht habe. Da ſie ſich zu Hunderten hier niedergelaſſen haben, wäre es mir unmöglich, einen jeden in ſeiner Wohnung aufzuſuchen, ohne dabei verſchiedene Wochen opfern zu müſſen. Ich veranſtaltete daher wiederum eine allgemeine Schlußverſammlung, die in Victoria ſtattfinden ſollte. Herr Hasler aus Baſel, der Unterdirektor der Kolonie, ließ mehrere Boten nach den verſchiedenen Diſtrikten abgehen, um alle Schweizer, und insbeſonders diejenigen Eltern, welche ihre Kinder taufen laſſen möchten, von meiner Anweſenheit zu unterrichten.

Man wird es begreifen, daß die diesmalige Verſammlung ungemein zahlreich beſucht wurde, denn ein ſolches Rendez-vous war für dieſe an ein ſo einförmiges Leben gewöhnten Koloniſten eine doppelt angenehme Abwechslung. Ich hatte wiederholt die Taufe und die Konfirmation vorzunehmen und hielt ferner einen Abendmahlsdienſt. Auf all' den ſonſt ſo trüben Geſichtern zeigte ſich nun wieder einmal ein geſunder Lebensmut, und da ich erkennen konnte, daß dieſe Wandelung wirklich durch meinen Beſuch hervorgerufen worden iſt, empfand ich mehr denn je eine freudige Genugtuung darüber, meine Reiſe überhaupt unternommen zu haben. Auch bereute ich es von Herzen, daß mir die Zeit dazu fehlte, um meinen Aufenthalt etwas zu verlängern. Als wir von einander Abſchied nahmen, zeigte ſich hier und dort eine Träne. Gott möge dieſe lieben Leute in ſeine Hut nehmen und

ihnen den Mut verleihen, dessen sie zur Erfüllung ihrer schweren Lebensaufgabe nötig haben!

Welchen Gesammteindruck hat nun mein Besuch in dieser Kolonie auf mich gemacht?

Victoria ist in mancher Hinsicht verschieden von den Niederlassungen, die ich bisher besucht habe. Neben den außergewöhnlichen Schwierigkeiten, mit denen hier der Kolonist zu kämpfen hat, bietet sie ebenso große Vorteile, so daß sie dennoch als die vorzüglichste aller Kolonien betrachtet werden darf. Allerdings ist sie zu einem bedeutenden Bruchteil mit beinahe undurchdringbarem Wald bedeckt, so daß die Gegend vielerorts dem Bewohner wie ein düsteres Gefängnis erscheinen muß. Aber gerade in diesem Umstand liegt die sichere Gewähr für eine gute Zukunft. In allen den unbewaldeten Gegenden leiden nämlich die Ernten stets unter der Trockenheit; wenn sie auch öfter nicht völlig zu Grunde gerichtet werden, so darf man doch nie mit Sicherheit auf dieselben zählen. Aus dem gleichen Grunde ist dort die Wiesenkultur und somit auch die Viehzucht geradezu unmöglich gemacht.

In Victoria dagegen begünstigen der Waldreichtum, die häufigen Regen und die gleichförmige Temperatur den Wiesenbau ungemein. Nach der Ansicht erfahrener Leute ist dies ein Vorteil, der alle jene Schattenseiten aufwiegt. Gewiß mit gutem Erfolg würden hier Molkereien errichtet werden. Auch ist es sehr wohl möglich,

Digitized by Google

daß man in Victoria dazu kommen wird, Heu nach den übrigen Landesteilen auszuführen, denn die Luzerne, die Esparsette und der Klee geben eine ganz erstaunenswerte Ernte. Desgleichen lassen weder das Getreide noch das Gemüse etwas zu wünschen übrig. Eine Eisenbahn, das einzige, was noch fehlt, soll innerhalb zwei Jahren erbaut werden, wodurch gewiß die ganze Kolonie einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. Ferner dürfte die Ausbeute der Wälder einen beträchtlichen Handel in's Leben rufen.

Es sind somit genügende Gründe vorhanden, um derentwillen der Kolonist neuen Mut zu seiner Arbeit fassen kann. Ich habe mich stets bemüht, den Leuten über die jetzigen Schwierigkeiten hinweg die Aussicht auf eine schönere Zukunft zu öffnen.

Die Kolonie Ercilla.

Diese Kolonie trug früher nach ihrem Hauptfluß den Namen Huequem, die jetzige Benennung verdankt sie dem berühmten indianischen Dichter Ercilla.

Nachdem wir Victoria verlassen haben, dringen wir in die dichten Wälder von Dulmo ein und begrüßen dort im Vorbeigehen die Kolonisten. Es befinden sich unter denselben drei Schwestern aus dem Aargau, die trotzdem sie hier ihre Eltern verloren haben, dennoch die Bebauung ihres Bodens fortbetreiben.

Die anstoßende große Ebene ist vorderhand noch mit Buschwerk überwachsen und wird später für Neuankom-

mende in Konzeſſionen eingeteilt werden. Auf unſerm Weg liegen oftmals zerbrochene Räder, die in den tiefen Wegfurchen geborſten, oder durch die Hitze zerſprungen ſind, denn trotz ihrer Dicke bieten dieſe Holzräder keinen feſten Widerſtand.

Wir begegnen häufig Fuhrwerken aller Art, deren Geräuſch das einzige iſt, was die tiefe Stille dieſer Gegenden unterbricht. Gerade weil ſich hier noch keine menſchlichen Anſiedlungen vorfinden, iſt die Tierwelt eine um ſo belebtere; wir ſehen zahlreiche Chucaos (Amſeln), Papageien mit glänzend grünem Gefieder, Schreier, u. ſ. f.

Wie leicht könnte man ſich in einem ſolchen Walde verirren, denn da kann die Richtung bloß erraten werden! Menſchliche Wohnungen finden ſich weit und breit keine, die Fahrſpuren der Wagen verlieren ſich vorwegs oder kreuzen ſich nach allen Himmelsrichtungen.

Nach einem Galopp von einer tüchtigen Stunde entdecken wir eine weite, mit Weizen bepflanzte Lichtung. Auf der rechten Seite derſelben liegt eine Häuſergruppe. Wir haben noch kaum die eine Türe erreicht, als uns die Hausfrau, eine Walliſerin, entgegen eilt. „Sie ſind wohl der Herr Pfarrer, den wir erwarten?“ ruft ſie mir zu. „Recht, daß Sie kommen; ich habe Ihnen manches zu erzählen!“ — Nun muß ich eine Klage nach der andern anhören; und was für welche?! Am meiſten iſt dieſe Frau darüber ungehalten, daß ſie keinen Han-

del treiben darf. „Was wollen Sie denn verkaufen?“ frage ich sie. — „Ja nun, alles was verlangt wird!“ — „O, ich verstehe Sie nur zu gut! Es wird sich um Wein und Schnaps handeln, nicht wahr? Sie kennen jedenfalls hierüber meine Ansicht nicht. Wenn ich auch nur den geringsten Einfluß hätte, so würde ich die leichte Geldbuße, die über die Fehlenden verhängt ist, auf mindestens 500 Franken erhöhen, im Wiederholungsfalle würde ich ihnen sogar die Konzession entziehen — das ist meine Meinung!“ — Doch sie sind unverbesserlich, unsere Leute!

Ein gewisser Spieß aus St. Gallen, dessen Wohnung hart am Wege liegt, gesellt sich zu uns, und während ich die Landsleute in der Nachbarschaft besuche, eilt er, diejenigen in Ercilla von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Ein Bretone, dessen Frau auch hier noch ihre Landestracht, den kurzen Rock und die weiße Haube trägt, führt mich auf einem Fußweg querfeldein zur Familie Cruchet aus Pailly, Waadt. Letztere hat das Unglück, ihren Ernährer arbeitsunfähig zu sehen: Vater Cruchet wurde beim Holzfällen von einem niederstürzenden Aste derart getroffen, daß er ein Bein brach.

Da seine Kinder noch unerwachsen sind, hat ihn die Verwaltung bevollmächtigt, seinen Boden auf ihre Rechnung durch chilenische Nachbarn bebauen zu lassen. Ich ermahne diese Leute, ihre unglückliche Lage mutig zu

Digitized by Google

ertragen, damit sie nicht ihrer schönen Konzession verlustig gehen würden.

Zu meiner großen Freude treffe ich in besagtem Hause einen jungen Mann an, dessen Eltern in meiner Pfarrgemeinde wohnen; ich hatte bereits gefürchtet, ihm die Grüße aus der Heimat nicht überbringen zu können. Es macht ihm Freude, mir als Führer zu dienen und ich nehme seinen Dienst um so lieber an, als er jeden Winkel in der Umgegend kennen will.

Auf der andern Seite des Waldes liegen in einem weiten Talkessel die Niederlassungen einiger Freiburger und Waadtländer Familien. Eine tätige Frau (Valette aus Chardonne, Waadt) hat bei der Ankunft ihren Gatten verloren, fährt aber, schon ihrer fünf Kinder willen, mutig fort, die schwere Aufgabe einer Kolonistin zu erfüllen. „Am meisten fehlt uns hier," so sagt sie, „der Trost, den uns die Religion spenden könnte." Ein wenig abseits, liegt die bescheidene Hütte ihres Schwiegersohns Roffat aus Bonvillars. Dieser junge, arbeitslustige Mann leidet schon seit einiger Zeit an der Ruhr, einer Krankheit, die alle Neuankommenden zu befallen pflegt.

Ein Freiburger, namens Bovet, hat, wie auch seine Frau, derart Heimweh, daß er es bitter bereut, ausgewandert zu sein. „Wie kann man nur ein solcher Narr sein, wenn man es daheim gut genug hat!" sagt er mir in seiner kernigen Sprache.

Das einsame Leben voll hartnäckiger Arbeit ruft oft eine geistige und körperliche Erschlaffung hervor, der nicht alle mit derselben Standhaftigkeit zu trotzen wissen.

Der Nachbar Viande, ebenfalls ein Freiburger, ist vor allem stolz auf seinen mächtigen Getreidehaufen, den er so eben geerntet hat. Er erzählt mir von seinem Schwiegersohn und seiner Tochter, die vor einem Jahre ermordet worden sind; die Unglücklichen sollen gleichfalls Despacho-Wirte gewesen sein.

Auf dem Wege treffen wir mit einem Waadtländer zusammen, der mit einem Ochsenfuhrwerk über Land fährt. Er will mir weiß machen, er hätte sein Gut aus freien Stücken verlassen, währenddem ihm dasselbe in Tat und Wahrheit auf obrigkeitlichen Befehl hin entzogen worden ist. Er bittet mich, ich möge doch bei seinen Leuten ein Wort für ihn einlegen, damit sie ihn zurückkommen ließen. Dazu habe ich nun wahrhaftig keine sonderliche Lust.

Die Hitze ist heute wiederum ganz erstickend und macht einem das Reisen ungemein sauer.

Bevor wir unser Ziel erreichen, kommen wir in eine mit gelblichem Gras bedeckte Ebene, in der sich von Zeit zu Zeit dickstämmige Robles (Eichen) erheben. Endlich sehen wir im Hintergrund der Landschaft die dunkeln Umrisse einiger Häuser.

Die Stadt Ercilla ist erst im Werden begriffen, trotzdem besitzt sie schon ein hübsches Aussehen, das ihr be-

Digitized by Google

reits einen guten Namen verſchafft hat. Ich kann nicht herausfinden, woran es liegt, daß einem dieſer Ort mehr als alle andern anſpricht. Wenn ich mich in Chile niederlaſſen wollte, würde mir die Wahl keinen Augenblick ſchwer fallen, ich wählte mir Ercilla als Wohnſtätte.

In der Mitte des Ortes iſt ein großer viereckiger Raum leergelaſſen worden, welcher der ſpätere Centralplatz der Stadt werden ſoll. Hier und dort erheben ſich auf demſelben noch mächtige Baumſtämme als letzte Überreſte des ehemaligen Waldes. Um dieſen Platz herum liegen die zum Teil noch unvollendeten Wohnhäuſer. Ich nenne hier als das nächſtliegende dasjenige des Herrn Fellay aus dem Wallis, und des Belgiers, Herrn Moorgat. Zur Rechten ſteht das Baugerüſte der zukünftigen Wohnung des Herrn Drouilly, des Generaldirektors der Kolonien. Auf der andern Seite, etwas mehr nach hinten, befindet ſich das hübſche „Hotel Suiſſe", deſſen Beſitzer ein gewiſſer Herr Wüllſchleger iſt. Es trägt ein Schild mit dem eidgenöſſiſchen Kreuz, ſpäter ſoll dasſelbe Bahnhofreſtauration werden.

Ein St. Galler zeigt mir ſein kleines Heim. Es iſt ein Holzbau mit Adobeswänden, der nebſt dem Erdgeſchoß noch einen erſten Stock mit verſchiedenen Zimmern hat. Der Beſitzer glaubt den Preis desſelben auf 10,000 chileniſche Franken ſchätzen zu dürfen; in Anbe-

Digitized by Google

tracht der Billigkeit des Baumaterials halte ich jedoch diesen Ansatz entschieden für zu hoch.

Ich kehre bei Herrn Fellay ein und werde dort um so herzlicher empfangen, als derselbe früher in Lausanne gewohnt hat, und ich ihm Nachrichten von manchen seiner dortigen Bekannten bringen konnte. Das Haus grenzt mit der einen Seite an den öffentlichen Platz, mit der andern an die Hauptstraße und hat somit eine sehr günstige Lage. Schon nach wenigen Jahren wird der Wert einer solchen Liegenschaft um vieles gestiegen sein. In jedem neuen Lande ist der Häuserbau eine sehr gewinnbringende Kapitalanlage, und wer über Gelder verfügt, versäumt darum nicht, Bauten für den Verkauf aufführen zu lassen.

Herr Fellay führt mich nun zu unsern Landsleuten und zwar in erster Linie zu Herrn Wüllschleger; dann zu einigen deutschschweizerischen Familien, und schließlich zum Dolmetscher der Kolonie, Salvi aus Genf. Von dort weg gehen wir zusammen zur Familie Moorgat, um die beiden Kinder des Freiburgers Bovey aufzusuchen, welcher vor zwei Jahren gleichzeitig mit seinem Freunde Bioley ermordet worden ist. Diese beiden allgemein beliebten und geachteten Männer waren als Mechaniker und Heizer im Geschäfte des Herrn Moorgat angestellt. Als sie sich eines Tags zur Arbeit begeben wollten, kamen vier Chilenen auf sie zugeritten, warfen den Lazzo nach ihnen aus und schleiften sie zu

Tode. Vor Gericht ſoll der eine der Mörder den denkwürdigen Ausſpruch getan haben, er hätte geglaubt, wohl daran zu tun, indem er einen Gringo (Fremden) umbringe. Dieſe unheimliche Geſchichte zeigt, wie weit ſich die Chilenen im Haſſe gegen die Koloniſten hinreißen laſſen. Da die Familie Bovey zu arm iſt, um die beiden Waiſen in die Heimat zurücknehmen zu können, iſt ihnen dadurch ein großer Dienſt erwieſen, daß der Principal des verſtorbenen Vaters die Erziehung der Kinder übernommen hat.

Mit Freuden erfülle ich nun den Wunſch der Großeltern, die beiden Enkel aufzuſuchen. Der zwölfjährige Knabe ſoll nächſtens bei einem Mechaniker in die Lehre treten, das ſechzehnjährige Mädchen wird ſich bald ſelbſt forthelfen können. Bei beiden fällt es mir auf, daß ſie ſich kaum mehr an die Schweiz zurück erinnern.

Die Ebene von Ercilla liegt am Fuße einer Bergkette, an deren Abhang die Kolonie Schwarzberg gegründet worden iſt. Dieſe letztere iſt ohne Widerrede die reizendſte Gegend des ganzen Landes, man kann ſie eine kleine Schweiz nennen. Sie zeichnet ſich insbeſondere durch ihren Waſſerreichtum aus. Unzählige Bäche ſtürzen hernieder und bilden von Zeit zu Zeit ſchäumende Waſſerfälle. Die Weiden von Schwarzberg ſind in ganz Chile durch ihre Fruchtbarkeit rühmlichſt bekannt. Sowohl die Milch als die Butter ſind ſehr geſchätzt. Alle Konzeſſionen ſind hier reichlich mit Apfelbäumen

bepflanzt, die von ganz fabelhafter Ergibigkeit sind. Auch hier wird ein vielgeschätzter Most bereitet. Die Schwarzberger Kolonisten stammen sämtlich aus der deutschen Schweiz. Sie sind in der Tat mit Recht stolz auf ihre blühende Niederlassung.

Da unsere Landsleute in Ercilla zerstreut, teils in der Ortschaft, teils auf dem Lande wohnen, beschlossen wir, eine allgemeine Versammlung zusammen zu rufen, damit wir alle möglichst lange bei einander sein könnten. Es wurden alsbald nach allen Richtungen Boten abgesandt, die sich ihres Auftrages so gut entledigten, daß zur ausgemachten Stunde fast alle Kolonisten anwesend waren. Ein großer Saal, der uns von einem St. Galler zur Verfügung gestellt worden war, füllte sich in kurzer Zeit an. In ihren sonstigen Versammlungen pflegen die Schweizer in Chile unter sich spanisch zu reden; hier verkehrten wir abwechselnd auf deutsch und französisch miteinander.

Noch keine Zusammenkunft hat mir ein so großes Vergnügen bereitet, als gerade diejenige in Ercilla. Welch' ein festes Band ist doch die Vaterlandsliebe! Wir waren Appenzeller, Thurgauer, St. Galler, Freiburger, Genfer und Waadtländer; aber nichtsdestoweniger fühlten wir uns als Söhne eines Stammes. Wie wir uns trennen, danken sie mir herzlichst für die große Freude, die ich ihnen durch meinen Besuch verursacht habe, und ich fühle es, daß ihre Dankbarkeit gewiß ebenso auf-

richtig ist wie ihre Freude. Sie alle wünschen, ich möge doch in der Heimat den Ihrigen erzählen, was ich hier gesehen habe. In der Tat halte ich es für den natürlichen Abschluß meiner Reise, wenn ich mich nun in der Schweiz dieses Auftrages entledige.

Ein Mann gesetzten Alters frägt mich um Rat in einem „schwierigen Falle," wie er sagt. Zwei Chilenen wünschen sich mit seinen beiden Töchtern zu verheiraten; die eine derselben ist fünfzehn, die andere vierzehn Jahre alt. Nach chilenischen Gesetzen darf ein Mädchen schon mit dem zwölften Jahre in die Ehe treten. Der Vater ist durch jene Anfrage in die größte Verlegenheit geraten; denn er fürchtet die Folgen einer abschlägigen Antwort. Als ich selbst die beiden Kinder sah, die ich höchstens für zehn- und zwölfjährig geschätzt hätte, habe ich nicht gezögert, den Kolonisten energisch an seine Vaterpflicht zu erinnern.

Es ist in Ercilla der Versuch gemacht worden, eine Schule in's Leben zu rufen; aber dabei blieb es auch. Soviel steht nun fest, daß der Schulbesuch für Mädchen eine Unmöglichkeit ist, sobald die Eltern nicht in unmittelbarer Nähe einer Stadt wohnen.

Wir werden von einer Feuersbrunst benachrichtigt, die wenig entfernt von hier den Ernteertrag eines Wallisers zu vernichten droht. Die armen Leute werden den schweren Schlag allerdings binnen zwei Jahren wieder verschmerzt haben; aber zwischendrin liegt ein Jahr, das

Digitized by Google

reich iſt an großen Entbehrungen. Hinter dem Walde ſteigt eine dichte Rauchwolke auf, welche es erraten läßt, daß der Brand ſchon eine beträchtliche Ausdehnung erreicht hat. Wenn ſich noch unglücklicherweiſe ein Wind erheben ſollte, ſo wäre ſicherlich der ganze Wald verloren.

Da ſich die Konzeſſion des Herrn Fellay in unmittelbarer Nähe der Stadt befindet, wird ſich ihr Wert binnen weniger Jahre verzehnfachen, zumal dann, wenn ſich der Beſitzer dazu entſchließt, das Areal in Bauplätze zu zerſtückeln. Schon heute zählt dieſer Koloniſt zu den hervorragendſten Männern des Ortes. Schneider von Beruf, hält er in Colli-Pulli bereits ein Tuchwaarenmagazin und wird nächſtens auch in Ercilla ein ſolches eröffnen. Daß er ſich in kurzer Zeit ein Vermögen ſchaffen wird, ſteht außer allem Zweifel.

Auch Ercilla wird bald eine Eiſenbahn erhalten; der Damm hiefür iſt bereits aufgeworfen. Schon in kurzer Zeit wird man inmitten dieſer weiten Wälder den Pfiff der Lokomotive hören. Die Eröffnung des Schienenweges wird jedoch bedeutend verzögert durch den langwierigen Bau der Colli-Pulli Brücke, die erſt nach zwei Jahren fertig geſtellt werden kann. Es iſt mir leider unmöglich, meine Reiſe bis dorthin auszudehnen, die bereits begonnenen Arbeiten ſollen ſehr ſehenswert ſein.

Auch an Ercilla denke ich ſtets mit großem Intereſſe zurück. Es zeigen ſich zwar auch dort unleugbare Schat-

Digitized by Google

tenſeiten; denn ich habe vielfach ſittliches und materielles Elend angetroffen. Mehr als anderswo kamen mir wirklich begründete Klagen zu Ohren, iſt doch die Lage vieler der Unſrigen in keiner Weiſe beneidenswert. Indes habe ich die feſte Überzeugung, daß ſich die Kolonie je länger je mehr die günſtigen Verhältniſſe zu Nutzen machen wird, die ihr tatſächlich zu Gebote ſtehen.

„Hätten wir doch Jemand, der unſere Moral etwas zu heben im Stande wäre!“ ſagte mir einer unſerer Landsleute. „Wollten Sie nicht in unſerer Mitte bleiben?“ — Fürwahr, ich würde es mit Freuden tun!

Die Kolonie Dulmo.

Von Ercilla führt uns unſer Weg dem Eiſenbahnkörper entlang nach dem Heim eines Walliſers, welcher nebſt Koloniſt zugleich noch Gaſtwirt iſt. Ich ſuche ihn vergebens zu überzeugen, daß ihm der letzgenannte Beruf viele Unannehmlichkeiten, ja ſogar Gefahren bringen könne.

Bei dieſer Gelegenheit ſchiebe ich die Bemerkung ein, daß der Bierconſum in Chile ein ganz erſtaunlich großer iſt, ſo daß die Bierbrauereien, welche man in beinahe allen Städten antrifft, durchweg gute Geſchäfte machen ſollen. Das berühmteſte Etabliſſement dieſer Art iſt

dasjenige eines Herrn Anwandter in Valdivia. Auch einige unserer Landsleute haben sich auf's Brauen gelegt, so zum Beispiel ein gewisser Herr Gubler, dessen Bier einen sehr guten Namen hat.

Wir befinden uns während längerer Zeit in einem Walde, dessen mächtige Äste vielerorts kunstvoll verschlungene Wölbungen bilden, die sich den Anschein geben, als ob sie von Menschenhänden zusammen gefügt wären. Von den dicken Baumstämmen hängen üppige Ketten von Schmarotzerpflanzen herunter, die viel Ähnlichkeit mit unseren Fuchsia haben.

Ganz unerwartet gelangen wir mitten in einen brennenden Wald hinein. Da sich der Wind gelegt hat, ist nun die Feuersbrunst eingeschläfert. Wir hören jetzt nur noch das leichte Knistern der klaffenden Baumrinde und der abbrechenden Zweige und daneben das Brausen der vom Brande erregten Luft. Wir haben unsere guten Gründe, in beschleunigtem Galopp unter diesen brennenden Bäumen hinweg zu jagen.

Wie wir den tiefen Rio Dulmo durchreiten, halten wir es für gut, unsere Beine über dem Sattel zu verschränken. Die ganze Gegend soll sich in letzter Zeit derart verändert haben, daß sich meine Führer gar nicht mehr auskennen. Nach langem Umherirren kommen wir zu einem gewissen Hofer, einem jungen Berner, auf dessen Gut man eine Mühle erbaut. Die Kanäle sind

bereits gegraben, und das Unternehmen wird dadurch begünstigt, daß zu jeder Jahreszeit Wasser in Fülle vorhanden ist.

Der nächste Kolonist, den wir antreffen, ist ein gewisser Weber aus Burgdorf. „Wir haben Sie schon langeher erwartet," sagt mir mein Landsmann. Ich vernehme, daß ich einige Kinder zu taufen habe; die kleine Feier soll morgen stattfinden.

Mehrere Kinder der zahlreichen Familie Weber sind bereits erwachsen, ein Umstand, der dem Vater eine sehr ausgedehnte Konzession eingetragen hat. Als mich die beiden ältesten Söhne, zwei kernige Bursche, auf dem Gute herumführen, erzählen sie mir, welch' eine große Freude sie an ihrem hiesigen Leben hätten. „Nun gut, da werden Sie also um so früher unsere Schweiz vergessen haben," sage ich zu ihnen in scherzhaftem Ton. — „Nie und nimmer," antworten sie, „dessen dürfen Sie versichert sein!" — Trotz alledem, fürchte ich, meine Prophezeiung werde sich über kurz oder lang erfüllen.

Von ungefähr treffen wir auf die Niederlassung des Kolonisten Crot, eines Waadtländers. Im Hause drinnen wird soeben bei den Klängen einer Harmonika ein „Trilla-Ball" abgehalten; sobald aber die Leuten unsere Ankunft erfahren, eilen sie heraus und empfangen uns mit größter Freude und Herzlichkeit.

Zum Willkomm haben wir einen tüchtigen Schluck zu

tun von dem Getränke, das auf diesen Anlaß hin gebraut worden ist. Entgegen unseren Bitten wird das kleine Fest nicht weiter geführt. Ein gewisser Herr Carmine ladet mich zu sich ein. Dieser intelligente, jugendfrische Mann war in Lausanne während vier Jahren als Schreiber bei einem Notar beschäftigt, bis es ihm plötzlich eingefallen ist, in Chile sein Glück zu versuchen. Ich kann nicht anders, als in solchem Vorgehen dieses begabten Mannes eine bedauernswerte Verirrung zu sehen. Ich dringe in ihn, er möge doch die schönen Talente, über die er verfügt, nicht solchermaßen an die einförmige und rohe Beschäftigung des Kolonisten vergeuden. Er gesteht mir denn auch ein, daß die ununterbrochene Händearbeit und der stete Kampf mit den bloß materiellen Umständen in der Tat nicht die Lebensaufgabe sei, für die er sich vorbereitet habe; seine Gedanken schweiften deßhalb gar oft in die Vergangenheit zurück. Ich lasse nichts unversucht, ihn aus einer Lebensbahn hinauszulenken, die nun einmal nicht für ihn gezogen ist.

Seine geistige Überlegenheit gegenüber seiner Umgebung ist eine so offenkundige, daß er in jeder Beziehung die erste Stelle einnimmt. Wie durch ein stillschweigendes Übereinkommen ist er der endgültige Schiedsrichter in allen Zwistigkeiten, der Ratgeber in allen schwierigen Lagen und vor allem der Wortführer der ganzen Kolonie, der besser als jeder andere ihre Interesse gegen

Außen zu wahren weiß. Die Leute hier haben guten Grund, stolz auf ihn zu sein.

Die Kolonie Dulmo ist ein wahres Kleinod. Sie liegt am Fuße einer Bergkette und ist von drei Seiten durch Flüsse eingeschlossen; auf diese Weise bildet sie eine Art Festung, in welche man gar nicht leicht eindringen kann. Das ganze Gebiet umfaßt kaum 400 Hektaren und ist von höchst abwechselnder Bodenbeschaffenheit, ununterbrochen folgen kleinere Hügel und Täler auf einander, ein landschaftlicher Charakter, dem die Kolonie den Beinamen „Kleine Schweiz" verdankt.

In diesem, von Großgrundbesitzern so vielfach begehrten Landstrich, sollte nach der Absicht des Koloniedirektors eine Mustermilchwirtschaft betrieben werden. Die sechs oder sieben Konzessionen, in welche die kleine Kolonie abgeteilt ist, wurden an Schweizerkolonisten vergeben, die sich sämtlich als Käser angemeldet hatten. Ein Freiburger führte die Leitung des Unternehmens, an dem auch die übrigen Kolonisten zu gleichen Teilen interessirt waren. Es wurden der Gesellschaft die bestausgelesenen Kühe zur Verfügung gestellt, und in jeder Hinsicht schien der Erfolg gesichert zu sein. Kaum waren indes circa 125 „Greyerzer Käse" gemacht worden, als die Sache in's Stocken geriet. Der Käsereidirektor machte sich aus dem Staube und nahm sämtliche Geräte mit sich. Die Kolonieverwaltung war darauf hin zu enttäuscht, als daß sie an ihrem Plan hätte festhalten

mögen und entzog in der Folge den hiesigen Kolonisten die ihnen erteilten Privilegien.

Seither hat man einen Versuch gemacht mit einer Ziegel- und Backsteinbrennerei, welcher nun ein junger Girardet aus Prilly (Waadt) vorsteht. Auch mit dieser Industrie sind bis jetzt noch keine ermutigenden Resultate erzielt worden. Ich weiß nicht, ist die Fabrikeinrichtung ungenügend, oder hat es Mangel an tüchtigen Arbeitern. Tatsache ist, daß das Unternehmen nicht in Fluß kommen will. An Lehmerde, und zwar an ausgezeichneter, mangelt es nicht; auch ist deren Herbeischaffung mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden. Da auch das nötige Wasser stets in genügender Menge vorhanden ist, so sind somit die Hauptbedingungen für das Gedeihen der Industrie erfüllt. Es muß nun allerdings bemerkt werden, daß durchweg nur die hierzuland gebräuchliche Ziegelform verlangt wird, indes sollte doch dieser Umstand einem tüchtigen Unternehmer kein Hindernis sein! Nach meiner Überzeugung würde diese Industrie, sofern sich ein geschulter Fachmann der Sache annähme, einen ungeahnten Aufschwung erleben.

Wie ich mit Herrn Girardet nach den Lehmgruben gehe, kann ich mich überzeugen, daß die Qualität des Rohmaterials durchaus nichts zu wünschen übrig läßt. Kurzum, ein mit dem nötigen Kapital ausgerüsteter Fachmann fände, zumal als noch keine Concurrenz vorhanden ist, ein höchst ergibiges Arbeitsfeld.

Noch eine dritte Erwerbsquelle könnte in dieser glücklichen Gegend geöffnet werden, nähmlich die Mostbereitung. Das ganze Land, sowohl die Bergabhänge als die Ebene, ist mit Apfelbäumen übersät, die in der Regel eine überaus reiche Lese geben. In Anbetracht, daß der chilenische Most von ausgezeichneter Qualität ist und beim Volke in ganz besonderer Gunst steht, braucht man nicht daran zu zweifeln, daß die Zubereitung dieses Getränkes früher oder später eine vorteilbringende Spezialität von Dulmo werden wird.

Welch großer Reichtum liegt ferner in den stattlichen Wäldern, die ringsum die Berghänge bedecken! Von den ungewöhnlichen Dimensionen der hiesigen Bäume kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß letztes Jahr ein solcher Riese gefällt worden ist, wobei sechs Holzhauer gleichzeitig und ohne sich hinderlich zu sein, gearbeitet haben. Man soll aus demselben nahezu 900 Bretter herausgeschnitten haben, und wenn man das übrigbleibende Geäst hätte zur Kohlenbereitung verwenden wollen, so würde man sicher auch hiemit ein ganz erstaunliches Resultat erzielt haben.

Nach diesen Einzelheiten kann sich der Leser ein Bild machen von den zahlreichen Vorzügen, welche dem gesegneten Dulmo zukommen. Die hiesigen Kolonisten haben wahrlich nicht umsonst ihre neue Heimat lieb gewonnen. Die ganze Gegend erscheint mir gerade wegen ihrer Abgeschlossenheit nach Außen doppelt reizend. Wie

ungemein spärliche Nachrichten diese erhalten, folgt schon daraus, daß sie nun erst durch uns vernehmen, die Cholera sei in Chile eingedrungen. Die letzten Neuigkeiten, die sie vernommen hatten, gehen auf ein volles halbes Jahr zurück, vor welcher Zeit die Cholera noch in Buenos-Ayres wütete. Die Zeitungen, die sich gelegentlich hieher verirren, werden mit einer begreiflichen Spannung gelesen. Ich drücke nochmals den sehnlichen Wunsch aus, die geneigten Leser möchten sich doch hie und da ihrer vereinsamten Freunde in Chile erinnern.

Es macht mir viele Freude, die hübsche Landschaft kreuz und quer zu durchstreifen. Dabei fällt es mir auf, daß die Wohnungen im allgemeinen bei weitem nicht so schmuck dreinsehen, wie man es erwarten möchte. Wer nicht weiß, daß ein Kolonist seine ganze Zeit zu dringenderen Arbeiten verwenden muß, ist in der Tat versucht zu glauben, es fehle hier den Leuten nur an gutem Willen nnd an Arbeitsgeist.

Ferner kommt es einem sehr eigentümlich vor, daß in diesem Distrikt, trotzdem er von nie versiegenden Flüssen durchkreuzt ist, doch stets Mangel an Wasser herrscht, so daß die Kolonisten dasselbe oft weither aus einem Rio zu holen haben, oder sie sehen sich genötigt, tiefe Brunnen zu graben. An diese Arbeit hat sich auch Herr Carmine machen müssen; er versichert mich, sie hätte ihm, zumal er nicht daran gewöhnt sei, gar viele Mühe gekostet.

Die benachbarten Berge pflegen in der Regel ſehr häufigen Regen zu verurſachen; dieſes Jahr indes hat ſich, wie überall, auch hier eine hartnäckige Trockenheit eingeſtellt.

In keiner der anderen Kolonien habe ich die einzelnen Güter durchweg eingefriedigt gefunden; in Dulmo dagegen iſt es der Fall. Doch ſcheint es mir, als ob die üblichen Hecken eigentlich bei weitem nicht den Nutzen gewähren, den man von ihnen erwartet. Ich habe oftmals geſehen, daß das Vieh mit einem einzigen Sprunge ſelbſt über die allerhöchſten Einfriedigungen hinweg geſetzt hat. Überhaupt erſcheint es mir unbegreiflich, daß man die Koloniſten zu einer ſo koſtſpieligen und langwierigen Arbeit anhalten mag, aus der ihnen tatſächlich gar keine Vorteile erwachſen.

Wenn Chile's Klima durchweg ein ausgezeichnetes genannt werden muß, ſo trifft dies hier in beſonders hohem Grade zu. Von einer örtlichen Krankheit kann gar nicht die Rede ſein, wenn man nicht allenfalls den unerſättlichen Appetit als eine ſolche bezeichnen wollte. Tatſache iſt nämlich, daß man beſtändig einen wahren Heißhunger empfindet. Wer mit Magen- oder Verdauungsbeſchwerden überhaupt behaftet iſt, könnte gewiß nirgends eine beſſere Kur machen als gerade in Dulmo. Ich will gleich an dieſer Stelle die Bemerkung machen, daß ich auf meiner ganzen Reiſe in Chile nur einen einzigen kranken Koloniſten angetroffen habe. Alle die Un-

ſerigen, und zumal die Frauen, haben mich verſichert, ſie erfreuten ſich hier einer beſſeren Geſundheit, als dies in der Heimat der Fall geweſen ſei.

Stetsfort hegen unſere Auswanderer die ſtille Hoffnung, die benachbarten Flüſſe möchten möglicherweiſe Gold mit ſich führen. Der eine der Koloniſten bringt mir einige ſorgfältig in Papier eingewickelte Blättchen, die er ihres Glanzes halber für goldhaltig anſieht. Es koſtet mich nicht wenig Mühe, den guten Mann zu überzeugen, daß er ganz gewöhnlichen Glimmer vor ſich habe. Daß der Rio Dulmo, wie übrigens die anderen Flüſſe, auch Gold in kleinern Quantitäten enthält, iſt gewiß gar nicht anzuzweifeln, doch braucht man deshalb noch keineswegs von reichen „Placers“ zu träumen. Anderſeits haben auch die Chilenen ſchon wiederholt die Felſen in dieſer Gegend angebohrt, in der Erwartung, irgendwo ein Goldquarzlager aufzufinden; aber ſie ſahen ſich noch jedesmal getäuſcht. Hoffentlich ſind unſere Auswanderer klug genug, ſich nicht auf die Dauer von derartigen Gedanken beeinfluſſen zu laſſen. Jedenfalls ſagt das ſpaniſche Sprichwort mit vollem Recht: „Wer Gold ſucht, findet Elend.“

Ferner zeigt man mir verſchiedene ſilberne Zieraten, die ſeiner Zeit in der Nähe ausgegraben worden ſind, natürlich hat man auch aus dieſen Dingen ſofort auf zahlreiche vergrabene Schätze geſchloſſen. Wie ich mich ſelbſt nach der Fundſtätte begebe, kann ich weiter nichts

bemerken, als eine Anzahl von kleinern Erderhöhungen, die ein sicheres Zeichen dafür sind, daß wir uns auf einem indianischen Friedhof befinden. Man begreift es wahrlich sehr wohl, daß sich schon in alten Zeiten ein Cacique diese gesegnete Gegend zu seiner Lieblingsresidenz gemacht hat.

Wie gerne würde ich, dem Wunsche unserer jungen Landsleute entsprechend, noch eine Reihe von Tagen hier verweilen, denn in der Umgegend, vor allem im Urwald längs der Bergkette, wäre gewiß noch gar vieles Interessante zu sehen!

Ein Freiburger, namens Saudan, hat seine sämtlichen Nachbarn zu sich eingeladen, damit wir miteinander einen gemütlichen Abend zubrächten. Mit vieler Freude höre ich nun die Leute von ihren mannigfaltigen Plänen, Bestrebungen und Zukunftsträumen erzählen. Im Laufe des Gespräches frage ich Herrn Weber, einen ernsthaften, einsichtigen Mann, wie er dazu gekommen sei, nach Chile überzusiedeln. „Armut hat uns hieher getrieben," sagt er mir. „Wie angestrengt wir auch beide, meine Frau und ich, in der Heimat gearbeitet hatten, brachten wir es doch kaum zu Wege, den Unterhalt für unsere große Familie zu beschaffen. Hier hingegen lohnt sich unsere Arbeit wahrlich zu gut, als daß wir nicht vollauf zufrieden sein müßten. Das eine aber tut uns herzlich leid, daß unseren Kindern absolut kein Schulbesuch möglich ist. Wir versuchen oft, diesem Man-

gel zu Hause einigermaßen nachzuhelfen, aber wenn man ermüdet heimkommt, ist man gewöhnlich nicht mehr dazu aufgelegt, den Lehrer zu machen."

Ein anderer Freiburger, ein gemütlicher Junggeselle, namens Bonvin, sagt mir, es sei ihm von seinem früheren Berufe als Postkonducteur ein unbezwinglicher Hang zum „Herumkutschiren" geblieben, und gerade diese Liebhaberei habe ihn nach Chile gebracht.

Über Frost hat man sich auf dieser Kolonie, da sie sehr hoch gelegen ist, noch mehr als anderorts zu beklagen. Auch ich habe nirgends in Chile die Kälte so empfindlich gefunden, wie in Dulmo; denn, trotzdem wir mitten im Sommer sind, ist die Temperatur eine sehr niedrige.

Gelegentlich unterhalte ich mich mit einem Spanier aus den Nordprovinzen, der eben mit dem Schneiden seines Weizens beschäftigt ist. Weder seine gute Ernte, noch seine vorzügliche Konzession, noch sein Wohlstand überhaupt lassen ihn sein liebes Spanien vergessen. Wie er hört, daß ich in wenigen Wochen durch seine Heimat reisen werde, ergreift er schmerzerfüllt meine Hände und sagt mir unter Tränen, er gebe Hab und Gut darum, wenn er an meiner Stelle sein könnte. Er ist sehr zu bedauern, dieser gute Mann, denn er steht bereits in einem Alter, in dem man besser tut, nicht mehr auszuwandern. Wer nicht zu viel leiden will unter all den Schwierigkeiten, welche die Auswanderung mit sich

bringt, darf notwendigerweise noch nicht die Jugendzeit mit ihrem unverwüstlichen Hoffen und Ringen hinter sich haben.

Die Stunde ist nun gekommen, wo ich meinen Freunden in Dulmo Lebewohl sagen muß. Möge ihnen auch die Zukunft günstig sein! Bis heute ist ihr Loos sicher ein ganz beneidenswertes. Ihre Kolonie darf vermöge der Fruchtbarkeit des Bodens, vermöge des landschaftlichen Reizes und der im Lande herrschenden Sicherheit eine wahre Perle genannt werden. Kein Wunder, daß ich einem der Kleinen, die ich zu taufen hatte, den gewiß noch nie dagewesenen Vornamen Dulmo geben mußte. (Dulmo Girardet aus Prilly, Waadt.)

Eine Verſammlung in Traiguen.

Eine Landsgemeinde unſerer Landsleute.

Das tägliche Leben des Koloniſten iſt, in welchem Lande er ſich auch aufhalten mag, reich an Entbehrungen; Feſte, Verſammlungen, Zerſtreuungen nichts dergleichen erheitert ſeine einförmige Lebensweiſe; Arbeit, nichts als Arbeit iſt und bleibt ſein Loos vom erſten bis zum letzten Tage des Jahres. So lange die Zeit der Einrichtung dauert, vertritt das Drängende und Vielſeitige der Arbeit die Stelle der Zerſtreuung; wenn aber das Schlimmſte vorüber iſt und er ſich ſeiner alltäglichen nnd gleichförmigen Arbeit gegenüber ſieht, dann dünkt ihn die Laſt, die auf ihm liegt, ſehr ſchwer. Im

Hinblick hierauf kam mir der Gedanke, einmal unsere Landsleute in Chile zu versammeln und ihnen die Freude eines Volksfestes zu verschaffen. Die Sache hatte ihre Schwierigkeiten. Ohne von den Entfernungen zu reden, welche für die meisten eine unüberwindliche Schwierigkeit werden konnten, konnte meiner Meinung nach der Umstand, daß man sich mitten in der Ernte befand, Hindernisse verschiedener Art verursachen. Wie fühlte ich mich daher befriedigt, als ich sah, daß man meinen Vorschlag überall mit dem größten Beifall aufnahm. „Ihr Einfall ist prächtig," antwortete man mir allenthalben, „nichts soll uns hindern zu kommen."

Nach Beendigung meiner Reise ließ ich eine Zusammenberufung ergehen. Telegraphisch lud ich auch unsern Konsul ein, sowie auch unsere Freunde aus Concepcion.

Da Traiguen fast den Mittelpunkt bildet, so sollte da die Versammlung stattfinden. — Um der Neugierde der Einheimischen zu entgehen, wählten wir in der Nachbarschaft ein schattiges Plätzchen am Hügel, von wo aus sich uns eine herrliche Aussicht darbot. — Am festgesetzten Tage, einem Sonntage, sah man von allen Seiten die Bewohner der verschiedenen Kolonien auf dem Stadtplatz ankommen. Die von Colli-Pulli und Ercilla, die mehr als 18 Meilen entfernt wohnen, waren schon am Abend vorher eingetroffen. — Die eingeborne Bevölkerung wußte nicht, was solch eine Einwanderung der „gringos" bedeuten solle, welche in langen, ununter-

terbrochenen Zügen zu Pferd und zu Karren ankamen.

Es war eine ſtattliche Verſammlung.

Alle Kolonien waren vertreten. Da war Keiner unſerer Kantone, der nicht eins oder das andere ſeiner Kinder geſchickt hätte.

Als unſere Landsleute auf dem Verſammlungsplatz neben der chileniſchen Fahne auch ein prächtiges Schweizerbanner wehen ſahen, rief der Anblick dieſes nationalen Abzeichens, an welches ſich für jeden Einzelnen ſo viele Erinnerungen knüpften, eine tiefe Bewegung hervor, viele Herzen waren ergriffen, manches Auge füllte ſich mit Tränen.

Der geneigte Leſer kann ſich kaum vorſtellen, wie viel für die Mehrzahl dieſes Feſt im fremden Lande zu bedeuten hatte. Da kam es zu einem lange im Herzen zurückgehaltenen Ausbruch der Freude, die ſich auf allen Geſichtern malte.

Auch die Damen hatten nicht verſäumt, unſerer Einladung Folge zu leiſten. Ihnen bot ja dieſer Tag in noch höherem Maße als den Männern, Gelegenheit, neuen Mut zu faſſen.

Um einem Wunſche der Verſammlung nachzukommen, gab ich einen kurzen Überblick über die verſchiedenen Kolonien und ſchilderte die Eindrücke, welche dieſelben auf mich gemacht. Dann begann eine Beſprechung der allgemeinen Intereſſen unſerer Auswanderer, der verſchiedenen Schwierigkeiten ihrer gegenwärtigen Lage und

Digitized by Google

der Mittel, denselben abzuhelfen: Kein Gottesdienst, kein Religionsunterricht, keine Schulen, keine ordentliche Polizei-Aufsicht, u. s. f. Alle diese Punkte gaben Veranlassung zu den interessantesten Auseinandersetzungen. Solche Gelegenheit bot sich so leicht nicht wieder; warum sie also nicht benutzen?

War dies nicht der geeignete Augenblick für unsere Landsleute, sich zur gegenseitigen Unterstützung zu vereinigen? War Einmütigkeit nicht dringend notwendig, um Schulen, Vereine und dergleichen zu gründen? Warum sollte man sich nicht wie in der Schweiz zu Gemeinden zusammen tun? Auch des Vaterlandes ward nicht vergessen.

Einige schlugen die Einsetzung von Festen und Gesellschaften vor, um die Erinnerung daran in den Herzen der Jugend wach zu erhalten.

Wenn man bedenkt, daß dies das erste Mal war, daß sich unsere Landsleute seit ihrer Ankunft im fremden Lande zusammenfanden, so wird man begreifen, daß eine derartige Besprechung der Dinge einem tiefempfundenen Bedürfnisse entsprach.

Solche Tage wie der heutige vergehen nur zu schnell. Nicht ohne Bewegung nahm man von einander Abschied. Nach unserer Rückkehr in die Stadt drückten mir noch alle die Hand und trugen mir zahlreiche Grüße für die Heimat auf.

So verlief unser kleines Fest in Traiguen, welches

Digitized by Google

nach meiner Überzeugung in aller Herzen die freudigſten Erinnerungen zurückließ.

„Ich meinte in der Schweiz zu ſein,“ ſagte mir dankend ein armer Berner. „Das ſchöne Feſt werde ich ſo leicht nicht vergeſſen.“ „Sie haben uns einen großen Dienſt geleiſtet,“ bemerkt ein St. Galler. „Sie haben uns gezeigt, daß wir uns nötigenfalls vereinigen können. Das Feſt von Traiguen wird einen Markſtein in unſerm Koloniſtenleben bilden.„

Am andern Tage trat ich meine Heimreiſe an.

Schattenseiten.

Nach dem bisher Gesagten könnte die Lage unsrer Landsleute in Chile recht beneidenswert erscheinen, und in gewisser Hinsicht ist sie es auch. Den Verpflichtungen kommt man nach, der Boden ist ausgezeichnet, das Klima herrlich, die Gegend entzückend, der Absatz der Producte gesichert.

Alles das sind fürwahr nicht zu unterschätzende Vorteile. In dieser Hinsicht scheint mir unter den vielen Kolonisationsgebieten, die ich schon kennen gelernt habe, Chile das Empfehlenswerteste zu sein.

Aber bietet nun etwa das Leben der Auswanderer

Digitized by Google

gar keine Schwierigkeiten? Weit gefehlt! Wenn ich vorsichtiger Weise im Laufe der Erzählung die verschiedenen Klagen der Kolonisten mit Stillschweigen übergangen habe, so ist jetzt der geeignete Augenblick, das Bild zu vervollständigen, indem ich die Schattenseiten der dortigen Verhältniße vorführe, wie ich sie aus eigner Anschauung kennen gelernt habe.

Der wunde Punkt aller officiellen Kolonisirung ist die Verwaltung, deren Controlle in der Tat unmöglich ist; die gegenwärtige macht keine Ausnahme von der Regel.

Um den Stand der Dinge verständlich zu machen, will ich nur kurz erwähnen, daß dieses von der chilenischen Regierung unterstützte Unternehmen ein rein zufälliges war. Eines schönen Tages wurde der Kammer ein Projekt vorgelegt, welches angenommen und ausgeführt wurde, ohne daß man es vorher gehörig durchgearbeitet hatte. Die Kolonisten kamen an und nichts war zu ihrem Empfang bereit; hieraus entstand eine Verwirrung, unter deren Folgen man jetzt noch leidet.

Dieses Unternehmen, an dessen Spitze der landwirtschaftliche Verein steht, der sich übrigens nicht viel darum kümmert, ward in die Hände des Commandanten Drouilly gelegt, eines Franzosen von Geburt, der den Süden gut kannte, da er daselbst den letzten Feldzug gegen die Indianer mitgemacht hatte.

Da diese wenig civilisirten Gegenden bei den Be-

Digitized by Google

wohnern des Nordens übel berüchtigt sind, so wagt niemand dort sein Glück zu versuchen und Keiner weiß mithin, wie die Dinge stehen, man begnügt sich mit dem Jahresbericht des Direktors; dieser ist unumschränkter Herrscher und macht alles nach seinem Gutdünken, ohne daß man sich auf seine Entscheidung berufen kann.

Die Mißstände dieser Verwaltungsweise liegen klar am Tage: Nachlässigkeit, Mißbrauch der Gewalt, Rechtsverweigerung, Günstlingswirtschaft, Bestechung, all das findet man, ohne daß man der Lage der Dinge aufhelfen könnte. Hierzu einen schlagenden Beweis:

Als Herr S., welcher mit mir an Bord des Cotopari reiste, sich auf dem Amte meldete, um sein Niederlassungsrecht auszuwirken, empfing er folgenden Bescheid: „Wir haben schon genug von der Sorte," warf der Direktor hin. „Doch warten Sie, ich will ihnen ein Freibillet bis Santiago geben, aber dann lassen Sie mich in Ruhe." Was soll man von solchem Empfang eines Auswanderers denken, der im guten Glauben, auf einen Vertrag, gestützt, ankommt?

Dergleichen Beispiele könnte ich noch viele anführen, der erste Eindruck, den ein Fremder macht, entscheidet über seine Zukunft.

Daß dieser Umstand etwas entwürdigendes für einen Fremden ist, liegt auf der Hand. Aber giebt's denn in Chile keine Gerichtsbarkeit, wird man einwenden? Die

Koloniſten haben keine Civilbehörden, ſie bilden einen kleinen Staat im Staate unter der Regierung des Generaldirektors. Wenn man übrigens eine Klage an einen höheren Beamten, z. B. an einen Miniſter einreicht, ſo würde dieſer doch die Klage an den Direktor der Kolonie zur Vorunterſuchung zurückſenden und was daraus folgt, kann man ſich leicht vorſtellen. — Geſetzt den Fall, daß der Kläger ſeinen Schritt nicht bereut und ſeine Klage zurückzieht, ſo giebts in Chile wohlgemerkt eine alles beherrſchende und unterdrückende Macht, die Trägheit. „Maniana," morgen, antwortet man einfach und wälzt ſich damit die Sache vom Halſe. Sicherlich iſts ein großer Fehler in der Verwaltung, einem Manne alle Gewalt in die Hand zu geben, denn der Werth des Individuums iſt maßgebend für den Werth der Verwaltung. Iſt einer der Beamten ein gewiſſenloſer Menſch (und es giebt deren genug), was für Mißbräuche können da vorkommen? So wird der Ausſpruch eines unſerer Landsleute begreiflich: „Wir fühlen uns dann erſt wohl, wenn wir nichts mehr mit der Verwaltung zu thun haben."

Häufiger habe ich im Laufe meiner Erzählung von nachläſſiger und fehlerhafter Verwaltung geſprochen; hier einige Beiſpiele.

Zunächſt handelt es ſich bei der Einrichtung einer Kolonie darum, den Boden genau abzumeſſen, bevor man ihn den Eingewanderten ausliefert. Gut, ſollte man's

nun für möglich halten? In Chile ist mit wenigen Ausnahmen das Terrain nirgends bestimmt abgegrenzt. So z. B. sind in Quechereguas, dem ersten Ansiedlungsplatze, auf hundert und einige Grundstücken, aus welchen die Kolonie besteht, nur dreißig genau abgemessen. Die von zwei Jahren her und darunter kommen gar nicht in Betracht.

Klagen um Klagen wurden eingereicht, aber immer ohne Erfolg. Um so schnell als möglich sich seiner Aufgabe zu entledigen, markirt der Landmesser in Eile die Fluchtlinie und die Seitenlinie, das übrige hat der Besitzer zu besorgen. Selbstverständlich ergeben sich daraus viele widerwärtige Verwicklungen, und häufige Eingriffe in die Rechte des Nachbarn. Die Sache dann wieder auszugleichen, ist schwierig, da kommt's zu Klagen, ohne davon zu reden, daß wichtige Sachen, vielleicht Bauten und dergleichen darüber vernachlässigt werden. Und was tut der Herr Landmesser, der geht ganz vergnügt auf die Jagd.

2. Ein monatlicher Betrag wird den Eingewanderten während des ersten Jahres ausgezahlt. Nach Ablauf des Monats müssen sie sich beim Unterdirektor melden, der oft mehrere Meilen entfernt wohnt.

Kommt man auf's Bureau, so ist kein Geld da; der Kolonist muß dann oft wochenlang täglich nachfragen, ohne doch schließlich einen Pfennig zu bekommen. Zeitverluste, unnütze Ausgaben, große Unordnung sind die

Folgen davon. Wär's daher nicht angebracht, an einem bestimmten Tage eine Bekanntmachung zu erlassen, wann die Pension ausgezahlt wird?

3. Der Ackerbau wird in der neuen Welt ganz anders betrieben als in Europa. Daher kommt es häufig vor, daß ein Auswanderer die Sache falsch angreift und somit den ganzen Ertrag der ersten Arbeit einbüßt. Warum giebt man den Neuankommenden keine schriftliche Anordnung, wodurch doch solcher vergeblichen Arbeit vorgebeugt würde?

4. Die Verzögerungen und die Mißbräuche von Seiten der Zollbehörden führen für die Neuankommenden, die oft Wochen-, ja Monatenlang auf ihre Sachen warten müssen erhebliche Nachtheile herbei.

Was hindert denn, ihr Gepäck gleichzeitig mit ihnen zum Büreau der Direktion zu befördern?

Wie manche Verzögerung würde dadurch erspart, wie manchem Diebstahl vorgebeugt?

5. Da das Eigenthumsrecht zu begründeten Besorgnissen Anlaß giebt, warum giebt man's da den Kolonisten nicht wenigstens Bedingungsweise?

6. Wer nach dem Monat Dezember ankommt, dem Ende der Aussaat, muß bis zur Wiederkehr der Saison warten, um die Arbeit aufzunehmen und verliert somit ein ganzes Jahr. Warum gestattet man da die Einwanderung in dieser ungünstigen Zeit?

Leicht könnte ich noch von anderen Mängeln reden.

Digitized by Google

So sollte z. B. jeder Kolonist ohne Verminderung die versprochene Anzahl von Brettern, Nägeln und Sämereien ausgeliefert bekommen. Weiter sollte man, da ein gutes Gespann Ochsen zur Arbeit unentbehrlich ist, nur wirklich brauchbare Tiere zur Verfügung stellen, während tatsächlich gewöhnlich eins von beiden nichts taugt. Thäte man nicht besser, in einer Zeit, wo man soviel kolonisirt, mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln dieser nationale Werk zu fördern?

Fügt man zu all' diesen Mißständen noch die häufigen Fröste, Diebstähle, Überfälle denen man ausgesetzt ist, weiter, wie schwierig es ist, in Krankheitsfällen gleich Hilfe bei der Hand zu haben, die Nothwendigkeit sich in's Krankenhaus bringen zu lassen — und noch dazu in was für eins — und wie umständlich die Lage der Dinge bei Sterbefällen auf der Kolonie ist, so wird man eingestehen müssen, daß im Leben des Kolonisten nicht Alles Gold ist, was glänzt, und daß er sich die Vortheile, deren er sich erfreut, recht teuer erkaufen muß.

Der neue Schweizer-Robinson und seine Insel.

Die Gruppe Juan-Fernandez, welche ungefähr 400 Meilen von der chilenischen Küste entfernt liegt, besteht aus drei Inseln: Mas-a-Fuera, Santa-Klara und Mas-a-Tierra. Letztere war unter spanischer Herrschaft eine Verbrecherkolonie. Berühmtheit hat sie erlangt durch den vierjährigen Aufenthalt des Matrosen Selkirk zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und noch mehr durch das merkwürdige Buch des englischen Schriftstellers De Foe (Robinson Crusoe), welches jenen Gegenstand behandelt. Die von dem armen Einsiedler in den Felsen gegrabene Höhle, ist unversehrt geblieben, eingeschlossen von einem

entzückenden Thälchen, in welchem ganze Wälder von Pfirsichbäumen wachsen. Eine Gedenktafel bezeichnet den Ort, wo der Unglückliche auf der Lauer lag, in der Hoffnung, daß ein Schiff käme, welches ihn aus diesem Gefängnis befreien könnte.

Vulkanischen Ursprungs besteht die Insel ganz aus terrassenförmigen Hügeln, welche bald von üppigen Rasen, bald von dichten Waldungen bedeckt sind. Der Felsen, welcher einsam im Meere liegt, bietet dem Gelehrten ein merkwürdiges Beobachtungsfeld. Seiner Flora und Fauna nach gehört der Archipel von Juan-Fernandez nicht zum benachbarten Festlande Amerika, wie man erwarten sollte, sondern vielmehr zu Polynesien, und insbesondere zu Neuseeland. Daher findet sich hier das jenem Lande eigenthümliche Baum-Farrenkraut, das bisweilen eine Höhe von mehr als sechzig Fuß erreicht. Eine Palmenart, Chonta genannt, ist ebenfalls eine Eigenthümlichkeit dieser so reichen und mannigfaltigen Flora. Der wilde Rhabarber erreicht hier Baumeshöhe; sein Stamm wird mannsdick und seine Blätter sind so groß, daß ein einziges zum Schutze mehrerer Personen genügt.

Diese reizende Insel, sowie ihre Nachbarin, ist von einem unserer Landsleute, Herr von Rodt aus Bern, gepachtet worden. Seit zehn Jahren wohnt er bereits da und hat sich so an das Felseneiland gewöhnt, daß er nicht mehr ans Fortgehen denkt. Diese Vorliebe be-

greift Jeder leicht, der auch nur für ein Paar Augenblicke den Reiz dieses Inselchens empfunden hat.

Die Producte sind mannigfaltig, der Fischfang von Dorsch und Hummer unerschöpflich. Robben findet man besonders massenhaft in Mas-a-Fuera, ebenso wilde Ziegen und Hunde, Abkömmlinge derer, die einst der englische Admiral Anson dort ansiedelte.

Es wäre leicht, die Zucht von Groß- und Kleinvieh zu betreiben, doch wäre dazu unumgänglich nöthig, die reichen Weideplätze zu bevölkern und besonders müßte man mit dem Festlande einen regelmäßigen Verkehr einrichten. Unter solchen Verhältnissen würde die Bewirtschaftung dieses Bodens vielleicht gute Resultate ergeben, wie gesagt vielleicht, denn wie die Erfahrung lehrt, läßt sich eine kleine Insel nicht ohne gewisse Einbusse bewirthschaften.

Von den zahlreichen Eindrücken, die ich von meiner Reise mit heimgenommen habe, wird mir der Besuch auf der Robinson-Insel und die Augenblicke, die ich in der Gesellschaft ihres Besitzers verbrachte, unauslöschlich im Gedächtniß bleiben.[1])

---

[1]) Von demselben Verfasser wird demnächst eine Jugendschrift erscheinen: Reisebericht und ausführliche Beschreibung der Insel, mit Abbildungen der berühmtesten Gegenden.

Die Anden und die argentiniſche Republik.

Von Valparaiſo, wo ich nur einen Abend blieb, um unſern liebenswürdigen Conſul und einige Landsleute zu beſuchen, begab ich mich nach Santiago. Ich mußte hier zunächſt die Mitglieder der Verwaltung aufſuchen und dann einer Einladung Folge leiſten, mit der mich die Schweizergeſellſchaft der Hauptſtadt beehrt hatte.

Dann gings nach der argentinichen Republick. Der Weg über die Anden, welchen die Bewohner der Ebene gern als ein gefährliches, ja verwegenes Unternehmen betrachten, bietet in Wirklichkeit weder Gefahren noch Schwierigkeiten dar.

Digitized by Google

Man überschreitet das Gebirge auf Mauleseln. In los Andes, der letzten Station am Fuße des Gebirges trifft der Reisende ein schriftliches Abkommen mit dem Maultierführer, welcher sich verpflichtet, ihn innerhalb sechs Tagen nach Mendoza zu befördern, welches an der andern Seite der Cordilleren liegt. Auf Drängen des Wirths und des Treibers, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten, versieht der Reisende für schweres Geld mit einem Haufen Lebensmitteln, welche er dann auf den einzelnen Stationen sich viel billiger verschaffen könnte.

Die Maultierkarawane, geführt von einer Madrina (Hauptmann) bewegt sich, ein Tier hinter dem andern im Schnellschritt vorwärts.

Die sonderbare Anhäufung der Gepäckstücke, sowie die ungewohnte Art, die Mauleseln anzuschirren, gewähren einen äußerst malerischen Anblick.

Nach der ersten Tagereise im Tal von Aconcagua, dessen Schmuck in ganzen Wäldern von Pfirsich- und Feigenbäumen besteht, gelangt man zum Hotel Bismark am Rio Colorado. Von da ab geht der Weg steil die höheren Thäler hinauf. Nur Stellenweise ist der kahle und zerklüftete Fels mit spärlichem Graswuchs bedeckt. Da erblickt man den Cactus-chandelier, welcher bis zu einer Höhe von dreißig Fuß, seine dornigen Äste gen Himmel erhebt. Auf diese Pflanze, welche in der Tat einem Leuchter ähnelt, findet sich gewöhnlich ein

Digitized by Google

Schmarotzer mit carminrothen Blüthen, die ihm ein eigenthümliches Aussehen verleihen.

Die Posadas (Herbergen), die man von nun ab antrifft, sind nur elende Baracken. Treffen mehrere Karawanen an an einem dieser Punkte zusammen, um dort zu übernachten, so ist dies Lagern unter freiem Himmel um's Heerdfeuer von wirklich malerischer Wirkung; ein buntes Durcheinander von Reisenden aus den entferntesten Gegenden in ihrer Nationaltracht.

Wie fängt man's nun an, in tiefster Dunkelheit, der Aufbruch findet gewöhnlich in der Nacht statt, die im Thale zerstreuten Maultiere zu sammeln? Das besorgt der „Anführer."

Er läßt seine Glocke ertönen und sofort eilen seine Genoßen herbei, ohne daß jemals ein Irrtum vorkäme.

Das Maultier ist ein tückisches Tier, drum verhüllt der Treiber, wenn er die Waaren aufladet, dem Tiere die Augen, weil er fürchtet, es möchte ihm sonst durchgehen.

Am dritten Tage überschreitet man den Höhepunkt, „Cumbre" 12,500 Fuß über dem Meeresspiegel. In den höher gelegenen Tälern ist der Boden häufig bedeckt mit den Gerippen von Ochsen, die der Kälte und der Ermüdung erlegen und den Condors zur Beute geworden sind, welche Vogelart sich in diesen Gegenden in Menge vorfindet.

Die Luft ist schneidend. Hagelschauer nötigen den

Digitized by Google

Reiſenden langſamer vorzurücken und in einer der „casuchas" (Steinhütten) Schutz zu ſuchen, die von der Regierung errichtet worden ſind, um einen Zufluchtsort beim Unwetter zu gewähren. Ehedem legte man auch dort Lebensmittel nieder zu Gunſten der ſich in Gefahr befindlichen Reiſenden.

Endlich gelangt man zu den berühmten „Caracoles" (Zickzacks) wo der ſchmale Pfad plötzlich eine Biegung macht längs der faſt ſenkrechten Gebirgswand. Dies iſt die ſchwierigſte Stelle. Die keuchenden Maultiere machen alle Augenblick Halt; der Reiter ſelbſt ſucht ſich auf alle mögliche Weiſe im Sattel zu halten.

Vom oberſten Kamme ſchweift der Blick über die zahlloſen Gipfel der Anden, deren Seiten mit Gletſchern und Schneefelder überſät ſind. Unten liegt, in ſchwindelnder Tiefe, das ſchöne Tal der Incas, Argentinien. Ein heftiger und eiſiger Wind weht fortwährend in dieſer Höhe. Von hier an wird der Abſtieg ſehr ſteil. Ungeheure Rinderheerden erklimmen mühſam den Abhang, auf welchem wir uns befinden. Was für Todesangſt hat man dort auszuſtehen, wenn man in ſolchem Engpaß ſo einer oft nach Tauſenden zählenden Heerde begegnet und dann oft ſtundenlang, an die Felswand gedrückt, warten muß, bis die endloſe, mit ihren Hörnern drohende Schaar vorübergezogen iſt!

In Bagnos de los Incas nimmt der ermüdete Wanderer ſicher ein Bad in dem ſchwefelhaftigen Waſſer,

welches sich in den von der Natur in den Tuffstein ausgehöhlten Bassins vorfindet.

Von Punta de las Vacas überschaut man die schneebedeckten Höhen der Anden, deren riesige Spitzen mit ihren gewaltigen Massen bis zu unmeßbarer Höhe sich erheben.

Dann kommt das Hochplateau von Uspallata, welches den Hauptzeug der Cordillieren von der Kette Uspallata scheidet. Dies Plateau ist bedeckt mit zahllosen versteinerten, alabasterweißen Baumstämmen.

Von der letzten dieser Gebirgsketten entdeckt der Reisende la Pampa, oder die Ebene von Argentinien, welche sich wie ein endloses Meer zu seinen Füßen ausdehnt. An den Wänden der eng aneinander gedrängten Schluchten finden sich Tausende von seltsamen Cacteen, die von ferne ganz den Anblick gewähren von Damenmuffen, die auf dem Boden zerstreut umher liegen.

Nach einem ununterbrochenen Ritte von 17 Stunden kommt man endlich totmüde nach Villavicencio, einer kleinen Herberge am Fuße des Gebirges. Von da aus hat man noch eine letzte Strecke von 15 Meilen in der Ebene zurückzulegen. Um nicht der glühenden Sonne in diesen wasserlosen Ebenen ausgesetzt zu sein, macht man den Weg bei Nacht.

Nach zweistündiger Rast macht man sich auf den Weg und durchwandert ohne Aufenthalt die Strecke bis nach Mendoza. Dieser letzte Ritt von 32 Stunden auf

Digitized by Google

dem Rücken eines Maultieres, das ſchon vier mühevolle Tage hinter ſich hat, hinterläßt bei dem Reiſenden einen unauslöſchlichen Eindruck.

Eine 2 Meilen lange Pappelallee dehnt ſich vor der Stadt aus, die gleichſam vor dem armen ermatteten Wanderer flieht.

Die Stadt Mendoza, welche vor nunmehr 30 Jahren durch ein Erdbeben vollſtändig zerſtört wurde, iſt unweit ſeiner alten Lage wieder aufgebaut worden. Heut iſt es eine große, ſchöne Stadt mit breiten Straßen, die mit Bäumen bepflanzt und gut canaliſirt ſind.

Als Eiſenbahnknotenpunkt hat dieſe neue Stadt einen außergewöhnlichen Aufſchwung genommen und wird in kurzem eine bedeutende Stadt werden.

Durch die Kette der Anden gegen Oſtwind geſchützt eignet ſich die Gegend von Mendoza vorzüglich zum Weinbau. Die bisher gewonnenen Sorten ſind zwar gerade keine Tafelweine, da ſie ein wenig Erdgeſchmack haben; aber das iſt ja ein Fehler, welcher allem jungen Weinland gemeinſam iſt, der ſich mit der Zeit verliert.

Von Mendoza nach Villa-Maria, von da nach Roſario, von hier nach Buenos-Ayres durchſchneidet die Eiſenbahn die vereinigten Landſtriche, auf denen unzählige Heerden weiden.

Argentinien hat das gemein mit den Vereinigten Staaten, daß man dort Menſchen aus allen europäiſchen

Ländern trifft. Im Eisenbahnwagen und auf den Bahnhöfen hört man alle Sprachen sprechen. Sogar Montenegro ist zahlreich vertreten. Jedoch überwiegt das spanische und italienische Element.

Die Republik de la Plata ist ein so weites Gebiet, die Kolonien sind soweit von einander entfernt, daß man auf ihren Besuch mindestens drei Monate verwenden müßte.

Ich bedauerte lebhaft, dazu keine Zeit zu haben, ein Vergleich zwischen diesem Lande und Chile wäre sicher nicht unangebracht!

Für uns ist besonders der obere Lauf des rio negro von Interesse. Wie man mir sagt, finden sich auf den Vorbergen der Anden und in den Thälern der Cordilleren reiche Weideplätze, wo die Regierung gern die Milchwirtschaft begünstigen würde.

Leider sind diese Striche noch recht wenig bekannt. Es wäre demnach thöricht, wollte man dort etwas unternehmen, bevor man nicht wüßte, ob die Gegend sicher ist, die Indianer friedlich, das Klima für Kleinviehzucht geeignet, ob sich auf der Weide irgendwelche Giftpflanzen finden, schließlich, ob die Beförderungsmittel bequem sind; der Hammel gedeiht hier, wie bekannt, ausgezeichnet.

Worin liegt für den armen Kolonisten der Wert von Argentinien? Ich wollte, das hätte ich untersuchen können! Mehrere unserer Landsleute, die sich in den Städten niedergelassen haben und mit denen ich mich

Digitized by Google

über dieſen Punkt unterhielt, verſicherten mich, daß die Schweizerfamilien bedeutenden Aufſchwung nehmen. Dies Zeugniß hat jedoch für mich keinen Wert, da ich's nur von Hörenſagen habe.

Um dieſe Frage endgültig zu entſcheiden, müßte man vielmehr nicht nur das Urtheil derer hören, die dort ihr Glück gemacht haben, ſondern beſonders derer, die ohne einen Heller dorthin kamen und auf ihrer Händearbeit angewieſen waren.

Digitized by Google

Ein beherzigenswerter Rat.

„Der Auswanderung wird das Vaterland endlich doch einen ſicheren Stab an die Hand geben, und die ſcheidenden Kinder auch über die Ozeane mit ſeiner Sorge und den treuen Schutzgöttern der alten Heimat begleiten müſſen!“ ſo äußerte ſich der Präſident des Nationalrathes Auguſtin Keller in einer Eröffnungsrede. Bisher ſind dieſe hochherzigen Wünſche noch nicht verwirklicht. Die Auswanderer ſind heute noch ebenſo ſich ſelbſt überlaſſen, wie vormals.

Bedenkt man die traurigen Folgen einer unüberlegten Reiſe, ſo muß man ſich fragen: hat denn die Geſell-

Digitized by Google

schaft denen gegegenüber keine Pflichten, welche durch widrige Umstände sich gezwungen sahen, im fremden Lande zu suchen, was ihnen die Heimat versagt? Sind denn die von unseren Landsleuten in Brasilien ausgestandenen Leiden und die skandalösen Geschichten von Neu-Frankreich schon in Vergessenheit geraten?

Sollte die Schweiz, die im Lauf von zehn Jahren im Durchschnitt 75,000 ihrer Kinder die Heimat verlassen sieht, ihrem Schicksale gegenüber gleichgültig bleiben?

Damit die Auswanderung möglichst günstige Resultate erziele, darf sie nur unter ganz bestimmten Bedingungen stattfinden. Klima, Boden, Regierung, Bevölkerung, das sind so wesentliche Factoren, daß jeder Auswanderer ganz genau darüber unterrichtet sein muß.

Aber wie soll man das anfangen, wird man entgegnen?

Die Sache ist keineswegs so schwierig.

Da sich der Arme so leicht durch die verführerischen Aussichten, von denen man ihm vorredet, blenden läßt, so sollten wir der lügnerischen Propaganda der Geheimagenturen und Flugblätter die unser Land überschwemmen, ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild entgegenstellen. Errichten wir doch ein centrales Auskunftsbureau für Auswanderer.

Warum sollte die „Gemeinnützige" Schweizergesellschaft dieses so anßerordentlich patriotische Werk nicht in die Hand nehmen?

Eine derartige Einrichtung, die einem dringenden Bedürfniß entſpräche, würde ſich ſehr bald das Vertrauen unſeres Volkes gewinnen, das mit demſelben nie zurückhält, wo es ſich um Angelegenheiten des allgemeinen Wohles handelt.

Möchte dieſer Wunſch doch Gehör finden!

Digitized by Google

Iſt Chile zu empfehlen?

Worin beſteht der Wert Chile's und wer kann dort ſein Glück machen? fragte man mich allerorts. Die Entſcheidung dieſer Frage iſt um ſo ſchwieriger, da der Erfolg weniger von äußeren Umſtänden abhängt als von der Tüchtigkeit des Einwanderers.

Hier ebenſo wie anderswo iſt der Zugang zu gewiſſen Carrieren ſehr leicht, andere ſind wiederum durchaus verſchloſſen. Die Überfüllung in gewiſſen Berufsarten iſt größer als in Europa, und ich kann z. B. einem Lehrer nur abraten, dorthin zu gehen, wenn er nicht eine Stelle ganz ſicher in Ausſicht hat.

Digitized by Google

Da übrigens in der neuen Welt das materielle Leben Alles beeinflußt, so nehmen die Handwerker die erste Stelle ein, Zimmerleute, Tischler, Wagenbauer, Hufschmiede, Schlosser und dergleichen. Außerdem können die, deren Spezialität das Baufach in allen seinen Einzelheiten und die Fabrikation von Ackergeräthen ist, wenn sie gute Arbeiter sind. Was den Kolonisten und besonders den mittellosen betrifft, so dürfte er wohl anderswo nicht so leicht sein Brot finden wie hier.

Chile entfaltet zwar nicht wie die Vereinigten Staaten oder die argentinische Republick jene fieberhafte Thätigkeit, die es ermöglicht, steinreich oder bettelarm zu werden. Da dies Land abgeschlossen von Gebirge und vereinsammt liegt in Folge der großen Entfernung von Europa, da es ferner durch seine Lage genötigt ist, abseits zu leben, so nötigt es seine Bewohner zu einer friedlichen Lebensweise. Plötzliches Reichwerden ist ein unbekanntes Ding, ja geradezu unmöglich. Hier giebts nur einen guten Mittelstand, geringe Ansprüche und stilles Glück. Es ist somit nicht denen zu empfehlen, die darauf brennen, reich zu werden, sondern vielmehr solchen, die sich mit einem bescheidenem Vermögen begnügen, das sie in Ruhe und Frieden genießen können.

Digitized by Go

Schluß. — Eine Pflicht.

„Man muß also Neger sein, damit man sich um uns bekümmert!“ Dieser vielsagende Ausruf aus dem Munde eines unsrer Landsleute beweißt besser als lange Reden, wie tief noch das religiöse Bedürfnis unter den Eingewanderten ist. Ich sage „noch,“ denn der Augenblick ist nicht mehr fern, wo sie von allem Gottesdienst entblößt, in vollständige Gleichgiltigkeit verfallen. Die Katholiken haben ihre Priester die sie regelmäßig besuchen, die Protestanten haben nichts, durchaus nichts.

„Wir hoffen, daß in Folge Ihres Besuches wir bald einen Seelsorger bekommen werden. Legen Sie, wenn

Digitized by Google

Sie wieder daheim sind, ein gutes Wort für uns ein, daß man uns nicht vergißt;" sagte man mir alle Augenblicke. — Hiermit entledige ich mich meines Auftrages.

In der Schweiz, wo alle guten Werke der Unterstützung gewiß sind, und wo alljährlich bedeutende Summen zu Gunsten der verschiedensten Missionen gesammelt werden, sollten sich da nicht Mittel finden, diesem so dringenden Hilferufe Folge zu leisten?

Sind denn unsere Ausgewanderten nicht „Bein von unserem Bein und Fleisch von unserem Fleisch" und haben wir somit ihnen gegenüber nicht heilige Verpflichtungen? Sollten sich nicht Christen finden, die die Gesellschaft ermutigen würden, doch unsere Landsleute nicht ganz und gar aufzugeben?

Zwei Pastoren würden vollkommen für diese Arbeit genügen, und da in kurzer Zeit die Kolonisten im Stande sein würden, die Kosten des Unternehmens zu bestreiten, so würde es sich nur darum handeln, die Mittel für den Anfang aufzubringen [1].

Möchten doch diese Zeilen denen ein Mahnruf sein, die Gott für dieses segensreiche Werk bestimmt.

---

[1] Der Verfasser, dem viel an der Verwirklichung eines so nützlichen Projectes liegt, wird nächstens ein kleines Schriftchen erscheinen lassen, welches zu Gunsten des Unternehmens für 20 Cts. käuflich ist für Jedermann, den diese Frage interessirt.

Digitized by Google

Ein Wort an die Auswanderer.

1. Derjenige, welcher seine Heimat zu verlassen gedenkt, möge vorsichtig sein bei der Lectüre von Schriften, die über irgend ein Auswanderungsgebiet veröffentlicht worden sind. Ich habe viele gelesen, aber keine einzige ist mir vorgekommen, welche die Lage des Kolonisten wahrheitsgetreu schilderte, oder welche die für den Auswanderer notwendigen Winke erteilte.

2. Ehe er sich entscheidet, soll er wohl „für und wider" abwägen, wenn er es nicht später bitter zu bereuen haben will. Ein Familienvater darf z. B. niemals vergessen, daß seine Kinder, wenn er auswandert, aller

intellectuellen und moralischen Erziehungsmittel verlustig gehen. Er muß gewärtig sein, daß sie in Unwissenheit und Ungehorsam aufwachsen und sich grobe Manieren angewöhnen.

3. Wenn die materielle Lage des Auswanderers in der „Neuen Welt" besser ist, so muß man doch auch die vielen Entbehrungen in Anschlag bringen, die man sich auferlegen muß. Bequemlichkeit, Gesellschaft, Unterhaltung, Bildungsmittel, Sonntagsfeier, Predigt, Lectüre, alles was bei uns den Reiz des Lebens ausmacht, fehlt da; die Lebensweise ist farb- und reizlos.

4. Man soll sich nur ja nicht blenden lassen durch den hohen Gehalt, welcher oft ausgezahlt wird, und etwa daraus schließen, man könne dort schnell ein großes Vermögen erwerben. Was in Betracht kommt, ist nicht das, was man verdient, sondern das was man erspart; übrigens wenn dort das Geld leicht eingeht, so giebt sich's ebenso schnell aus; wenn man am Jahresschluß die Bilanz zieht, ergiebt sich oft kein Überschuß. An große Ersparnisse kann also niemand denken.

5. Nur eine kleine Anzahl gelangt dort zu einem Vermögen, gerade wie in Europa und auf dieselbe Weise: durch Fleiß und Sparsamkeit. Fehlt dies Beides, so kommt man zu nichts.

6. Ein großer Irrthum ist der, daß man meint, der Ausgewanderte habe dort weniger zu tun als bei uns; im Gegenteil. Der Tag ist so angefüllt mit Arbeit, daß

Digitized by Google

er keinen Augenblick zu verlieren hat. Der Faule kommt ſchnell ins größte Elend. Die Schwächlichen und Unpraktiſchen haben ebenfalls eine ſehr ſchwierige Lage, denn, noch mehr als bei uns, muß man dort offne Augen haben, wenn man nicht übervorteilt werden will.

Die Trägen und Sorgloſen, die ſich auf die Unterſtützung Anderer verlaſſen, kommen auch hier nicht vorwärts.

Trinker gehen ſchnell zu Grunde.

7. Ein bemerkenswerter Punkt: Keinen einzigen Greis habe ich im fremden Lande getroffen, der nicht lebhaft bedauert hätte, ſeine Heimat verlaſſen zu haben. Sein ganzes Leben fern vom Vaterlande zubringen zu müſſen und doch ſchließlich nur ein kärgliches Auskommen zu haben, iſt das nicht eine Enttäuſchung?

8. Von dem Augenblick an, wo ein Menſch ſich zu dem großen Opfer entſchließt, ſeine teure Heimat zu verlaſſen, kommt für ihn Alles darauf an, ſich in einer Gegend niederzulaſſen, wo er ein leichtes und gutes Auskommen hat, ſonſt tut er beſſer zu Haus zu bleiben. Vor allem gilts, den ſchroffen Wechſel des Klimas zu vermeiden. Mögen auch die Vorteile die Canada und Braſilien z. B. bieten, noch ſo groß ſein, ſo iſt doch weder das eine noch das andere unſeren Landsleuten zu empfehlen. Die gemäßigten Zonen ſind die einzigen, wo er ſich niederlaſſen darf.

9. Obgleich die Vereinigten Staaten weit aus das

intereſſanteſte Land bleiben, ſo ſind ſie heutzutage doch zu überfüllt, als daß ſich der Koloniſt dort eine ſichere Stellung ſchaffen könnte.

10. Die Länder mit ſpaniſcher Bevölkerung haben einen Vorteil vor denen mit engliſcher, der Kampf um's Daſein iſt dort weniger lebhaft und die Concurrenz weniger zu fürchten.

11. Ein junger, unverheirateter Mann wird niemals einen guten Koloniſten abgeben, falls er ſich nicht mit Freunden vereinigt.

12. Da die Kleidungsſtücke ſehr teuer ſind, ſo tut der Auswanderer gut, ſich genügend damit zu verſehen, gleichviel ob es neue oder alte ſind; auch möge er alle möglichen Wirtſchaftsgegenſtände mitnehmen.

13. Was den Geldpunkt anbetrifft, ſo iſt es am vorteilhafteſten, ſich mit engliſchem Gold zu verſorgen. Überall iſt es in Kurs, wogegen man bei franzöſiſchem, deutſchem, ſpaniſchem und anderem Golde verliert. Das Silbergeld der ſüdamerikaniſchen Republiken ſteht unter ſeinem wirklichen Werte.

Beiſpielsweiſe hat der Thaler in Chile höchſtens den Wert von 3 oder 4 Franken.

Digitized by Google

Inhaltsregister:

	Seiten.
Die Fahrt	5
Talcahuano und Concepcion	61
Angol	86
Traiguen	101
Die Kolonien	109
Die Kolonien Chanco und Licura	115
„ Quechereguas	142
Versammlung im Fort	170
Die Kolonie Chanco. — Ein Besuch bei den Maputsch Indianern	175
Die Kolonien Traiguen	184
„ Quino	194
„ Salto, Pua und Quillem . . .	208
„ Nillol und Galvarino	221
„ Victoria	239
„ Ercilla	264
„ Dulmo	276
Eine Landsgemeinde unserer Landsleute. . . .	289
Schattenseiten	294
Der neue Schweizer-Robinson und seine Insel .	301
Die Anden und die argentinische Republik. . .	304
Ein beherzigenswerter Rat.	312
Ist Chile zu empfehlen?	315
Eine Pflicht	317
Ein Wort an die Auswanderer	319

Digitized by Google

Digitized by Google

Von demselben Verfasser.

Für die Jugend:

Charles Gordon, un héros. Dieses Buch, welches drei Auflagen in demselben Jahre erreichte und von der Stadt Paris, und vom Erziehungsdepartement von Belgien sowohl als vom Schuldepartement des Kanton Waadt für alle Bibliotheken adoptirt wurde, bildet einen eleganten Band von beinahe 400 Seiten, mit 3 Karten und 21 Bildern. — Preis des Buches . . . . . 3 Fr. 50

Zu haben beim Verfasser, Suchy, Waadt.

Eine Mission zu gründen oder die Evangelisation unserer Landsleute in Chile. — Broschüre. — Preis 20 Cts. Zu Gunsten des Unternehmens.

In Vorbereitung:

Erinnerung an die Insel Robinson Crusoe, mit Abbildungen von den schönsten Punkte der Insel.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF TEXAS AT AUSTIN - UNIV LIBS

3018574332

0 5917 3018574332

Digitized by Google